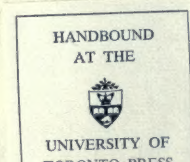




# Goethes

# Sämtliche Werke

## Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden

In Verbindung mit Konrad Burdach, Wilhelm Creizenach, Alfred Dove, Ludwig Geiger, Max Herrmann, Otto Heuer, Albert Köster, Richard M. Meyer, Max Morris, Franz Muncker, Wolfgang von Oettingen, Otto Pniower, August Sauer, Erich Schmidt, Hermann Schreyer und Oskar Walzel

herausgegeben von Eduard von der Hellen




Stuttgart und Berlin

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

# Goethes Sämtliche Werke

Jubiläums-Ausgabe

Neunundzwanzigster Band

---

## Aus einer Reise in die Schweiz 1797
## Am Rhein, Main und Neckar 1814 und 1815

Mit Einleitung und Anmerkungen von Otto Heuer






Stuttgart und Berlin
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

# Einleitung

Der vorliegende Band Goethischer Reiseberichte aus den Jahren 1797, 1814 und 1815 enthält sehr verschiedenartige Bestandteile; verschieden nicht nur durch das weite zeitliche Auseinanderliegen, sondern noch mehr durch Art und Zweck der Berichte, durch die von der einfachen Tagebuchnotiz bis zu hoher künstlerischer Vollendung der Form sich erhebende Darstellung. Und doch bilden sie ein Ganzes als Teile der großen Selbstbiographie, die als wichtigste und fruchtbarste Lebensereignisse vor allem die Reisen berücksichtigt und mit diesen länger dauernden Entfernungen aus Weimar abschließt.

Die Reise in die Schweiz über Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen versetzt uns in die Zeit der vollen männlichen Reife Goethes und kennzeichnet eine wichtige Stufe seiner Entwicklung. Das Leben des Dichters ist erfüllt von dem unermüdlichen Ringen mit sich selbst, mit den eigenen Schwächen und Leidenschaften, und von dem unablässigen Kampfe mit der ihn umgebenden Welt der Menschen und Dinge, deren Einwirkungen seine reizbare und bewegliche Seele, freudvoll und leidvoll, in heftige Schwingungen versetzen.

In der Jugend ist er in diesem Kampfe vielfach der Unterliegende. Unbewußt nimmt er die Eindrücke auf, wie sie wirr und ungeordnet auf ihn hereinstürmen, und er befreit sich von ihnen nur, indem er seine Emp-

findungen in vollen dichterischen Akkorden ausströmt. Heranreifend fühlt er in immer stärkerem Grade das Bedürfnis, Herr zu werden über sich selbst und die auf ihn wirkende Welt. Diese Herrschaft suchte er durch drei Mittel zu erlangen: klare Erkenntnis des Wesens der Erscheinungen, systematische Ordnung ihrer Massen und bewußtes Handeln.

Seine naturwissenschaftlichen Studien, der Einfluß Schillerscher Klarheit und die Verbindung mit dem ruhigen Systematiker Heinrich Meyer förderten ihn in seinem Streben. Seiner Natur gemäß wurde aber auch dieses Streben mit Leidenschaft ergriffen und entbehrte, besonders im Anfang, nicht der Überschwenglichkeit. Die Empfindsamkeit früherer Jahre sollte verbannt, der Verstand allein sollte in Zukunft seinen Schritten Richtschnur werden. Wie gering erschien ihm jetzt sein reiches und vielseitiges, mühelos erworbenes Wissen im Vergleich zu den gediegenen, mit Ausdauer erarbeiteten Kenntnissen Heinrich Meyers. Das Genie blickte zu diesem sicher in sich ruhenden Normalmenschen wie ein Schüler zu seinem Meister empor.

Wohl hat es Goethe in einer strengen Selbstcharakteristik (Bd. 25, S. 277 f.) zu Beginn unserer ersten Reise in seiner Vaterstadt ausgesprochen, daß sein eigentlicher Beruf der des Dichters sei, daß ihm zur bildenden Kunst das Organ, zu den Geschäften die Biegsamkeit, zur Wissenschaft die Beharrlichkeit fehle; aber diese Beharrlichkeit wenigstens wollte er erzwingen. Zeuge dessen sind die umfangreichen Vorarbeiten, die er für die seit 1795 mit Meyer geplante dritte italienische Reise unternahm und die jetzt in der zweiten Abteilung des 34. Bandes der Weimarer Ausgabe zugänglich sind.

Diese Reise sollte nicht wie die früheren ein zielloser Flug in die Weite sein, sondern wohl vorbereitet

wollte er mit dem Freunde hinausziehen in das gelobte Land der Kunst. Nach einem genau erwogenen und festgestellten Schema wollte er die Dinge betrachten, die nicht in wahlloser Fülle auf die Beschauer einwirken, sondern nur auf bestimmt gestellte Fragen Auskunft geben sollten. Ein umfangreiches, auf der Höhe der Wissenschaft stehendes Werk über Italien sollte die Frucht dieses planvollen Studiums sein.

Aber erst 1797 fand Goethe Muße, dem vorausgereisten Freunde nachzufolgen. Am 30. Juli fuhr er mit Christiane und August, die er zum ersten Male der Mutter zuführen wollte, von Weimar ab und gelangte am 3. August nach Frankfurt, wo er bis zum 25. August verweilte. Auch zur Betrachtung der Vaterstadt brachte er ein sorgsam ausgearbeitetes Schema mit. Denn kritisch, wie ein Fremder, wollte er auch diese Station seiner Reise behandeln. Und wie ein Fremder erschien er sich in der Heimat. Nicht mehr sein trautes Giebelstübchen nahm ihn auf, wie ehedem, sondern die Räume der gleichgültigen Mietwohnung seiner Mutter im „Goldenen Brunnen", an denen keine Erinnerung der Jugendzeit haftete.

Junge Leute pflegen für die Zustände ihres Geburtsorts kein forschendes Interesse zu haben, da das, was sie von der Kinderzeit an umgibt, ihnen als etwas selbstverständlich Gegebenes erscheint. So war es auch ihm gegangen. Zudem war das Frankfurt von 1797 die vielfach noch mittelalterlich anmutende Reichsstadt nicht mehr, in der er aufgewachsen war. Handel und Verkehr hatten sich gewaltig entwickelt, die Kriegsjahre die alten soliden Verhältnisse verändert, die früher herrschende Aristokratie der Patrizier und Graduierten wurde durch die neu emporkommende Finanzaristokratie immer mehr überflügelt. Es war der Beginn der Übergangs-

zeit zur modernen Geld- und Geschäftsstadt. Das ungewohnte Hasten und Treiben erschien dem im stillen Weimar fast zum Kleinstädter Gewordenen anfangs verwirrend und beängstigend. Seine früheren kürzeren Besuche 1779, 1792 und 1793 hatten zu einer Beachtung der heimischen Verhältnisse keine Zeit gelassen. Zudem fehlte ihm damals der Forschungstrieb, der ihn jetzt erfüllte, fehlte ihm der „skeptische Realism", der ihm jetzt als die notwendige Ausrüstung eines Reisenden erschien.

So begann er die Vaterstadt mit möglichster Objektivität und möglichster Unterdrückung aller Gefühlsregungen zu studieren. Der äußere Charakter der Stadt, ihre Bauten, die politischen und wirtschaftlichen Zustände wurden in genauer Beobachtung und im Gespräch mit kundigen Männern, wie an der Hand von literarischen Hilfsmitteln erforscht. Besonders nahm das Theater seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Den großartigen Bühnendekorationen des Fuentes hat er, nicht ohne den Hinblick auf die praktische Verwertung für Weimar, die sachkundigste Anerkennung gewidmet. Sein ihn begleitender Schreiber Geist bekam genug zu tun mit dem Sammeln und Einheften des verschiedenartigsten Materials in die „Reise-Akten". Tageszeitungen, Theaterzettel, Predigten, Marktpreise, Auszüge und Aufzeichnungen aller Art fanden sich da zusammen, die mit den Tagebuchnotizen die Unterlage für das geplante große Reisewerk bilden sollten. Daneben wurden auch, in täglichem Zusammensein mit Freund Sömmerring, dem großen Arzte und Forscher, naturwissenschaftliche Fragen eifrig erörtert. Besonders wertvoll waren ihm hier Sömmerrings Untersuchungen über das Auge. Auch im weiteren Verlauf der Reise behaupten diese Interessen ihren Platz. Vom Reisewagen aus wird, neben dem Stande der Saaten, auch die Bodenbeschaffenheit, das

Gestein am Wege unausgesetzt beobachtet und im Tagebuch verzeichnet. Die bunten Fenster alter Kirchen regen Betrachtungen über Glasmalerei im Zusammenhang mit seinen Farbentheorien an. So gelangte der Reisende über Heidelberg nach Stuttgart, wo er vom 29. August bis 7. September verweilte. Aus den Zeiten Karl Eugens befand sich hier noch eine Anzahl tüchtiger Künstler, die der Herzog in Paris und Rom hatte ausbilden lassen. Goethe trat in ihren Kreis als der kenntnisreiche Kunstfreund ein, er besuchte ihre Ateliers und verfolgte ihre Arbeiten mit lebhaftem Anteil. Sein Bestreben ging dahin, für Weimar und besonders für den Bau des neuen Schlosses tüchtige Architekten und Künstler zu gewinnen. Mit Thouret und anderen gelang es ihm während seines Aufenthalts in der schwäbischen Hauptstadt die Verbindung anzuknüpfen, die sie nach Weimar führte.

Von Stuttgart ging es nach Tübingen, wo er bei den Professoren der Universität mancherlei Anregung fand und nicht ohne Genugtuung feststellen konnte, daß in seinem Jena ein frischeres geistiges Leben herrsche als auf der alten Eberhard-Karls-Universität. Nun aber zog es ihn unaufhaltsam an den Züricher See, wo Heinrich Meyer, aus Italien zurückgekehrt, seiner in Stäfa wartete.

Nur dem Rheinfall von Schaffhausen wurde noch ein Tag gewidmet. Zum dritten Male versenkte sich Goethe in die Betrachtung des gewaltigen Naturphänomens. Wie groß und einfach der erste Anblick 1775 auf ihn gewirkt, lassen die Worte aus der „Dritten Wallfahrt nach Erwins Grabe" (Bd. 33, S. 42) erkennen: „... vor dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins ... wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung, wird in der Seele reg, was auch Schöpfungskraft in ihr ist." Vier Jahre später stand er mit Karl August und Lavater in schwärmerischer Verzückung an der gleichen Stelle.

Ein Gespräch über das Erhabene entspann sich aus der Betrachtung. „Es ist mit Lavater wie mit dem Rheinfall: man glaubt auch, man habe ihn nie so gesehen, wenn man ihn wiedersieht; er ist die Blüte der Menschheit, das Beste vom Besten“ — so schreibt der Dichter am 7. Dezember 1779 an Frau von Stein.

Anders jetzt. Empfindsamkeit und Schwärmerei sind überwunden. Der Reisende sucht sich das Naturschauspiel und dessen Wirkung auf die Seele des Beschauers bewußt zu erklären. Er zergliedert und entwirft ein skizzenhaftes Schema für seine Beschreibung. Ein Gewinn und doch auch ein Verlust. Und was war ihm jetzt noch Lavater! Längst hatte er in der Erkenntnis der Verschiedenheit ihres Wesens sich von ihm abgewandt. Als er nun die Stadt wieder betritt, wo jener ihm einst alles war, da kennt er ihn nicht mehr und weist seinen Versuch, sich ihm wieder zu nähern, schroff zurück.

Aber noch eine zweite Freundschaft verband ihn seit langen Jahren mit Zürich. Sein erster Besuch galt Frau Bäbe Schultheß auf dem Schönenhof. Doch das alte Verhältnis zu der edeln reinen Frau, in dem seine Seele offen vor ihr lag, will sich nicht wieder in der früheren Vertraulichkeit gestalten. Er weicht ihr von da an zu ihrem Kummer aus. Auch ohne Worte fühlt er, daß sein Leben mit Christiane Vulpius, mit der Frau, die vor der Welt nicht seine Gattin ist, trennend zwischen ihnen steht. Der beredte Vorwurf und die stumme Frage, die in dem klaren Blick dieser leidenschaftslosen Augen liegt, bedrückt ihn um so mehr, da er ihr nicht Unrecht geben kann, so gern er es möchte. Er will auch nicht an die empfindsame, schwärmerische Periode erinnert sein, die er mit Stolz jetzt völlig überwunden zu haben glaubt. „Das Sehnsüchtige, das in mir lag, das ich in früheren Jahren vielleicht zu sehr gehegt und bei fortschreitendem

Leben kräftig zu bekämpfen trachtete, wollte dem Manne nicht mehr ziemen."

Er eilte nach Stäfa zu Heinrich Meyer. In der Gesellschaft des treuen Freundes, in dem gemeinsamen ernsten Streben nach Erkenntnis des Höchsten in der Kunst, da ward es stille in seiner Seele, da schwiegen die widerstreitenden Gefühle, die das heiße Herz durchbebten. Mit ihm trat er am 28. September die elftägige Fußwanderung über Schwyz und Altdorf zum St. Gotthard an. Zum dritten Male stand er auf der Höhe des Passes, und zum dritten Male kehrte er hier um, ohne nach Italien hinabzusteigen. Die große italienische Studienreise war endgültig aufgegeben, Goethe sah das geliebte Land nicht wieder. Neben all den äußern Gründen, die die Fahrt in die von kriegerischen und politischen Unruhen erfüllten Gegenden widerrieten, war es wohl das dunkle Gefühl, daß das schöne Bild Italiens, das er im Innern wie ein Heiligtum bewahrte, durch einen erneuten Besuch unter diesen Umständen von seinem zauberischen Glanze verlieren müsse. Hatte er doch bereits bei seinem kurzen zweiten Aufenthalt auf italischem Boden 1790 es verspürt, daß die Wirkung nicht mehr die alte war. Mochte der Forscher von dem eindringenden Studium der Kunstwerke Italiens fortschreitende Erkenntnis erhoffen, der Dichter konnte es nicht über sich gewinnen, als skeptisch-realistischer Reisender das Land wieder zu betreten, das er einst mit sehnsüchtigem Verlangen umfaßt, mit unbefangener Freudigkeit genossen hatte. Was konnte Italien dem Wunsche noch Höheres bieten?

Meyer hatte zudem die Kunstschätze der Antike und Renaissance so gründlich durchforscht und brachte eine solche Fülle von Stichen, Zeichnungen und Skizzen mit, daß ein reiches Material für das Studium gewonnen

war. Gleich nach der Rückkehr vom Gotthard begann in Stäfa dieses Studium und der Gedankenaustausch der Freunde über die wichtigsten Probleme der bildenden Kunst, welche beide dann lange Jahre beschäftigten. In jenen schönen Stunden am Züricher See wurde der Plan der „Propyläen“ gefaßt, deren herrliche Einleitung (Bd. 33, S. 102 ff.) Goethes Auffassung der Antike so klar erkennen läßt. Niemals war er von dem hohen vorbildlichen Wert der antiken Schöpfungen für alle Kunst überhaupt so tief durchdrungen wie in jenen Jahren. Er befand sich darin mit der Mehrzahl seiner Zeitgenossen noch in vollstem Einklang. Überall Nachahmung des Griechen- und Römertums. Antike Größe wollen die Revolutionshelden widerspiegeln, die edle Einfachheit der Alten soll im Empirestil zum Ausdruck kommen, ja die Mode zwingt den Damen ein Kostüm auf, das den Anspruch erhebt, griechisch zu sein. Diese Menschen, in ihren Städten noch bedrückt von mittelalterlicher Enge und Winkelei, müde der Schnörkel des Barock und Rokoko, sind erfüllt von einer förmlichen Sehnsucht nach schlichter Geradlinigkeit, wie sie in Goethes Reisebetrachtungen deutlich genug sich ausspricht. Diese sich überall geltend machende Nachahmung war aber längst eine sklavische und äußerliche geworden. Unter den jüngern Künstlern begann sich eine Reaktion gegen den konventionellen klassischen Stil vorzubereiten, die sich die von naiver Gefühlsinnigkeit erfüllten Schöpfungen der Präraffaeliten zum Muster nahm. Äußerliche Nachahmung auch hier. Von der Natur war der manierierte Klassizismus wie diese an eine längst überwundene Kunstepoche sich klammernde Romantik gleich weit entfernt.

Für Goethe aber war die lebendige Natur die ewige Lehrmeisterin. Die Meisterwerke der Antike sind Natur, in die Sphäre der Kunst erhoben. Daher müssen wir

diese Werke studieren, in sie einzudringen versuchen, an ihrer Hand müssen wir die Natur nachbilden lernen, wie sie es getan. Das ist sein künstlerisches Glaubensbekenntnis, das ihm zum Dogma wird, für das er einen jahrzehntelangen, aber vergeblichen Kampf kämpft. Während er in den Vorhöfen einer neuen ernstklassischen Kunst zu stehen meint, schreitet die Romantik über allen Klassizismus hinweg von Sieg zu Sieg.

So hoch er aber auch die Antike stellte, so wußte er doch tüchtige Leistungen mittelalterlicher Kunst zu würdigen. Am 19. September 1797 urteilt er in seinem Tagebuche bei Betrachtung der Glasfenster zu Bülach, daß man an ihrer Kunst den Kerngeist ihrer Zeiten erkennen könne, „derbständig und bürgerlich vornehm". Nicht nur dem Studium der Kunstschätze Italiens, sondern auch der des deutschen Mittelalters sollte die Reise gelten. Schon am 16. November 1795 hatte er an Meyer geschrieben: „Nürnberg hoff' ich dereinst mit Ihnen zu sehen und glaube selbst, daß man von da, und von Augsburg aus, den alten deutschen Kunsthorizont recht gut werde überschauen können."

Auf der Rückfahrt weilten die Reisenden vom 6. bis 15. November 1797 in Nürnberg, aber über den Eindruck, welchen die dortigen Kunstwerke auf Goethe machten, erfahren wir nichts. Das tiefere Eindringen in das Verständnis der Antike nahm ihn zu sehr in Anspruch, als daß er gleichzeitig noch ein ganz anderes Kunstgebiet mit Liebe und Eifer hätte umfassen können. Ende November traf Goethe wieder in Weimar ein. Reichliches Material für das beabsichtigte Werk über seine Reise brachte er mit. Und doch ist dieses Werk nie zu stande gekommen.

Während des Fußmarsches auf den Gotthard, in der poetisch stimmenden Umgebung, verzeichnet sein Tagebuch am 5. Oktober den flüchtigen Gedanken, die Reise als

„Halbroman" zu schreiben. Aber schon wenige Wochen später, am 25. Oktober, heißt es im Briefe an Böttiger: „Unsere Absicht ist, ein paar allgemein lesbare Oktavbände zusammenzustellen und im dritten das als Noten und Beilagen nachzubringen, was vielleicht nur ein spezielleres Interesse erregen könnte." Einer ausführlichen Reisebeschreibung sollte also ein umfangreicher, wohl hauptsächlich künstlerische Fragen erörternder Apparat beigegeben werden. Diese aus den Anregungen der Reise hervorgegangenen kunsttheoretischen Erörterungen traten aber in der nächsten Zeit so sehr in den Vordergrund, daß sie das Interesse an den äußeren Reiseerlebnissen zurückdrängten. Die „Propyläen", in denen Goethe und Meyer die in gemeinsamem Gedankenaustausch gewonnenen Anschauungen niederlegten, vertreten also gewissermaßen den ins Auge gefaßten dritten Band der Reisebeschreibung.

Von Ansätzen zu einer Verarbeitung der drei Faszikel füllenden „Akten einer Reise in die Schweiz" findet sich jahrzehntelang keine Spur. Erst 1822, in Verbindung mit dem Plane der Herausgabe seiner sämtlichen Schriften, faßte Goethe eine Darstellung der Schweizerreise von 1797 wieder ins Auge. Aus dem trotz allen Schematisierens doch völlig unmethodisch zusammengebrachten Aktenmaterial ließ sich aber weder ein Bild des Verlaufs der Reise noch des Reisenden selbst gestalten. Goethe ließ daher im Winter 1823/24 Abschriften seiner Tagebücher von 1797 und der auf der Reise geschriebenen Briefe anfertigen. Das große Reisewerk, für das er seinerzeit so eifrig schematisiert und gesammelt hatte, war endgültig aufgegeben. In der „Sicherung meines literarischen Nachlasses" von 1824 heißt es: „Entschieden auf die Gegenwart gerichtet, faßte ich alles augenblicklich auf und reihete das Geschriebene Tag vor Tag an einander;

und so wird es nun auch wohl bleiben und zur Herausgabe kommen müssen, ohne an eine künstlerische Ordnung weiter zu denken, die auch in diesem Fall nicht einmal rätlich und tulich wäre" (Weimarer Ausgabe Bd. 41 II, S. 92). Er selbst hat die Herausgabe nicht mehr besorgt. In den letztwilligen Verfügungen über seinen literarischen Nachlaß vom 22. Januar 1831 reiht er die „Schweizerreise vom Jahre 1797" dem letzten Teile von Dichtung und Wahrheit an und bevollmächtigt seinen getreuen Eckermann mit der Herausgabe. Dieser hat sich vom Oktober bis Dezember 1832 der Arbeit gewidmet. Er hat auf die Heranziehung und Verarbeitung des mancherlei Wertvollen, das in den Aktenfaszikeln begraben lag, verzichtet und im wesentlichen eine Zusammenstellung von Tagebuch- und Briefabschriften gegeben.

In dieser Gestalt ist dann die Reise im Jahre 1833 zuerst erschienen. Kein Kunstwerk, sonderbar sich abhebend unter den formvollendeten Werken; aber eine wertvolle biographische Quelle zur Erkenntnis des Entwicklungsganges Goethes. Ihr Wert nach dieser Richtung wird, wie er selbst betont, eben durch ihre Formlosigkeit erhöht. Keine spätere Überarbeitung verdunkelt, wie bei den früheren Teilen seiner Selbstbiographie, das getreue Spiegelbild dessen, was er in jener wichtigen Epoche gedacht und empfunden. Und als solches wird auch der Leser, der in Goethes Werken mehr sucht als nur ästhetischen Genuß, diese losen Blätter begrüßen.

Und doch — so photographisch genau das Bild ist, vollständig ist es nicht. Der realistische Reisende, der scharfe Beobachter, der unermüdliche Forscher, der umsichtige Verwaltungsbeamte ist deutlich gezeichnet, aber die Züge des Dichters sind kaum erkennbar.

Wie ist aber ein Bild Goethes ohne sie denkbar?

Auch die Forschungsreise von 1797 ist nicht ohne

dichterische Frucht geblieben. Freilich sucht der früher so Offenherzige jetzt das, was sein Herz bewegt, immer mehr vor der Welt zu verbergen. Die beginnende äußere Wandlung zum steifen Herrn Geheimrat macht sich gerade während der Reise seinen Freunden bemerkbar. „Goethe schreibt mir Relationen, die man in jedes Journal könnte rücken lassen. Es ist gar possierlich, wie der Mensch feierlich wird.“ So spricht sich Karl August am 23. September gegen Knebel aus.

Auch der Dichter will nicht mehr Freud und Leid der eigenen Brust im Lied enthüllen. Er sucht, Schillers Beispiel folgend, nach Stoffen, die sich zu poetischer Behandlung eignen, in der Außenwelt. Die Lieder von der schönen Müllerin entstehen, zum Teil erst später vollendet, in dieser Art nach altenglischem, altfranzösischem, altspanischem Muster während der Reise. Auch das „Lied des gefangenen Grafen“ (Bd. 1, S. 108) und ähnliches beschäftigen ihn. Die Wunderwelt des Hochgebirges regt den Naturfreund und den Dichter in gleichem Maße an. „Diese reizende, herrliche und großartige Natur machte auf mich abermals einen solchen Eindruck, daß es mich anlockte, die Abwechslung und Fülle einer so unvergleichlichen Landschaft in einem Gedichte darzustellen. Um aber in meine Darstellung mehr Reiz, Interesse und Leben zu bringen, hielt ich es für gut, den höchst bedeutenden Grund und Boden mit ebenso bedeutenden menschlichen Figuren zu staffieren, wo denn die Sage vom Tell mir als sehr erwünscht zu statten kam“ (zu Eckermann, 6. Mai 1827). Aber der fleißig durchdachte und nach der Rückkehr mit Schiller vielfach durchsprochene Plan des Epos kommt nicht zur Ausführung. Goethe tritt ihn dem Freunde ab. Und so dürfen wir Schillers Drama auch zu den Früchten dieser Reise rechnen, die die Anregung dazu gab. Des Freundes begeisterte Schilderung setzt

Schiller in den Stand, die wunderbare Szenerie der Berge mit ihrer stolzen Pracht und ihren wilden Schrecknissen so treu zu malen, als habe er selbst den vom Föhn gepeitschten Urner See geschaut und das Land der Tellsage durchwandert, das sein Fuß nie betreten hat.

Auch über dem Faustmonolog im Anfang des zweiten Teiles liegt der schimmernde Duft des Vierwaldstätter Sees. Noch dreißig Jahre später sagt Goethe zu Eckermann: „Ich hätte ohne die frischen Eindrücke jener wundervollen Natur den Inhalt der Terzinen gar nicht denken können."

Aus dem innersten Empfinden des Dichters sind die beiden schmerzerfüllten, formvollendeten Elegien „Euphrosyne" und „Amyntas" (Bd. 1, S. 187 und 193) geflossen.

Die Nachricht vom Tode seiner jugendlichen Schülerin und Freundin, der Schauspielerin Christiane Neumann-Becker, seiner Euphrosyne, hatte Goethe auf der Reise erreicht. Dem im Dunkel der Nacht zum Gipfel des Gotthard auf steilem Pfade Emporklimmenden erscheint in Nebelschleier gehüllt die Lichtgestalt der Frühverklärten, und in rührenden Worten nimmt sie Abschied von dem Lehrer und Freunde, ehe sie zur Unterwelt hinabsteigt. Die stille gedämpfte Trauer, die den Dichter erfüllte, gibt auch seinem Gedicht die Stimmung.

Ganz anders der „Amyntas". Er enthüllt uns den leidvollen Zwiespalt in Goethes Brust. In Weimar war man der Gewissensehe des Dichters allmählich gewohnt worden, man hatte sich damit abgefunden; auf der Reise und in neuen Verhältnissen mußte das Unhaltbare des Zustandes mit peinlicher Schärfe hervortreten. Schon bei der Abreise hatte Goethe bitten müssen, den Paß nicht für Mademoiselle, sondern für Frau Vulpius auszustellen. In Frankfurt fuhr er allein ein, Weib und Kind kamen am Abend nach. Welche Stellung sollten

sie der Frankfurter Gesellschaft gegenüber einnehmen? Er führt sie an die Mittagstafel im Schwan, aber nach wenigen Tagen kehren sie nach Weimar zurück. Was war vorgegangen? Waren ihm von befreundeter Seite Vorhaltungen gemacht worden? Der Anfang des „Amyntas", der sich an den Freund, den „Arzt des Leibs und der Seele" wendet — man kann vielleicht an Sömmerring denken —, deutet auf ein Gespräch hin, in dem jener dem seelenkranken Dichter den harten Rat der Entsagung gab. Heftig bäumt dieser sich dagegen auf, er möchte den Freund hassen, aber er muß sich bei vernünftiger Überlegung gestehen, daß jener im Rechte ist.

„Widerlegen kann ich dich nicht; ich sage mir alles,
Sage das härtere Wort, das du verschweigest, mir auch."

Und doch, mächtiger als alle Vernunft ist die Natur. Wie alle Wesen, so ist auch er nicht frei, sondern

„Unter das strenge Gesetz ehrner Gewalten gebeugt."

Der Zwiespalt ist in seiner Seele, bis ihm ein zufälliges Reisebild, ein von Efeu umschlungener Apfelbaum, an dem er auf der Straße nach Zürich vorüberfährt, die poetische Befreiung bringt. Der Baum ist das Bild seines Lebens, die umklammernde Ranke erstickt ihn —

„Und so saugt sie das Mark, sauget die Seele mir aus."

Der Gärtner will mit rauher Hand den Efeu herabreißen, aber der Baum bittet um Schonung:

„O verletze mich nicht! du reißest mit diesem Geflechte,
Das du gewaltig zerstörst, grausam das Leben mir aus."

Denn Baum und Efeu sind zu innig verwachsen, eine Trennung wäre Tod für beide. Darum fleht Amyntas-Goethe:

„Halte das Messer zurück, o Nikias, schone den Armen,
Der sich in liebender Lust, willig gezwungen, verzehrt!
Süß ist jede Verschwendung; o laß mich der schönsten genießen!
Wer sich der Liebe vertraut, hält er sein Leben zu Rat?"

Wie der Glutstrom des Vulkans die starre Lavadecke durchbricht, so entströmt dieser leidenschaftliche Erguß der Brust des „realistischen" Reisenden. Die Dichtungen bilden die notwendige Ergänzung zu dem prosaischen Reisebericht.

Siebzehn Jahre sind verstrichen, seit Goethe seine schöne Heimat zuletzt gesehen. In seiner Seele ist es ruhiger geworden, Christiane ist nun auch vor der Welt seine Gattin. Der Alternde hat viel um sich her vergehen sehen, Schiller ist längst von ihm gegangen. Es ist einsam um ihn geworden, und er hat resignieren gelernt, aber nicht in weltschmerzlichem Entsagen, sondern mit Hafisens heiterer Freudigkeit. Die Napoleonischen Kriegsstürme sind endlich vorübergebraust, wie ein Frühlingswehen geht es durch das deutsche Land.

Da faßt ihn die Sehnsucht nach den rheinischen Gefilden.

Am 29. Juli 1814 traf er in Wiesbaden ein. Diesmal brachte er kein gelehrtes Rüstzeug, keine ausgearbeiteten Schemata mit, aber das, was den Dichter macht, ein von Empfindung volles Herz, wie einst in den Jugendtagen; und fast jeder Tag lohnte mit einem Lied. Idealismus und Realismus sind nicht mehr feindliche Gegensätze wie 1797, wo der Reisende sich rühmte, alles, was noch idealistisch in ihm sei, in einem Schatullchen wohlverschlossen mit sich zu führen. Die Fahrt in die Heimat war nicht als Studienreise gedacht, und sie brachte eine Fülle von Belehrung und Anregung. Es war auch kein Plan für eine Veröffentlichung gemacht, und doch ergab sich reicher schriftstellerischer Gewinn. Goethe gab diesmal keine aneinandergereihten, mit Briefen gemischten Tagebuchnotizen des ganzen Reiseverlaufs, sondern er griff einzelne bedeutende Momente heraus, die er in künstlerischer Abrundung darstellte.

Zuerst das Fest der Einweihung der aus den Ruinen wiederhergestellten Kapelle des heiligen Rochus bei Bingen am 16. August 1814 und dann die zu Winkel im Kreise der Familie Brentano verlebten Herbsttage vom 1. bis 8. September mit ihren Ausflügen in den Rheingau.

Goethes Stimmung paßte zu der lachenden rheinischen Gegend, den fröhlichen rheinischen Menschen. Die milde Heiterkeit eines sonnigen Herbsttages war über sein Wesen gebreitet. Wenn er das Fest des Heiligen mit liebenswürdigem Verständnis für die Gefühle der Teilnehmer schildert, so erinnern wir uns wohl seines früheren Planes, als Gegenstück zum römischen Karneval die römischen Kirchenfeste zu beschreiben. Aber er geht noch weiter. Bei einem zweiten Besuche der Rochuskapelle von Winkel aus faßt er den Gedanken der Stiftung eines Bildes des heiligen Mannes. Er selbst, der vielbeschrieene Heide, skizziert das Bild, Heinrich Meyer zeichnet den Karton, nach dem Louise Seidler das Ölgemälde ausführt, die Brentanos und ihre Frankfurter Freunde beschafften die nötigen Geldmittel, und zwei Jahre später zierte das Kunstwerk die Kapelle, in der es noch heute seinen Platz hat. „Im Nachklang der rheinischen Eindrücke" entstanden, ist es ein echt Goethisches Bild. Keine brutale Marterszene, nichts von finsterer Askese. Es stellt den Heiligen dar, „wie er als völlig ausgebeutelt von seinem Palast die Pilgerschaft antritt", ein Bild freudiger, sieghafter Weltüberwindung.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Wiesbaden sucht Goethe seine Vaterstadt auf, wo er vom 12. bis 24. September und vom 11. bis 20. Oktober verweilt. Diesmal beengte ihn das großstädtische Treiben nicht. Er empfand den Gegensatz gegen die engen Weimarer Verhältnisse wohltuend. Die alte Reichsstadt, die, anders als die

Bevölkerung der benachbarten Krummstabslande, auch unter der Fremdherrschaft kerndeutsch in ihrem Empfinden geblieben war, begrüßte die Befreiung in erhöhter patriotischer Stimmung und mit neuerwachtem regen Streben auf allen Gebieten. Goethe schildert den empfangenen Eindruck in dem Briefe an Christian Schlosser vom 25. November 1814: „Der erste Blick in jene vaterländische Gegend, nach so langer Abwesenheit, eröffnete mir eine freiere Laufbahn, denn ich fand eine nach so langem Druck wieder sich selbst gegebene Stadtfamilie, ... wo sich soviel Eigenschaften, Fähigkeiten, so mancher Besitz und so redliches Streben hervortun, daß man sich daran erbauen und wünschen muß, in einem so schönen Elemente zu schweben und mitzuwirken." Auch ein alter Wunsch wird wieder lebendig: „Könnte ich so glücklich sein, mein Jahr zwischen der Vaterstadt und der hiesigen Gegend zu teilen." Er ist ebensowenig in Erfüllung gegangen als die Absicht des Freiherrn vom Stein und der Brentanos, den Dichter durch einen Landsitz am Rhein alljährlich den Sommer über für die Heimat zu gewinnen.

Am 24. September ging es weiter nach Heidelberg. Der vierzehntägige Aufenthalt am Neckar war hauptsächlich der eingehenden Betrachtung der altdeutschen Gemäldesammlung der Brüder Boisserée gewidmet. Dem Kenner und Verehrer der Antike eröffnete sich hier ein Blick in eine Epoche der deutschen Malerei, von deren Bedeutung und Reichtum er, wie seine Zeitgenossen, bisher keine Vorstellung hatte. Mehr als hundert der herrlichsten Gemälde aus der Blütezeit der rheinischen Kunst des ausgehenden Mittelalters, früher in Kirchen und Klöstern verstreut und verborgen, boten sich hier vereinigt der Betrachtung dar. Goethe wurde nicht müde, sich Tag für Tag in diese ihm bisher so fremde Welt zu versenken. Der Eindruck, den er empfing, war tief und

dauernd. Solche Kunstdenkmäler erschienen ihm der Erhaltung wert, und er selbst wurde nun ein eifriger Förderer der Bestrebungen jener Brüder, bereit, mit Wort und Schrift für sie einzutreten. Die Gelegenheit dazu bot sich bei seiner Rückkehr in die heimischen Gegenden im nächsten Jahre.

In Wiesbaden, wo Goethe diesesmal bereits am 27. Mai zum Kurgebrauch eingetroffen war, erneuerte er seine Bekanntschaft mit dem Freiherrn vom Stein. Dieser lud ihn zu einem Besuche in Nassau ein, und dort wurde der Plan eines gemeinsamen Ausflugs nach Köln gefaßt und sofort ins Werk gesetzt. Wenige Tage nur, vom 24. bis zum 31. Juli, dauerte dies Zusammensein der beiden größten Männer Deutschlands, wie Arndt sie nennt, aber es blieb nicht ohne wichtige Folgen. Stein, dem es am Herzen lag, die eben dem preußischen Staate einverleibten Rheinlande auch geistig dem Deutschtum wieder zu gewinnen, forderte Goethe in Köln auf, seine Ideen über die Bedeutung der Kunstschätze dieser Gegend, über die Mittel zu ihrer Erhaltung und Fruchtbarmachung in einer Schrift niederzulegen. Goethe hat diesem Wunsche in dem Aufsatze „Über Kunst und Alterthum am Rhein, Main und Neckar", dem letzten unseres Bandes, entsprochen. Der Kölner Aufenthalt bildet den Ausgangspunkt der Darstellung, die dann aber viel weiter ausgreift, Mainz, Frankfurt, Darmstadt, Heidelberg und andere bedeutende Orte in ihren Kreis einbezieht. Für diese werden die auf der Reise des Vorjahres gewonnenen Eindrücke verwertet, Berichte kundiger Männer — Boisserées, Schlossers, Neuburgs, Leonhards — werden benutzt, um so eine möglichst erschöpfende Behandlung der Frage zu geben.

Das Ganze ist keine Reisebeschreibung — der Gang der Reise ist nicht eingehalten, Aschaffenburg z. B., das

Goethe nicht besuchte, ist besprochen —, sondern eine Denkschrift. Goethe selbst nennt sie so, denn sie verfolgt den ausgesprochenen Zweck, für die Bestrebungen der rheinischen Altertumsfreunde Propaganda zu machen. Sie will die Aufmerksamkeit der gebildeten Kreise Deutschlands und speziell die der preußischen Regierung auf diese Bestrebungen lenken. Goethes gewichtiges Wort hat diesen, von Stein wohl von vornherein beabsichtigten Zweck nicht verfehlt. Sowohl der Minister des Innern, F. von Schuckmann, als der Oberpräsident der Rheinprovinz, J. A. Sack, wandten sich, sobald sie erfuhren, daß Goethe mit einer derartigen Arbeit beschäftigt sei, in der Angelegenheit an ihn. Die schwierige Frage dabei war, wo der zu schaffende Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens, die neue rheinische Universität, ihren Sitz haben solle. Die Meinungen waren geteilt. Die Altertumsfreunde konnten sich begreiflicherweise eine solche Hochschule nur in dem alten heiligen Köln, dem Zentrum des rheinischen Lebens, mit seinen reichen Schätzen der Vergangenheit, denken. Die Regierung hielt die weniger von Weihrauchduft erfüllte Luft Bonns für zuträglicher zum Gedeihen einer paritätischen Universität. Sack wollte sogar drei getrennte Institute für Wissenschaft, antike und mittelalterliche Kunst an verschiedenen Orten unter Oberaufsicht einer vierten Körperschaft. Goethe stand als Kunstfreund auf der Seite der Kölner, aber als weimarischer Minister war er weit entfernt, in die politischen Erwägungen der preußischen Regierung sich eine Einmischung zu erlauben.

Er begnügte sich daher in seiner Denkschrift, die Gründe, die Köln zu seinen Gunsten anführen kann, sorgfältig „zu registrieren und zu redigieren". Schon darin lag eine gewisse Anerkennung der Berechtigung dieser Gründe. Deutlicher aber noch sprach sich Goethe

in der an die Denkschrift sich knüpfenden vertraulichen Korrespondenz mit Schuckmann und Sack aus. Ersterem schildert er am 1. November 1815 die Entstehung der Denkschrift in einer für Köln sehr günstigen Weise. Er habe bei seinem dortigen Aufenthalte regstes Interesse für Kunst und Altertum und den Durst nach Wissenschaft und höherer Bildung gefunden. „Wie diese schönen, aber zerstreut schwebenden Elemente zu vereinigen sein möchten, darüber wurde vielfach verhandelt, und man verlangte zuletzt, daß ich aufzeichnen solle, was ich gesehen und erfahren, gehört und gedacht, damit man überblickte, was vorhanden, was erwartet, gewünscht und gehofft werde." Die nächsten Briefe entwickeln in Ergänzung der Denkschrift bestimmte Vorschläge, deren ausgesprochene Voraussetzung ist, daß Köln der Hauptsitz der antiquarischen und Kunstsammlungen bleiben werde, wenn der Schreiber auch ausdrücklich vermeidet, sich „voreilig in die Frage einzulassen, inwiefern die Kölner hoffen können ... die Universität in ihren Mauern zu sehen". Sack gegenüber, dessen Projekt er als unpraktisch verwirft, kennzeichnet Goethe am 15. Januar 1816 seine Stellung mit folgenden an die Entstehungsgeschichte der Denkschrift anschließenden Worten: „In diesem Sinne also mußte der Wunsch, diese Totalität in Köln zu sehen, einem Fremden nicht tadelnswert erscheinen, wenn er auch gleich, bei Unkenntnis der besondern Umstände, denselben nur problematisch auszusprechen wagte. In demselben Fall befinde ich mich, und so habe ich mich auch in meiner Druckschrift gehalten und die Frage zwischen Bonn und Köln schweben lassen."

Da die Schrift auf rasche Wirkung berechnet war, so ward sie sofort in Angriff genommen. Am 10. August 1815 meldet der Autor an Stein, daß er die Arbeit baldmöglichst „höherer Beurteilung vorzulegen" hoffe. Im

November erhielt Schuckmann die ersten Druckbogen, und Anfang Juni 1816 ging das vollendete Werk an ihn und Stein ab. Eine ausführliche Selbstanzeige im Morgenblatt vom 9. bis 12. März 1816 hatte sein Erscheinen angekündigt.

Goethe eröffnete damit eine in zwanglosen Heften erscheinende Zeitschrift, die den Titel „Über Kunst und Altertum", anfangs mit dem Zusatze „in den Rhein- und Maingegenden", führte. Das zweite Heft brachte 1817 das „Rochus-Fest", und das dritte „Im Rheingau Herbsttage. Supplement des Rochus-Festes 1814".

Wie seinerzeit die „Propyläen", so wurde auch die neue Zeitschrift im Verein mit Heinrich Meyer bearbeitet. Jene waren eine Frucht des durch Meyers italienische Ausbeute aufs lebhafteste angeregten Studiums der Kunst der Griechen und der Renaissance im Jahre 1797, diese nahm ihren Ausgangspunkt von den am Rhein von mittelalterlicher Malerei und Architektur empfangenen lebendigen Eindrücken. Das Gepräge beider Zeitschriften ist daher ein sehr verschiedenes, und man darf die Reisen von 1814 und 1815 auch in künstlerischer Hinsicht als epochemachend in Goethes Leben bezeichnen. Aber nicht in dem Sinne, als wenn jetzt eine völlige Umwandlung in Goethes Kunstanschauungen, eine Abkehr von der Antike, eine Bekehrung zur Romantik und Gotik eingetreten wäre. Freilich spricht Boisserée bereits 1811 in der Aufzeichnung über seinen Besuch bei Goethe von dem großen Siege, den er über dessen Vorurteile und Irrtümer davongetragen habe, und diese Worte sind seitdem häufig nachgesprochen. Der junge Apostel des neuen Kunstevangeliums hat aber in seiner Begeisterung die Freundlichkeit, die der Person, nicht der Sache galt, völlig mißverstanden. Goethes eigener Bericht über diese Unterredung an Reinhard (vom 8. Mai 1811) läßt dar-

über keinen Zweifel. Wenige Monate nach dem Studium der Boisseréeschen Sammlung schrieb er am 9. November 1814 an Knebel: „Ich habe an der Homerischen wie an der Nibelungischen Tafel geschmaust, mir aber für meine Person nichts gemäßer gefunden als die breite und tiefe immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Dichter und Bildner." Nein, nicht eine Wandlung, sondern eine Bereicherung seiner Kunsterkenntnis bedeuten diese Reisen. Nichts gibt er auf von dem alten Besitz, aber er gewinnt Neues hinzu.

Der Umschlag der ersten drei Hefte von „Kunst und Altertum", der auf der einen Seite christlich-gotische Embleme, auf der andern die über einem mächtig sprudelnden Quell in freier Natur emporragende antike Säule trägt, drückt dies Verhältnis symbolisch aus. Das unmittelbar aus dem Quell der Natur schöpfende Griechentum und die auf ihm beruhende Kunst Raffaels und der Seinen sind ihm die Vorbilder für die Künstler aller Zeiten. Was die deutschen Bildner des Mittelalters und die Präraffaeliten geschaffen, ist als bedeutendes Erzeugnis einer durch bestimmte zeitliche und stilistische Voraussetzungen gebundenen Entwicklungsstufe kunsthistorisch interessant, darf aber nicht als vorbildlich gelten. Niemals hat Goethe die Nachahmung dieser Werke empfohlen, wie er es immer wieder mit denen des Altertums tut. Um einer falschen Deutung seines Eintretens für Boisserée zu begegnen, läßt er in der neuen Zeitschrift auf „Kunst und Altertum in den Rhein- und Maingegenden" sofort den Aufsatz über „Neu-deutsche religios-patriotische Kunst" folgen, der, zwar aus Meyers Feder stammend, aber von den „Weimarischen Kunstfreunden" gezeichnet, seine Stellung zu der Frage in der richtigen Beleuchtung zeigt. Kunsthistorisch, nicht ästhetisch war auch das Interesse, das er an dem Hauptwerk der gotischen Architektur, am

Kölner Dome nahm. Er hat das in dem Aufsatze „Von deutscher Baukunst 1823", den er in seinen Werken neben den unter gleichem Titel 1772, in der Epoche seiner Schwärmerei für das Straßburger Münster verfaßten stellt, deutlich genug ausgesprochen.

Goethes Kunstauffassung war eine zu einheitliche, auf zu sicherm Grunde aufgebaute, als daß sie durch die neue Strömung hätte erschüttert werden können. Wohl aber haben die Reisen der Jahre 1814 und 1815 ihren Anteil an einer mit zunehmendem Alter in Goethes Wesen sich vollziehenden Wandlung. In der Einleitung zu den „Propyläen" hatte er einst scharf betont, daß jeder, dem um die Sache zu tun sei, Partei zu nehmen wissen müsse, sonst verdiene er nirgends zu wirken. Jetzt bekennt er (an Knebel, 9. Nov. 1814): „Unter denjenigen Vorteilen, welche mir meine letzte Reise gebracht, steht wohl die Duldsamkeit oben an, die ich, mehr als jemals, für den einzelnen Menschen empfinde ... und so hab' ich niemanden in seiner Lebensweise irre gemacht. Überzeugung, Sitte, Gewohnheit, Liebhaberei, Religion, alles erschien mir durchaus den Personen gemäß, die sich gegen mich äußerten, und so habe ich es auch in Ansehung des Geschmacks gefunden." Diese Duldsamkeit erstreckte sich auch auf Anschauungen, die den seinen entgegengesetzt waren. Er erkannte, daß die andern von ihrem Standpunkt aus oft ebenso Recht hatten als er von dem seinigen. Duldsamer war er auch jetzt gegen seine eigene Jugend geworden. Er schämte sich nicht mehr ihrer Schwärmerei, nicht mehr sentimentaler Regungen. Im Jahre 1797 hat er für das Vaterhaus weder Blick noch Wort, jetzt führt ihn sein erster Gang in stiller Abendstunde dorthin, und der vertraute Klang der alten Hausuhr weckt die Erinnerung längst vergangener Zeit. Von alledem, von so vielem Lieben und

Guten, was er auf der Reise genoß, von dem anregenden Verkehr mit alten und neuen Freunden, von den poesieumwobenen Tagen auf der Gerbermühle, von Willemer und Marianne erzählt seine Denkschrift nichts, aber es klingt wider aus den Liedern des Divans, und es ist dankbar bewahrt in seinen Briefen und Tagebüchern.

Goethe hat im späten Alter rückblickend die Reise von 1797 „eine schöne Zeit" genannt — eine glücklichere Zeit als die beiden Sommer am Rhein und Main, die ihn in eine Stimmung versetzten, „welche jeden Sinn gleichmäßig erhöhte", hat er wohl kaum erlebt.

Otto Heuer.

# Aus einer
# Reise in die Schweiz
über
## Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen
im Jahre 1797

# Einleitendes

Aus Briefen, wenige Zeit vor der Abreise an Meyer nach Florenz und Stäfa geschrieben.

Weimar, den 28. April 1797.

Bisher habe ich mir immer, wenn ich ungeduldig werden wollte, Sie, mein wertester Freund, zum Muster vorgestellt. Denn Ihre Lage, obgleich mitten unter den herrlichsten Kunstwerken, war doch ohne Mitteilung und gemeinschaftlichen Genuß, durch welche doch erst alles, was unser ist und wird, zum Leben kommt; dagegen ich, obgleich abgeschnitten von dem so sehr gewünschten Anschauen der bildenden Künste, doch in einem fortdauernden Ideenwechsel lebte und in vielen Sachen, die mich sehr interessierten, vorwärts kam.

Nun aber gesteh' ich Ihnen gern, daß meine Unruhe und mein Unmut auf einen hohen Grad zunimmt, da nicht allein alle Wege für den Augenblick versperrt, sondern auch die Aussichten auf die nächste Zeit äußerst schlimm sind.

In Wien hat man alle Fremden ausgeboten; Graf Frieß geht selbst erst im September zurück; der Weg von da auf Triest ist für jetzt auch versperrt und für die Zukunft wie die übrigen verheert und unangenehm. In dem obern Italien selbst, wie muß es da nicht aussehen, wenn außer den kriegführenden Heeren auch noch zwei Parteien gegen einander kämpfen! Und selbst nach einem Frieden, wie unsicher und zerrüttet muß es eine

lange Zeit in einem Lande bleiben, wo keine Polizei ist noch sein wird. Einige Personen, die jetzt über Mailand heraus sind, können nicht genug erzählen: wie gequält und gehindert man überall wegen der Pässe ist, wie man aufgehalten und herumgeschleppt wird, und was sie sonst von der Not des Fortkommens und übrigen Lebens erzählen.

Sie können leicht denken, daß unter diesen Umständen mich alles, was einigen Anteil an mir nimmt, von einer Reise abmahnt; und ob ich gleich recht gut weiß, daß man bei allen einigermaßen gewagten Unternehmungen auf die Negativen nicht achten soll, so ist doch der Fall von der Art, daß man selbst durch eignes Nachdenken das Unrätliche einer solchen Expedition sehr leicht einsehen kann.

Dieses alles zusammen drängt mir beinah den Entschluß ab, diesen Sommer, und vielleicht das ganze Jahr, an eine solche Reise nicht weiter zu denken. Ich schreibe Ihnen dieses sogleich, um auf alle Fälle mich noch mit Ihnen darüber schriftlich unterhalten zu können. Denn was ich Ihnen raten soll, weiß ich wahrlich nicht. So sehr Sie mir auf allen Seiten fehlen und so sehr ich durch Ihre Abwesenheit auch von allem Genuß der bildenden Kunst getrennt bin, so möchte ich doch Sie nicht gern so bald von der Nahrung Ihres Talentes, die Sie künftig in Deutschland wieder ganz vermissen werden, getrennt wissen. Wenn mein Plan durch die äußern Umstände zum Scheitern gebracht wird, so wünschte ich doch den Ihrigen vollendet zu sehen.

Ich habe mir wieder eine eigne Welt gemacht, und das große Interesse, das ich an der epischen Dichtung gefaßt habe, wird mich schon eine Zeitlang hinhalten. Mein Gedicht ist fertig; es besteht aus zweitausend Hexametern und ist in neun Gesänge geteilt, und ich

sehe darin wenigstens einen Teil meiner Wünsche erfüllt. Meine hiesigen und benachbarten Freunde sind wohl damit zufrieden, und es kommt hauptsächlich noch darauf an: ob es auch vor Ihnen die Probe aushält. Denn die höchste Instanz, von der es gerichtet werden kann, ist die, vor welche der Menschenmaler seine Kompositionen bringt, und es wird die Frage sein, ob Sie unter dem modernen Kostüm die wahren echten Menschenproportionen und Gliederformen anerkennen werden.

Der Gegenstand selbst ist äußerst glücklich, ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal findet; wie denn überhaupt die Gegenstände zu wahren Kunstwerken seltner gefunden werden, als man denkt, deswegen auch die Alten beständig sich nur in einem gewissen Kreis bewegen.

In der Lage, in der ich mich befinde, habe ich mir zugeschworen, an nichts mehr teilzunehmen als an dem, was ich so in meiner Gewalt habe wie ein Gedicht; wo man weiß, daß man zuletzt nur sich zu tadeln oder zu loben hat; an einem Werke, an dem man, wenn der Plan einmal gut ist, nicht das Schicksal des Penelopeischen Schleiers erlebt. Denn leider in allen übrigen irdischen Dingen lösen einem die Menschen gewöhnlich wieder auf, was man mit großer Sorgfalt gewoben hat, und das Leben gleicht jener beschwerlichen Art zu wallfahrten, wo man drei Schritte vor und zwei zurück tun muß. Kommen Sie zurück, so wünschte ich, Sie könnten sich auch auf jene Weise zuschwören, daß Sie nur innerhalb einer bestimmten Fläche, ja ich möchte wohl sagen innerhalb eines Rahmens, wo Sie ganz Herr und Meister sind, Ihre Kunst ausüben wollen. Zwar ist, ich gestehe es, ein solcher Entschluß sehr illiberal, und nur Verzweiflung kann einen dazu bringen; es ist aber doch

immer besser, ein für allemal zu entsagen, als immer einmal einen über den andern Tag rasend zu werden.

Vorstehendes war schon vor einigen Tagen geschrieben, nicht im besten Humor, als auf einmal die Friedensnachricht von Frankfurt kam. Wir erwarten zwar noch die Bestätigung, und von den Bedingungen und Umständen ist uns noch nichts bekannt; ich will aber diesen Brief nicht aufhalten, damit Sie doch wieder etwas von mir vernehmen und Inliegendes, das man mir an Sie gegeben hat, nicht liegen bleibe. Leben Sie wohl, lassen Sie mich bald wieder von sich hören. In weniger Zeit muß sich nun vieles aufklären, und ich hoffe, der Wunsch, uns in Italien zuerst wiederzusehen, soll uns endlich gewährt werden.

---

Weimar, den 8. Mai.

Am 28. April schrieb ich Ihnen einen Brief voll übler Laune; die Friedensnachrichten, die in dem Augenblick dazu kamen, rektifizierten den Inhalt. Seit der Zeit habe ich mir vorgesetzt, so sicher als ein Mensch sich etwas vorsetzen kann:

Daß ich Anfangs Juli hier weggehe, nach Frankfurt, mit meiner Mutter noch mancherlei zu arrangieren, und daß ich alsdann, von da aus, nach Italien gehen will, um Sie aufzusuchen.

Ich darf Sie also wohl bitten, in jenen Gegenden zu verweilen und, wenn Sie nicht tätig sein können, inzwischen zu vegetieren. Sollten Sie aber Ihrer Gesundheit wegen nach der Schweiz zurückgehen wollen, so schreiben Sie mir, wo ich Sie treffe. Ich kann rechnen, daß Sie diesen Brief Ende Mais erhalten; antworten Sie mir aber nur unter dem Einschluß von Frau Rat Goethe nach Frankfurt am Main, so finde ich Ihren Brief gewiß und werde mich darnach richten. In der

Zwischenzeit erfahren wir die Verhältnisse des obern Italiens und sehen uns mit Zufriedenheit, wo es auch sei, wieder. Ich wiederhole nur kürzlich, daß es mir ganz gleich ist, in welche Gegend ich mich von Frankfurt aus bewege, wenn ich nur erfahre, wo ich Sie am nächsten treffen kann. Leben Sie recht wohl! Mir geht alles recht gut, so daß ich, nach dem erklärten Frieden, hoffen kann, Sie auch auf einem befriedigten, obgleich sehr zerrütteten Boden wiederzusehen.

---

Jena, den 6. Juni.

Ihren Brief vom 13. Mai habe ich den 5. Juni erhalten, woraus ich sehe, daß die Posten zwar noch nicht mit der alten Schnelligkeit, doch aber wieder ihren Gang gehen, und das macht mir Mut, Ihnen gleich wieder zu schreiben.

Seitdem ich die Nachricht erhielt, daß Sie sich nicht wohl befinden, bin ich unruhiger als jemals; denn ich kenne Ihre Natur, die sich kaum anders als in der vaterländischen Luft wieder herstellt. Sie haben indessen noch zwei Briefe von mir erhalten, einen vom 28. April und einen vom 8. Mai; möchten Sie doch auf den letzten diejenige Entschließung ergriffen haben, die zu Ihrem Besten dient! Ihre Antwort, die ich nach dem jetzigen Lauf der Posten in Frankfurt gewiß finden kann, wird meine Wege leiten. Selbst mit vielem Vergnügen würde ich Sie in Ihrem Vaterland aufsuchen und an dem Zürcher See einige Zeit mit Ihnen verleben. Möge doch das Gute, das Ihnen aus unserm freundschaftlichen Verhältnis entspringen kann, Sie einigermaßen schadlos halten für die Leiden, die Sie in der Zwischenzeit ausgestanden haben und die auch auf mich, in der Ferne, den unangenehmsten Einfluß hatten; denn noch niemals bin ich von einer solchen Ungewißheit hin und her gezerrt worden, noch niemals haben meine Plane und

Entschließungen so von Woche zu Woche variiert. Ich ward des besten Lebensgenusses unter Freunden und nahe Verbundnen nicht froh, indes ich Sie einsam wußte und mir einen Weg nach dem andern abgeschnitten sah.

Nun mag denn Ihr nächster Brief entscheiden, und ich will mich darein finden und ergeben, was er auch ausspricht. Wo wir auch zusammenkommen, wird es eine unendliche Freude sein. Die Ausbildung, die uns indessen geworden ist, wird sich durch Mitteilung auf das schönste vermehren.

Schiller lebt in seinem neuen Garten recht heiter und tätig; er hat zu seinem Wallenstein sehr große Vorarbeiten gemacht. Wenn die alten Dichter ganz bekannte Mythen, und noch dazu teilweise, in ihren Dramen vortrugen, so hat ein neuerer Dichter, wie die Sachen stehen, immer den Nachteil, daß er erst die Exposition, die doch eigentlich nicht allein aufs Faktum, sondern auf die ganze Breite der Existenz und auf Stimmung geht, mit vortragen muß. Schiller hat deswegen einen sehr guten Gedanken gehabt, daß er ein kleines Stück, die Wallensteiner, als Prolog vorausschickt, wo die Masse der Armee, gleichsam wie das Chor der Alten, sich mit Gewalt und Gewicht darstellt, weil am Ende des Hauptstückes doch alles darauf ankommt: daß die Masse nicht mehr bei ihm bleibt, sobald er die Formel des Diensts verändert. Es ist in einer viel pesantern und also für die Kunst bedeutendern Manier die Geschichte von Dumouriez.

Höchst verlangend bin ich auch, Ihre Ideen über das Darstellbare und Darzustellende zu vernehmen. Alles Glück eines Kunstwerks beruht auf dem prägnanten Stoffe, den es darzustellen unternimmt. Nun ist der ewige Irrtum, daß man bald etwas Bedeutendes, bald etwas Hübsches, Gutes und Gott weiß was alles sich

unterschiebt, wenn man doch einmal was machen will und muß.

Wir haben auch in diesen Tagen Gelegenheit gehabt, manches abzuhandeln über das, was in irgend einer prosodischen Form geht und nicht geht. Es ist wirklich beinahe magisch, daß etwas, was in dem einen Silbenmaße noch ganz gut und charakteristisch ist, in einem andern leer und unerträglich scheint. Doch eben so magisch sind ja die abwechselnden Tänze auf einer Redoute, wo Stimmung, Bewegung und alles durch das Nachfolgende gleich aufgehoben wird.

Da nun meine ganze Operation von Ihrer Antwort auf meinen Brief vom 8. Mai abhängt, so will ich nicht wieder schreiben, als bis ich diese erhalten habe, und Ihnen nachher gleich antworten, wo ich bin und wie ich gehe. Sollten Sie auch auf diesen noch irgend etwas zu vermelden haben, so schicken Sie es nur auf Frankfurt an meine Mutter, wo ich schon das Weitere besorgen will.

---

Weimar, den 7. Juli.

Sein Sie mir bestens auf vaterländischem Grund und Boden gegrüßt! Ihr Brief vom 26. Juni, den ich heute erhalte, hat mir eine große Last vom Herzen gewälzt. Zwar konnte ich hoffen, daß Sie auf meinen Brief vom 8. Mai gleich zurückkehren würden; allein bei meiner Liebe zu Ihnen, bei meiner Sorge für Ihre Gesundheit, bei dem Gefühl des Wertes, den ich auf unser einziges Verhältnis lege, war mir die Lage der Sache äußerst schmerzlich, und mein durch die Lähmung unseres Plans ohnehin schon sehr gekränktes Gemüt ward nun durch die Nachricht von Ihrem Zustande noch mehr angegriffen. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich, trotz der Umstände, nicht früher gegangen sei, Sie aufzusuchen;

ich stellte mir Ihr einsames Verhältnis und Ihre Empfindungen recht lebhaft vor und arbeitete ohne Trieb und Behaglichkeit, bloß um mich zu zerstreuen. Nun geht eine neue Epoche an, in welcher alles eine bessere Gestalt gewinnen wird, aus unserm eigentlichen Unternehmen mag nun werden was will. Sorgen Sie einzig für Ihre Gesundheit und ordnen Sie das Gesammelte nach Lust und Belieben. Alles, was Sie tun, ist gut, denn alles hat einen Bezug auf ein Ganzes.

Ihr Brief hat mich noch in Weimar getroffen, wohin mir meine Mutter ihn schickte. Unser Herzog ist schon einige Monate abwesend, er will mich vor meiner Abreise noch über manches sprechen, und ich erwarte ihn. Indessen habe ich alles geordnet und bin so los und ledig, als ich jemals war. Ich gehe sodann nach Frankfurt mit den Meinigen, um sie meiner Mutter vorzustellen, und nach einem kurzen Aufenthalte sende ich jene zurück und komme, Sie am schönen See zu finden. Welch eine angenehme Empfindung ist es mir, Sie bis auf jenen glücklichen Augenblick wohl aufgehoben und in einem verbesserten Zustande zu wissen!

Schreiben Sie mir nach dem Empfang dieses nur nach Frankfurt. Von mir erhalten Sie nun alle acht Tage Nachricht. Zum Willkomm auf deutschem Grund und Boden sende ich Ihnen etwas über die Hälfte meines neuen Gedichtes. Möge Ihnen die Aura, die Ihnen daraus entgegenwehet, angenehm und erquicklich sein. Weiter sage ich nichts. Da wir nun glücklicherweise wieder so viel näher gebracht worden, so sind nun unsere ersten Schritte bestimmt; und sind wir nur einmal erst wieder zusammen, so wollen wir fest an einander halten und unsere Wege weiter zusammen fortführen. Leben Sie tausendmal wohl!

---

Weimar, den 14. Juli.

Seitdem ich weiß, daß Sie wieder in Ihr Vaterland gerettet sind, ist mein Beginnen von ganz andrer Art als vorher, und meine Gedanken sind nun hauptsächlich darauf gerichtet: daß wir wechselseitig mit demjenigen bekannt werden, was jeder bisher einzeln für sich getan hat. Sie haben durch Anschauung und Betrachtung ein unendliches Feld kennen gelernt, und ich habe indessen, von meiner Seite, durch Nachdenken und Gespräch über Theorie und Methode mich weiter auszubilden nicht versäumt, so daß wir nun entweder unmittelbar mit unsern Arbeiten zusammentreffen oder uns wenigstens sehr leicht werden erklären und vereinigen können.

Ich schicke Ihnen hier einen Aufsatz, worin, nach einigem Allgemeinen, über Laokoon gehandelt ist. Die Veranlassung zu diesem Aufsatze sage ich hernach. Schiller ist mit der Methode und dem Sinn desselben zufrieden, es ist nun die Frage: ob Sie mit dem Stoff einig sind? ob Sie glauben, daß ich das Kunstwerk richtig gefaßt und den eigentlichen Lebenspunkt des Dargestellten wahrhaftig angegeben habe? Auf alle Fälle können wir uns künftig vereinigen, teils dieses Kunstwerk, teils andere in einer gewissen Folge dergestalt zu behandeln, daß wir, nach unserm ältern Schema, eine vollständige Entwicklung von der ersten poetischen Konzeption des Werks bis auf die letzte mechanische Ausführung zu liefern suchen und dadurch uns und andern mannigfaltig nutzen.

Hofrat Hirt ist hier, der in Berlin eine Existenz nach seinen Wünschen hat und sich auch bei uns ganz behaglich befindet. Seine Gegenwart hat uns sehr angenehm unterhalten, indem er bei der großen Masse von Erfahrung, die ihm zu Gebote steht, beinah alles in Anregung bringt, was in der Kunst interessant ist, und dadurch einen Zirkel von Freunden derselben, selbst durch

Widerspruch, belebt. Er kommunizierte uns einen kleinen Aufsatz über Laokoon, den Sie vielleicht schon früher kennen und der das Verdienst hat, daß er den Kunstwerken auch das Charakteristische und Leidenschaftliche als Stoff zuschreibt, welches durch den Mißverstand des Begriffs von Schönheit und göttlicher Ruhe allzusehr verdrängt worden war. Schillern hatte von dieser Seite gedachter Aufsatz besonders gefallen, indem er selbst jetzt über Tragödie denkt und arbeitet, wo eben diese Punkte zur Sprache kommen. Um mich nun aber hierüber am freisten und vollständigsten zu erklären und zu weiteren Gesprächen Gelegenheit zu geben, so wie auch besonders in Rücksicht unserer nächsten gemeinschaftlichen Arbeiten, schrieb ich die Blätter, die ich Ihnen nun zur Prüfung überschicke.

Sorgen Sie vor allen Dingen für Ihre Gesundheit in der vaterländischen Luft und strengen sich, besonders durch Schreiben, ja nicht an; disponieren Sie sich Ihr Schema im ganzen und rangieren die Schätze Ihrer Kollektaneen und Ihres Gedächtnisses; warten Sie alsdann, bis wir wieder zusammenkommen, da Sie die Bequemlichkeit des Diktierens haben werden, indem ich einen Schreiber mitbringe, wodurch das Mechanische der Arbeit, welches für eine nicht ganz gesunde Person drückend ist, sehr erleichtert, ja gewissermaßen weggehoben wird.

Unser Herzog scheint sich auf seiner Reise zu gefallen, denn er läßt uns eine Woche nach der andern warten; doch beunruhigt mich seine verspätete Ankunft, die ich erwarten muß, gegenwärtig nicht, indem ich Sie in Sicherheit weiß. Ich hoffe, Sie haben meinen Brief vom 7. mit dem Anfange des Gedichts richtig erhalten, und ich will es nunmehr so einrichten, daß ich alle Woche etwas an Sie absende. Schreiben Sie mir, wenn

es auch nur wenig ist, unter der Adresse meiner Mutter nach Frankfurt, ich hoffe Ihnen bald meine Abreise von hier und meine Ankunft dort melden zu können. Ich wünsche, daß Sie sich recht bald erholen möchten und daß ich die Freude habe, Sie, wo nicht völlig hergestellt, doch in einem recht leidlichen Zustande wiederzufinden.

Leben Sie recht wohl, wertester Freund! Wie freue ich mich auf den Augenblick, in welchem ich Sie wiedersehen werde, um durch ein vereintes Leben uns für die bisherige Vereinzelung entschädigt zu sehen.

Schiller und die Hausfreunde grüßen, alles freut sich Ihrer Nähe und Beßrung.

Heut' über acht Tage will ich verschiedne Gedichte beilegen. Wir haben uns vereinigt, in den diesjährigen Almanach mehrere Balladen zu geben und uns bei dieser Arbeit über Stoff und Behandlung dieser Dichtungsart selbst aufzuklären, und ich hoffe, es sollen sich gute Resultate zeigen.

Humboldts werden nun auch von Dresden nach Wien abgehen. Gerning, der noch immerfort bei jedem Anlaß Verse macht, ist über Regensburg ebendahin abgegangen. Beide Partien denken von jener Seite nach Italien vorzurücken; die Folge wird lehren, wie weit sie kommen.

Die Herzogin Mutter ist nach Kissingen. Wieland lebt in Oßmannstedt mit dem notdürftigen Selbstbetruge. Fräulein von Imhof entwickelt ein recht schönes poetisches Talent, sie hat einige allerliebste Sachen zum Almanach gegeben. Wir erwarten in diesen Tagen den jungen Stein von Breslau, der sich im Weltwesen recht schön ausbildet. Und so hätten Sie denn auch einige Nachricht von dem Personal, das einen Teil des weimarischen Kreises ausmacht. Bei Ihrer größern Nähe scheint es mir, als ob man Ihnen auch hiervon etwas sagen

könne und müsse. Knebel ist nach Bayreuth gegangen, er macht Miene, in jenen Gegenden zu bleiben, nur fürchte ich, er wird nichts mehr am alten Platze finden; besonders ist Nürnberg, das er liebt, in dem jetzigen Augenblick ein trauriger Aufenthalt. Nochmals ein Lebewohl.

---

Weimar, den 21. Juli.

Hier ist, mein werter Freund, die dritte wöchentliche Sendung, mit der ich Ihnen zugleich ankündigen kann: daß mein Koffer mit dem Postwagen heute früh nach Frankfurt abgegangen und daß also schon ein Teil von mir nach Ihnen zu in Bewegung ist; der Körper wird nun auch wohl bald dem Geiste und den Kleidern nachfolgen.

Diesmal schick' ich Ihnen, damit Sie doch ja auch recht nordisch empfangen werden, ein paar Balladen, bei denen ich wohl nicht zu sagen brauche, daß die erste von Schillern, die zweite von mir ist. Sie werden daraus sehen, daß wir, indem wir Ton und Stimmung dieser Dichtart beizubehalten suchen, die Stoffe würdiger und mannigfaltiger zu wählen besorgt sind; nächstens erhalten Sie noch mehr dergleichen.

Die Note von Böttiger über die zusammenschnürenden Schlangen ist meiner Hypothese über Laokoon sehr günstig; er hatte, als er sie schrieb, meine Abhandlung nicht gelesen.

Schiller war diese acht Tage bei mir, ziemlich gesund und sehr munter und tätig; Ihrer ist, ich darf wohl sagen, in jeder Stunde gedacht worden.

Unsere Freundin Amelie hat sich auch in der Dichtkunst wundersam ausgebildet und sehr artige Sachen gemacht, die mit einiger Nachhilfe recht gut erscheinen werden. Man merkt ihren Sachen sehr deutlich die solidern Einsichten in eine andere Kunst an, und wenn

sie in beiden fortfährt, so kann sie auf einen bedeutenden Grad gelangen.

Heute nicht mehr. Nur noch den herzlichen Wunsch, daß Ihre Gesundheit sich immer mehr verbessern möge. Schicken Sie Ihre Briefe nur an meine Mutter.

---

# Frankfurt

Den 8. August.

Zum erstenmale habe ich die Reise aus Thüringen nach dem Mainstrome durchaus bei Tage, mit Ruhe und Bewußtsein gemacht, und das deutliche Bild der verschiedenen Gegenden, ihrer Charaktere und Übergänge war mir sehr lebhaft und angenehm. In der Nähe von Erfurt war mir der Kessel merkwürdig, worin diese Stadt liegt. Er scheint sich in der Urzeit gebildet zu haben, da noch Ebbe und Flut hinreichten und die Unstrut durch die Gera heraufwirkte.

Der Moment, wegen der heranreifenden Feldfrüchte, war sehr bedeutend. In Thüringen stand alles zum schönsten, im Fuldischen fanden wir die Mandeln auf dem Felde und zwischen Hanau und Frankfurt nur noch die Stoppeln; vom Wein verspricht man sich nicht viel, das Obst ist gut geraten.

Wir waren von Weimar bis hier vier Tage unterwegs und haben von der heißen Jahreszeit wenig oder gar nicht gelitten. Die Gewitter kühlten Nachts und Morgens die Atmosphäre aus, wir fuhren sehr früh, die heißesten Stunden des Tages fütterten wir, und wenn denn auch einige Stunden des Wegs bei warmer Tagszeit zurückgelegt wurden, so ist doch meist auf den Höhen und in den Tälern, wo Bäche fließen, ein Luftzug.

So bin ich denn vergnügt und gesund am 3. in

Frankfurt angekommen und überlege in einer ruhigen und heiteren Wohnung nun erst: was es heiße, in meinen Jahren in die Welt zu gehen. In früherer Zeit imponieren und verwirren uns die Gegenstände mehr, weil wir sie nicht beurteilen noch zusammenfassen können, aber wir werden doch mit ihnen leichter fertig, weil wir nur aufnehmen, was in unserm Wege liegt, und rechts und links wenig achten. Später kennen wir die Dinge mehr, es interessiert uns deren eine größere Anzahl, und wir würden uns gar übel befinden, wenn uns nicht Gemütsruhe und Methode in diesen Fällen zu Hilfe käme. Ich will nun alles, was mir in diesen acht Tagen vorgekommen ist, so gut als möglich zurechtstellen, an Frankfurt selbst als einer vielumfassenden Stadt meine Schemata probieren und mich dann zu einer weiteren Reise vorbereiten.

Sehr merkwürdig ist mir aufgefallen, wie es eigentlich mit dem Publiko einer großen Stadt beschaffen ist. Es lebt in einem beständigen Taumel von Erwerben und Verzehren, und das, was wir Stimmung nennen, läßt sich weder hervorbringen noch mitteilen; alle Vergnügungen, selbst das Theater, sollen nur zerstreuen, und die große Neigung des lesenden Publikums zu Journalen und Romanen entsteht eben daher, weil jene immer und diese meist Zerstreuung in die Zerstreuung bringen.

Ich glaube sogar eine Art von Scheu gegen poetische Produktionen, oder wenigstens insofern sie poetisch sind, bemerkt zu haben, die mir aus eben diesen Ursachen ganz natürlich vorkommt. Die Poesie verlangt, ja sie gebietet Sammlung, sie isoliert den Menschen wider seinen Willen, sie drängt sich wiederholt auf und ist in der breiten Welt (um nicht zu sagen in der großen) so unbequem wie eine treue Liebhaberin.

Ich gewöhne mich nun, alles, wie mir die Gegenstände vorkommen und was ich über sie denke, aufzu-

schreiben, ohne die genauste Beobachtung und das reiffste Urteil von mir zu fordern oder auch an einen künftigen Gebrauch zu denken. Wenn man den Weg einmal ganz zurückgelegt hat, so kann man mit besserer Übersicht das Vorrätige immer wieder als Stoff gebrauchen.

Das Theater habe ich einigemal besucht und zu dessen Beurteilung mir auch einen methodischen Entwurf gemacht. Indem ich ihn nun nach und nach auszufüllen suche, so ist mir erst recht aufgefallen: daß man eigentlich nur von fremden Ländern, wo man mit niemand in Verhältnis steht, eine leidliche Reisebeschreibung machen könnte. Über den Ort, wo man gewöhnlich sich aufhält, wird niemand wagen etwas zu schreiben, es müßte denn von bloßer Aufzählung der vorhandenen Gegenstände die Rede sein; ebenso geht es mit allem, was uns noch einigermaßen nah ist: man fühlt erst, daß es eine Impietät wäre, wenn man auch sein gerechtestes, mäßigstes Urteil über die Dinge öffentlich aussprechen wollte. Diese Betrachtungen führen auf artige Resultate und zeigen mir den Weg, der zu gehen ist. So vergleiche ich z. B. jetzt das hiesige Theater mit dem weimarischen; habe ich noch das Stuttgarter gesehen, so läßt sich vielleicht über die drei etwas Allgemeines sagen, das bedeutend ist und das sich auch allenfalls öffentlich produzieren läßt.

---

Den 8. August.

In Frankfurt ist alles tätig und lebhaft. Ihre Zeit ist nur zwischen Erwerben und Verzehren geteilt, und das vielfache Unglück scheint nur einen allgemeinen Leichtsinn bewirkt zu haben. Die Millionen, die man hingeben mußte, sind so wie die Not jener Augenblicke vergessen, und jedermann findet es äußerst unbequem, daß er nun zu den Interessen und Abzahlungen auch das Seinige beitragen soll. Ein jeder beklagt sich

über die äußerste Teurung und fährt doch fort, Geld auszugeben und den Luxus zu vermehren, über den er sich beschwert. Doch habe ich auch schon einige wunderliche und unerwartete Ausnahmen bemerken können.

Gestern Abend entstand auf einmal ein lebhafter Friedensruf; inwiefern er gegründet sei, muß sich bald zeigen.

Ich habe mich in diesen wenigen Tagen schon viel umgesehen, bin die Stadt umfahren und umgangen; außen und innen entsteht ein Gebäude nach dem andern, und der bessere und größere Geschmack läßt sich bemerken, obgleich auch hier und da wieder mancher Rückschritt geschieht. Gestern war ich im Schweitzerischen Hause, das auch inwendig viel Gutes enthält, besonders hat mir die Art der Fenster sehr wohl gefallen; ich werde ein kleines Modell davon an die Schloßbaukommission schicken.

Das hiesige Theater hat gute Subjekte, ist aber im ganzen für eine so große Anstalt viel zu schwach besetzt; die Lücken, welche bei Ankunft der Franzosen entstunden, sind noch nicht wieder ausgefüllt. Auf den Sonntag wird Palmira gegeben, worauf ich sehr neugierig bin.

Ich lege eine Rezension einiger italienischen Zeitungsblätter bei, die mich interessiert haben, weil sie einen Blick in jene Zustände tun lassen.

## Italienische Zeitungen.

Es liegen verschiedene italienische Zeitungen vor mir, über deren Charakter und Inhalt ich einiges zu sagen gedenke.

Die auswärtigen Nachrichten sämtlich sind aus fremden Zeitungen übersetzt, ich bemerke also nur das Eigne der inländischen.

L'Osservatore Triestino No. 58. 21. Juli 1797. Ein sehr gut geschriebener Brief über die Besitznehmung von

Cherso vom 10. Juli. Dann einiges von Zara. Die Anhänge sind wie unsere Beilagen und Wochenblätter.

Gazzetta Universale No. 58. 22. Juli 1797. Florenz. Ein nachdrückliches Gesetz wegen Meldung des Ankommens, Bleibens und Abgehens der Fremden, im Florentinischen publiziert.

Notizie Universali No. 60. 28. Juli 1797. Roveredo. Ein Artikel aus Östreich macht auf die große bewaffnete Stärke des Kaisers aufmerksam.

Il Corriere Milanese No. 59. 24. Juli 1797. Die italienischen Angelegenheiten werden im republikanischen Sinne, aber mit großer Mäßigung, Feinheit und rhetorischer Stellung vorgetragen; es fällt einem dabei der Leidener Luzac ein.

In einer Buchhändlernachricht ist ein Werk: Memorie Storiche del Professore Gio. Battista Rottondo nativo di Monza, nel Milanese, scritte da lui medesimo, angekündigt. Wahrscheinlich eine romanhafte Komposition, durch welche man, so viel sich aus der Anzeige erraten läßt, den Revolutionisten in Italien Mäßigkeit raten will.

Giornale Degli Uomini Liberi. Bergamo. 18. Juli 1797. No. 5. Lebhaft demokratisch, welches sich in der Bergamaskenmanier sehr lustig ausnimmt; denn wer lacht nicht, wenn er liest: Non si dee defraudare il Popolo Sovrano Bergamasco di dargli notizia etc.

Für den Platz aber und für die Absicht scheint das Blatt sehr zweckmäßig zu sein, indem es hauptsächlich die Angelegenheiten der Stadt und des Bezirks behandelt.

No. 6. Die Aufhebung eines Klosters durch die Mehrheit der Mönchsstimmen wird begehrt, die aristokratische Partei verlangt unanimità.

Die Sprachwendungen haben etwas Originales, und der ganze Ausdruck ist lebhaft, treu, naiv, so daß man den Harlekin im besten Sinne zu hören glaubt.

Il Patriota Bergamasco No. 17. 18. Juli 1797. Ein Kompliment an die Bergamasker, daß ihre Nationalgarden bei dem großen Föderationsfest sich so ganz besonders ausgenommen haben: I Segni da esse manifestati di patriotismo e di giocondità attrassero la comune meraviglia, e loro meritarono il vanto de' più energici republicani. Wenn man diese Stelle gehörig übersetzt, so wünschte man die Bergamasker bei dieser Gelegenheit mit ihrer giocondità gesehen zu haben.

Den Nachrichten aus dem Kirchenstaat sucht man durch Worte, die Schwabacher gedruckt sind, eine komische Tournüre zu geben.

Ein Brief des Generals Buonaparte an den Astronomen Cagnoli in Verona, der bei den Unruhen viel gelitten und verloren hatte, soll den Gemütern Beruhigung einflößen, da dem Manne Ersatz und Sicherheit versprochen wird.

No. 18 ist sehr merkwürdig: der Patriot beklagt sich, daß nach der Revolution noch keine Revolution sei und daß gerade alles noch seinen alten aristokratischen Gang gehen wolle. Natürlicherweise hat, wie überall, die liebe Gewohnheit nach den ersten lebhaften Bewegungen wieder ihr Recht behauptet, und alles sucht sich wieder auf die Füße zu stellen; worüber sich denn der gute Patriot gar sehr beklagt.

---

Den 9. August.

Das allgemeine Gespräch und Interesse ist heute die Feier des morgenden Tages, die in Wetzlar begangen werden soll; man erzählt Wunderdinge davon. Zwanzig Generäle sollen derselben beiwohnen, von allen Regimentern sollen Truppen dazu gesammelt werden, militarische Evolutionen sollen geschehen; Gerüste sind aufgerichtet, und was dergleichen mehr ist. Indessen fürchten

die Einwohner bei dieser Gelegenheit böse Szenen, mehrere haben sich entfernt; man will heute Abend schon kanonieren gehört haben.

Bei alle dem lebt man hier in vollkommner Sicherheit, und jeder treibt sein Handwerk, eben als wenn nichts gewesen wäre; man hält den Frieden für gewiß und schmeichelt sich, daß der Kongreß hier sein werde, ob man gleich nicht weiß, wo man die Gesandtschaften unterbringen will. Wenn alles ruhig bleibt, so wird die nächste Messe über die Maßen voll und glänzend werden; es sind schon viele Quartiere bestellt, und die Gastwirte und andere Einwohner setzen unerhörte Preise auf ihre Zimmer.

Was mich betrifft, so sehe ich nur immer mehr ein, daß jeder nur sein Handwerk ernsthaft treiben und das Übrige alles lustig nehmen soll. Ein paar Verse, die ich zu machen habe, interessieren mich jetzt mehr als viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß gestattet ist, und wenn ein jeder das Gleiche tut, so wird es in der Stadt und im Hause wohl stehen. Die wenigen Tage, die ich hier bin, hat mich die Betrachtung so mancher Gegenstände schon sehr vergnügt und unterhalten, und ich habe für die nächste Zeit noch genug vor mir.

Ich will hernach unsern guten Meyer, der am Zürcher See angekommen ist, aufsuchen und, ehe ich meinen Rückweg antrete, noch irgend eine kleine Tour mit ihm machen. Nach Italien habe ich keine Lust, ich mag die Raupen und Chrysaliden der Freiheit nicht beobachten; weit lieber möchte ich die ausgekrochnen französischen Schmetterlinge sehen.

Gestern war ich bei Herrn von Schwarzkopf, der mit seiner jungen Frau auf einem Bethmannischen Gute wohnt; es liegt sehr angenehm, eine starke halbe Stunde von der Stadt, vor dem Eschenheimer Tore auf einer

sanften Anhöhe, von der man vorwärts die Stadt und den ganzen Grund, worin sie liegt, und hinterwärts den Niddagrund bis an das Gebirg übersieht. Das Gut gehörte ehemals der Familie der von Riese und ist wegen der Steinbrüche bekannt, die sich in dem Bezirk desselben befinden. Der ganze Hügel besteht aus Basalt, und der Feldbau wird in einem Erdreiche getrieben, das aus Verwitterung dieser Gebirgsart besteht; es ist auf der Höhe ein wenig steinig, aber Früchte und Obstbäume gedeihen vortrefflich. Bethmanns haben viel dazu gekauft, und meine Mutter hat ihnen ein schönes Baumstück, das unmittelbar daran stößt, abgelassen. Die Fruchtbarkeit des herrlichen Grundes um Frankfurt und die Mannigfaltigkeit seiner Erzeugnisse erregt Erstaunen, und an den neuen Zäunen, Staketen und Lusthäusern, die sich weit um die Stadt umher verbreiten, sieht man, wie viele wohlhabende Leute in der letzten Zeit nach größern und kleinern Stücken eines fruchtbaren Bodens gegriffen haben. Das große Feld, worauf nur Gemüse gebauet wird, gewährt in der jetzigen Jahrszeit einen sehr angenehmen und mannigfaltigen Anblick. Überhaupt ist die Lage, wie ich sie an einem schönen Morgen vom Turme wiedergesehen, ganz herrlich und zu einem heitern und sinnlichen Genusse ausgestattet; deswegen sich die Menschen auch so zeitig hier angesiedelt und ausgebreitet haben. Merkwürdig war mir die frühe städtische Kultur, da ich gestern las, daß schon 1474 befohlen ward, die Schindeldächer wegzutun, da schon früher die Strohdächer abgeschafft waren. Es läßt sich denken, wie in dreihundert Jahren ein solches Beispiel auf die ganze Gegend gewirkt haben müsse.

---

Den 14. August.

Gestern habe ich die Oper Palmira aufführen sehen, die im ganzen genommen sehr gut und anständig gegeben ward. Ich habe auch dabei vorzüglich die Freude gehabt, einen Teil ganz vollkommen zu sehen, nämlich die Dekorationen; sie sind von einem Mailänder Fuentes, der sich gegenwärtig hier befindet.

Bei der Theaterarchitektur ist die große Schwierigkeit, daß man die Grundsätze der echten Baukunst einsehen und von ihnen doch wieder zweckmäßig abweichen soll. Die Baukunst im höhern Sinne soll ein ernstes, hohes, festes Dasein ausdrücken, sie kann sich, ohne schwach zu werden, kaum aufs Anmutige einlassen; auf dem Theater aber soll alles eine anmutige Erscheinung sein. Die theatralische Baukunst muß leicht, geputzt, mannigfaltig sein, und sie soll doch zugleich das Prächtige, Hohe, Edle darstellen. Die Dekorationen sollen überhaupt, besonders die Hintergründe, Tableaus machen. Der Dekorateur muß noch einen Schritt weiter tun als der Landschaftsmaler, der auch die Architektur nach seinem Bedürfnis zu modifizieren weiß.

Die Dekorationen zu Palmira geben Beispiele, woraus man die Lehre der Theatermalerei abstrahieren könnte. Es sind sechs Dekorationen, die auf einander in zwei Akten folgen, ohne daß eine wiederkommt; sie sind mit sehr kluger Abwechslung und Gradation erfunden. Man sieht ihnen an, daß der Meister alle Moyens der ernsthaften Baukunst kennt; selbst da, wo er baut, wie man nicht bauen soll und würde, behält doch alles den Schein der Möglichkeit bei, und alle seine Konstruktionen gründen sich auf den Begriff dessen, was im Wirklichen gefordert wird. Seine Zieraten sind sehr reich, aber mit reinem Geschmack angebracht und verteilt; diesen sieht man die große Stuccaturschule an, die sich in Mailand

befindet und die man aus den Kupferstichwerken des Albertolli kann kennen lernen. Alle Proportionen gehen ins Schlanke, alle Figuren, Statuen, Basreliefs, gemalte Zuschauer gleichfalls; aber die übermäßige Länge und die gewaltsamen Gebärden mancher Figuren sind nicht Manier, sondern die Notwendigkeit und der Geschmack haben sie so gefordert. Das Kolorit ist untadelhaft und die Art zu malen äußerst frei und bestimmt. Alle die perspektivischen Kunststücke, alle die Reize der nach Direktionspunkten gerichteten Massen zeigen sich in diesen Werken; die Teile sind völlig deutlich und klar, ohne hart zu sein, und das Ganze hat die lobenswürdigste Haltung. Man sieht die Studien einer großen Schule und die Überlieferungen mehrerer Menschenleben in dem unendlichen Detail, und man darf wohl sagen, daß diese Kunst hier auf dem höchsten Grade steht; nur schade, daß der Mann so kränklich ist, daß man an seinem Leben verzweifelt. Ich will sehen, daß ich das, was ich hier nur flüchtig hingeworfen habe, besser zusammenstelle und ausführe.

## Erste Dekoration.

Auf niedrigen, nicht zu starken, altdorischen blauen Säulen und ihren weißen Kapitälen ruht ein weißes einfaches Gesims, dessen mittlerer Teil der höchste ist, es könnte auch für einen eigens proportionierten Architrav gelten; von diesem geht ein Tonnengewölb über das ganze Theater, das wegen seiner ungeheuern Höhe und Breite einen herrlichen Effekt macht. Da das Tonnengewölbe von den Coulissen nicht herüberlaufen kann, so scheint es oben durch blaue Vorhänge verdeckt, auf dem Hintergrunde aber erscheint es in seiner Vollkommenheit. Gleich wo das Gewölbe auf dem Gesimse ruht, sind Basreliefs angebracht. Das übrige ist mit einfachen Steinen

gewölbt. Das Tonnengewölbe läuft auf ein Kreisgebäude aus, das sich wieder im Kreuze an Tonnengewölbe anschließt, wie die Art der neuern Kirchen ist; nur trägt diese Rundung auf ihrem Kranze keine Kuppel, sondern eine Galerie, über die man hinaus einen gestirnten Himmel sieht.

---

## Frankfurter Theater.

### Schilderung der Personen. Rollen.

#### Frauen.

Demoiselle Woralek. Frauenzimmerliche Mittelgröße, wohlgebaut, etwas stark von Gliedern, jung, natürliche Bewegungen, mit den Armen gewisse Gesten, die nicht übel wären, wenn sie nicht immer wiederkämen; ein zusammengefaßtes Gesicht, lebhafte schwarze Augen; ein lächelndes Verziehen des Mundes verstellt sie oft; eine schöne und gut ausgebildete Stimme, im Dialog zu schnell; daher sie die meisten Stellen überhudelt.

Erste Liebhaberin in der Oper: Konstanze, Pamina, die Müllerin.

Demoiselle Boudet. Weibliche Mittelgestalt; gutes lebhaftes Betragen, rasche Gebärden. Gewisse natürliche Rollen spielt sie gut, nur drücken ihre Mienen und Gesten zu oft Härte, Kälte, Stolz und Verachtung aus, wodurch sie unangenehm wird. Sie spricht deutlich und ist überhaupt eine energische Natur.

Muntere, naive: Margarete in den Hagestolzen, einen Savoyarden.

Madame Aschenbrenner. Nicht gar groß, sonst gut gebaut; ein artiges Gesicht, schwarze Augen. In ihrer Deklamation und Gebärden hat sie das weinerlich Angespannte, was man sonst für pathetisch hielt. Sie tanzt gut; es hat aber diese Kunst keine günstige Wir-

kung auf sie gemacht, indem sie in Gang und Gebärden manieriert ist.

Affektuose sentimentale Liebhaberinnen, singt auch ein wenig. Kora in der Sonnenjungfrau, Ophelia in Hamlet.

Madame Bulla. Mittelgröße, etwas größer als Madame Aschenbrenner, gute Gesichtsbildung; ihre Aktion ein wenig zu ruhig, der Ton ihrer Stimme ein wenig zu hell und scharf.

Edle Mütter, Frauen von Stande, heitere humoristische Rollen: Elvira in Rollas Tod, die Frau in dem Ehepaar aus der Provinz, Fräulein von Sachau in der Entführung.

Madame Bötticher. Etwas über Mittelgröße, wohlgebaut, mäßig stark, angenehme Bildung; sieht für ihre Karikaturrollen etwas zu gut aus.

Karikaturen und was sich denen nähert: Oberhofmeisterin in Elise von Valberg, Frau Schmalheim, Frau Griesgram.

Madame Heinemann. Lang und schmal, ein chiffonniertes Gesicht, nicht angenehm und nicht unleidlich.

Zweite Liebhaberinnen in der Oper, ältere Rollen: Diana, Königin der Nacht.

Madame Roland. Königinnen, tragische Frauen: Hamlets Mutter, Fedorowna in den Strelitzen.

Demoiselle Bulla. Anfängerin.

Madame Demmer. Abgehend.

Madame Urspruch. Junge Mädchen; nicht übel gestaltet, aber in Sprache und Aktion ganz Null.

Madame Schmidt. Gemeine Frauen: Sekretär Schmidtin, Wirtin im Schwarzen Mann.

Männer.

Brandt. Wohlgebaut, nicht angenehm gebildet, lebhafte schwarze Augen, die er zu sehr rollt; sonore tiefe Stimme, gute Bewegungen.

Helden. Würdige Alte: Rolla, Zar, Seekapitän im Bruderzwist, Molay in den Tempelherren.

Schröder. Mittelgröße, wohlgestaltet, gute jugendliche Gesichtsbildung, lebhafte Bewegungen; singt Baritono, im Dialog tiefe, etwas schnarrende, heftige, rauhe Stimme.

Erste Liebhaber in der Oper: Don Juan, Deserteur. Figurierende Rollen im Schauspiel: Fürst in Dienstpflicht, Philipp der Schöne in den Tempelherren.

Lux. Gedrängte gut gebildete Mittelgestalt; weiß seine Kleidung und Gebärden nach den Rollen zu motivieren, hat einen guten, doch nicht recht vollklingenden Baß; spielt zu sehr nach dem Souffleur.

Erster Buffo in der Oper. Im Schauspiel ähnliche Rollen: den Bedienten des Kapitäns im Bruderzwist, den Amtmann in der Aussteuer.

Schlegel. Wohlgebaut, hat aber bei aller Beweglichkeit etwas Steifes. An der Bewegung seiner Beine sieht man, daß er ein Tänzer ist; singt als zweiter Baß noch gut genug. Es mag ihm an Geschmack und Gefühl fehlen, drum übertreibt er leicht.

Zweite Buffos, auch z. B. Knicker, sodann Sarastro und den Geist in Don Juan.

Demmer. Gut gebaut, oberwärts etwas dicklicht, vorstehendes Gesicht, blond und blaue Augen; hat was Meckerndes in der Stimme und einen leidlichen Humor.

Erste Liebhaber in der Oper: Tamino, Infant. Karikaturrollen: Stöpsel in Armut und Edelsinn, Posert im Spieler.

Schmidt. Hager, alt, schwächlich, übertreibt; man bemerkt an ihm weder Naturell noch Geschmack.

Schwache, verliebte, humoristische Alte: von Sachau in der Entführung, Brandchen im Räuschchen.

Dupré. Ziemliche Größe, hager aber gut gebildet, starke Gesichtszüge; im ganzen steif.

Launige Rollen, Halbkarikaturen, Bösewichter. Kerkermeister im Deserteur, Nossodei in den Tempelherren.

Stentzsch. Jugendlich wohlgebildet. Figur und Wesen sind nicht durchgearbeitet, Sprache und Gebärden haben keinen Fluß; im ganzen ist er nicht unangenehm, aber er läßt den Zuschauer völlig kalt.

Erste Liebhaber, junge Helden: Ludwig der Springer, Hamlet, Bruder des Mädchens von Marienburg.

Amberg. Bedientenrollen, singt wenig. Plumper, Bedienter in der Entführung, Knappe in der Sonnenjungfrau.

Urspruch. Junge Leute, Liebhaber. Null.

Engelhardt. Ganz prosaisches Subjekt.

Pfarrer in den Jägern, seine einzige leidliche Rolle. Als König im Hamlet ausgepocht.

Zuccarini. Geringes Subjekt.

Bediente, Vertraute.

Hartig. Nebenrollen. Singt allenfalls.

Woralek. Singt. Hat nur um der Tochter willen Rollen.

Grüner, von dessen Händeln mit der Königsberger Schauspieldirektion im dritten Stück des zweiten Bandes des Hamburger Theaterjournals von 1797 viel erzählt wird, spielte hier einige Gastrollen. Er hat Gewandtheit auf dem Theater und eine leichte Kultur, ist aber nicht mehr jung und hat kein günstiges Gesicht. Seine Sprache ist äußerst preußisch und auch sein Spiel (ich sah ihn als

Sichel) hat eine gewisse anmaßliche Gewandtheit; seine Stimme ist von keiner Bedeutung.

---

Den 16. August.

Über den eigentlichen Zustand eines aufmerksamen Reisenden habe ich eigne Erfahrungen gemacht und eingesehen, worin sehr oft der Fehler der Reisebeschreibungen liegt. Man mag sich stellen, wie man will, so sieht man auf der Reise die Sache nur von einer Seite und übereilt sich im Urteil; dagegen sieht man aber auch die Sache von dieser Seite lebhaft, und das Urteil ist in gewissem Sinne richtig. Ich habe mir daher Akten gemacht, worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren, die mir jetzt begegnen: Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzettel, Preiscourante einheften lasse und sodann auch sowohl das, was ich sehe und bemerke, als auch mein augenblickliches Urteil einschalte. Ich spreche sodann von diesen Dingen in Gesellschaft und bringe meine Meinung vor, da ich denn bald sehe, inwiefern ich gut unterrichtet bin und inwiefern mein Urteil mit dem Urteil wohlunterrichteter Menschen übereintrifft. Ich nehme sodann die neue Erfahrung und Belehrung auch wieder zu den Akten, und so gibt es Materialien, die mir künftig als Geschichte des Äußern und Innern interessant genug bleiben müssen. Wenn ich bei meinen Vorkenntnissen und meiner Geistesgeübtheit Lust behalte, dieses Handwerk eine Weile fortzusetzen, so kann ich eine große Masse zusammenbringen.

Ein paar poetische Stoffe bin ich schon gewahr worden, die ich in einem feinen Herzen aufbewahren werde, und dann kann man niemals im ersten Augenblicke wissen, was sich aus der rohen Erfahrung in der Folgezeit noch als wahrer Gehalt aussondert.

Bei allem dem leugne ich nicht, daß mich mehrmals eine Sehnsucht nach dem Saalgrunde wieder anwandelt, und würde ich heute dahin versetzt, so würde ich gleich, ohne irgend einen Rückblick, etwa meinen Faust oder sonst ein poetisches Werk anfangen können.

Hier möchte ich nun mich an ein großes Stadtleben wieder gewöhnen, mich gewöhnen, nicht nur zu reisen, sondern auch auf der Reise zu leben; wenn mir nur dieses vom Schicksal nicht ganz versagt ist, denn ich fühle recht gut, daß meine Natur nur nach Sammlung und Stimmung strebt und an allem keinen Genuß hat, was diese hindert. Hätte ich nicht an meinem Hermann und Dorothea ein Beispiel, daß die modernen Gegenstände, in einem gewissen Sinne genommen, sich zum Epischen bequemten, so möchte ich von aller dieser empirischen Breite nichts mehr wissen.

Auf dem Theater, so wie ich auch wieder hier sehe, wäre in dem gegenwärtigen Augenblick manches zu tun, aber man müßte es leicht nehmen und in der Gozzischen Manier traktieren; doch ist es in keinem Sinne der Mühe wert.

Meyer hat unsere Balladen sehr gut aufgenommen. Ich habe nun, weil ich von Weimar aus nach Stäfa wöchentlich Briefe an ihn schrieb, schon mehrere Briefe von ihm hier erhalten; es ist eine reine und treu fortschreitende Natur, unschätzbar in jedem Sinne. Ich will nur eilen, ihn wieder persönlich habhaft zu werden, und ihn dann nicht wieder von mir lassen.

---

Den 18. August.

Ich besuchte gestern den Theatermaler, dessen Werke mich so sehr entzückt hatten, und fand einen kleinen, wohlgebildeten, stillen, verständigen und bescheidnen Mann. Er ist in Mailand geboren, heißt Fuentes, und als ich

ihm seine Arbeiten lobte, sagte er mir: er sei aus der Schule des Gonzaga, dem er, was er zu machen verstehe, zu danken habe. Er ließ mir die Zeichnungen zu jenen Dekorationen sehen, die, wie man erwarten kann, sehr sicher und charakteristisch mit wenigen Federzügen gemacht und auf denen die Massen mit Tusche leicht angegeben sind. Er zeigte mir noch verschiedne Entwürfe zu Dekorationen, die zunächst gemalt werden sollen, worunter einer zu einem gemeinen Zimmer mir besonders wohlgedacht schien. Er ließ mich auch die Veränderungen bemerken, die zwischen den Zeichnungen und den ausgeführten Dekorationen zu Palmira sich fanden. Es ist eine Freude, einen Künstler zu sehen, der seiner Sache so gewiß ist, seine Kunst so genau kennt, so gut weiß, was sie leisten und was sie wirken kann. Er entschuldigte verschiednes, das er an seinen Arbeiten selbst nicht billigte, durch die Forderungen des Poeten und des Schauspielers, die nicht immer mit den Gesetzen der guten Dekoration in Einstimmung zu bringen seien.

Bei Gelegenheit der Farbengebung, da bemerkt wurde, daß das Violette bei Nacht grau aussehe, sagte er: daß er deshalb das Violette, um ein gewisses leuchtendes und durchsichtiges Grau hervorzubringen, anwende. Ferner, wie viel auf die Beleuchtung der Dekorationen ankomme.

Es ward bemerkt, welch eine große Praktik nötig sei, um mit Sicherheit einer studierten Manier die Farben aufzusetzen, und es kam nicht ohne Lächeln zur Sprache, daß es Menschen gebe, die von einem Studio, wodurch man zur Gewißheit gelangt, so wenig Begriff haben, daß sie die schnelle und leichte Methode des Meisters für nichts achten, vielmehr denjenigen rühmen, der sich bei der Arbeit besinnt und ändert und korrigiert. Man sieht die Freiheit des Meisters für Willkür und zufällige Arbeit an.

Den 18. August.

Wenn man Frankfurt durchwandert und die öffentlichen Anstalten sieht, so drängt sich einem der Gedanke auf: daß die Stadt in frühern Zeiten von Menschen müsse regiert gewesen sein, die keinen liberalen Begriff von öffentlicher Verwaltung, keine Lust an Einrichtung zu besserer Bequemlichkeit des bürgerlichen Lebens gehabt, sondern die vielmehr nur so notdürftig hinregierten und alles gehen ließen, wie es konnte. Deshalb hat man bei dieser Betrachtung alle Ursache, billig zu sein. Denn wenn man bedenkt, was das heißen will, bis nur die nächsten Bedürfnisse einer Bürgergemeine, die sich in trüben Zeiten zufällig zusammen findet, nach und nach befriedigt, bis für ihre Sicherheit gesorgt und bis ihr nur das Leben, indem sie sich zusammen findet und vermehrt, möglich und leidlich gemacht wird, so sieht man, daß die Vorgesetzten zu tun genug haben, um nur von einem Tag zum andern mit Rat und Wirkung auszulangen. Mißstände, wie das Überbauen der Häuser, die krummen Anlagen der Straßen, wo jeder nur sein Plätzchen und seine Bequemlichkeit im Auge hat, fallen in einem dunkeln gewerbvollen Zustande nicht auf, und den düstern Zustand der Gemüter kann man an den düstern Kirchen und an den dunkeln und traurigen Klöstern jener Zeit am besten erkennen. Das Gewerb ist so ängstlich und emsig, daß es sich nicht nahe genug an einander drängen kann; der Krämer liebt die engen Straßen, als wenn er den Käufer mit Händen greifen wollte. So sind alle die alten Städte, außer welche gänzlich umgeschaffen worden.

Es fragt sich, was die Feuersbrunst 1711 für Einfluß auf die neuere Gestalt dieser Stadt gehabt hat.

Die großen alten öffentlichen Gebäude sind Werke der Geistlichkeit und zeugen von ihrem Einfluß und er-

höhterem Sinn. Der Dom mit seinem Turm ist ein großes Unternehmen; die übrigen Klöster, in Absicht auf den Raum, den sie einschließen, sowohl als in Absicht auf ihre Gebäude, sind bedeutende Werke und Besitztümer. Alles dieses ist durch den Geist einer dunkeln Frömmigkeit und Wohltätigkeit zusammengebracht und errichtet. Die Höfe und ehmaligen Burgen der Adeligen nehmen auch einen großen Raum ein, und man sieht in denen Gegenden, wo diese geistlichen und weltlichen Besitzungen stehen, wie sie anfangs gleichsam als Inseln dalagen und die Bürger sich nur notdürftig dran herumbauten.

Die Fleischbänke sind das Häßlichste, was vielleicht dieser Art sich in der Welt befindet; sie sind auf keine Weise zu verbessern, weil der Fleischer seine Waren, so wie ein anderer Krämer, unten im Hause hat. Diese Häuser stehen auf einem Klumpen beisammen und sind mehr durch Gänge als durch Gäßchen getrennt.

Der Markt ist klein und muß sich durch die benachbarten Straßen bis auf den Römerberg ausdehnen. Verlegung desselben auf den Hirschgraben zur Meßzeit.

Das Rathaus scheint früher ein großes Kaufhaus und Warenlager gewesen zu sein, wie es auch noch in seinen Gewölben für die Messe einen dunkeln und dem Verkäufer fehlerhafter Waren günstigen Ort gewährt.

Die Häuser baute man in frühern Zeiten, um Raum zu gewinnen, in jedem Stockwerk über. Doch sind die Straßen im ganzen gut angelegt, welches aber wohl dem Zufall zuzuschreiben ist; denn sie gehn entweder mit dem Flusse parallel, oder es sind Straßen, welche diese durchkreuzen und nach dem Lande zu gehen. Um das Ganze lief halbmondförmig ein Wall und Graben, der nachher ausgefüllt wurde; doch auch in der neuen Stadt ist nichts Regelmäßiges und auf einander Passendes. Die

Zeile geht krumm, nach der Richtung des alten Grabens, und die großen Plätze der neuen Stadt ist man nur dem Unwerte des Raums zu jener Zeit schuldig. Die Festungswerke hat die Notwendigkeit hervorgebracht, und man kann fast sagen, daß die Mainbrücke das einzige schöne und einer so großen Stadt würdige Monument aus der frühern Zeit sei; auch ist die Hauptwache anständig gebaut und gut gelegen.

Es würde interessant sein, die verschiedenen Epochen der Aufklärung, Aufsicht und Wirksamkeit in Absicht solcher öffentlichen Anstalten zu untersuchen; die Geschichte der Wasserleitungen, Kloaken, des Pflasters mehr auseinanderzusetzen und auf die Zeit und die vorzüglichen Menschen, welche gewirkt, aufmerksam zu sein.

Schon früher wurde festgesetzt, daß jemand, der ein neues Haus baut, nur in dem ersten Stock überbauen dürfe. Schon durch diesen Schritt war viel gewonnen. Mehrere schöne Häuser entstanden; das Auge gewöhnte sich nach und nach ans Senkrechte, und nunmehr sind viele hölzerne Häuser auch senkrecht aufgebaut. Was man aber den Gebäuden bis auf den neusten Zeitpunkt und überhaupt manchem andern ansieht, ist: daß die Stadt niemals einen Verkehr mit Italien gehabt hat. Alles, was Gutes dieser Art sich findet, ist aus Frankreich hergenommen.

Eine Hauptepoche macht denn nun zuletzt das Schweitzerische Haus auf der Zeile, das in einem echten, soliden und großen italienischen Geschmack gebaut ist und vielleicht lange das einzige bleiben wird. Denn obgleich noch einige von dieser Art sind gebaut worden, so hatten doch die Baumeister nicht Talent genug mit dem ersten zu wetteifern, sondern sie verfielen, indem sie nur nicht eben dasselbe machen wollten, auf falsche Wege,

und wenn es so fortgeht, so ist der Geschmack, nachdem ein einziges Haus nach richtigen Grundsätzen aufgestellt worden, schon wieder im Sinken.

Die beiden neuen reformierten Bethäuser sind in einem mittlern, nicht so strengen und ernsten, aber doch richtigen und heitern Geschmack gebaut und bis auf wenige Mißgriffe in Nebendingen durchaus lobenswert.

Die neuerbaute lutherische Hauptkirche gibt leider viel zu denken. Sie ist als Gebäude nicht verwerflich, ob sie gleich im allermodernsten Sinne gebaut ist; allein da kein Platz in der Stadt weder wirklich noch denkbar ist, auf dem sie eigentlich stehen könnte und sollte, so hat man wohl den größten Fehler begangen, daß man zu einem solchen Platz eine solche Form wählte. Sie stickt, da man rings herum wohl schwerlich viel wird abbrechen lassen, zwischen Gebäuden, die ihrer Natur und Kostbarkeit wegen unbeweglich sind, und will doch von allen Seiten gesehen sein; man sollte sie in großer Entfernung umgehen können. Sie fordert einen großen Raum um sich her, und sie steht an einem Orte, wo der Raum äußerst kostbar ist. Um sie her ist das größte Gedräng und Bewegung der Messe, und es ist nicht daran gedacht, wie auch irgend nur ein Laden stattfinden könnte. Man wird also wenigstens in der Meßzeit hölzerne Buden an sie hinanschieben müssen, die vielleicht mit der Zeit unbeweglich werden, wie man an der Katharinenkirche noch sieht und ehemals um den Münster von Straßburg sah.

Nirgends wäre vielleicht ein schönerer Fall gewesen, in welchem man die Alten höchst zweckmäßig nachgeahmt hätte, die, wenn sie einen Tempel mitten in ein lebhaftes Quartier setzen wollten, das Heiligtum durch eine Mauer vom Gemeinen absonderten, dem Gebäude einen würdigen Vorhof gaben und es nur von dieser Seite sehen ließen.

Ein solcher Vorhof wäre hier möglich gewesen, dessen Raum für die Kutschen, dessen Arkaden zur Bequemlichkeit der Fußgänger und zugleich, im Fall der Messe, zum Ort des schönsten Verkehrs gedient hätten. Es wäre ein philanthropisches Unternehmen, das freilich in diesem Falle von keinem Nutzen mehr sein könnte, vielleicht aber bei künftigen Unternehmungen wirken würde, wenn man noch selbst jetzt hinterdrein Plane und Risse von dem, was hätte geschehen sollen, darlegte. Denn da eine öffentliche Anstalt so viel Tadel ertragen muß, wie man es nicht hätte machen sollen, so ist es wenigstens billiger, wenn man zu zeigen übernimmt, wie man es anders hätte machen sollen. Doch ist vielleicht überhaupt keine Zeit mehr, Kirchen sowie Paläste zu bauen, wenigstens würde ich in beiden Fällen immer raten, die Gemeinden in anständige Bethäuser und die großen Familien in bequeme und heitere Stadt- und Landhäuser zu teilen, und beides geschieht ja in unsern Tagen schon gewissermaßen von selbst.

Was die Bürgerhäuser betrifft, so würde ich doch überhaupt raten, der italienischen Manier nicht weiter zu folgen und selbst mit steinernen Gebäuden sparsamer zu sein. Häuser, deren erstes Stock von Steinen, das Übrige von Holz ist, wie mehrere jetzt sehr anständig gebaut sind, halte ich in jedem Sinn für Frankfurt für die schicklichsten; sie sind überhaupt trockner, die Zimmer werden größer und luftiger. Der Frankfurter, wie überhaupt der Nordländer, liebt viele Fenster und heitere Stuben, die bei einer Fassade im höhern Geschmack nicht stattfinden können. Dann ist auch zu bedenken, daß ein steinernes, einem Palast ähnliches, kostbares Haus nicht so leicht seinen Besitzer verändert als ein anderes, das für mehr als einen Bewohner eingerichtet ist. Der Frankfurter, bei dem alles Ware ist, sollte sein Haus

niemals anders als Ware betrachten. Ich würde daher vielmehr raten: auf die innere Einrichtung aufmerksam zu sein und hierin die Leipziger Bauart nachzuahmen, wo in einem Hause mehrere Familien wohnen können, ohne in dem mindesten Verhältnis zusammen zu stehen. Es ist aber sonderbar! Noch jetzt baut der Mann, der bestimmt zum Vermieten baut, in Absicht auf Anlegung der Treppen, der offenen Vorsäle u. s. w. noch eben so als jener, der vor Zeiten sein Haus, um es allein zu bewohnen, einrichtete; so muß z. B. der Mietmann eines Stockwerks, wenn er ausgeht, davor sorgen, daß ein Halbdutzend Türen verschlossen sind. So mächtig ist die Gewohnheit und so selten das Urteil.

Die verschiedenen Epochen, in denen öffentliche heitere Anstalten, z. B. die Allee um die Stadt angelegt ward, und wie der öffentliche Geist mit dem Privatgeist sich verband, wodurch ganz allein ein echtes städtisches Wesen hervorgebracht wird, wäre näher zu betrachten: die Erbauung des Schauspielhauses, die Pflastrung des Platzes vor demselben, die Ausfüllung der Pferdeschwemme auf dem Roßmarkt und vor allem das unschätzbare Unternehmen der neuen Straße an der Brücke, welches denen, die es angaben, anfingen, beförderten und, gebe der Himmel! in seinem völligen Umfange ausführen werden, zur bleibenden Ehre gereichen wird.

In früheren Zeiten das Abtragen der alten Pforten nicht zu vergessen.

Über die Judengasse, das Aufbauen des abgebrannten Teils und allenfalls ihre Erweiterung nach dem Graben zu wäre zu denken und darüber auch allenfalls ein Gedanke zu äußern.

Eines ist zwar nicht auffallend, jedoch einem aufmerksamen Beobachter nicht verborgen, daß alles, was öffentliche Anstalt ist, in diesem Augenblicke still steht,

dagegen sich die Einzelnen unglaublich rühren und ihre Geschäfte fördern. Leider deutet diese Erscheinung auf ein Verhältnis, das nicht mit Augen gesehen werden kann, auf die Sorge und Enge, in welcher sich die Vorsteher des gemeinen Wesens befinden, wie die durch den Krieg ihnen aufgewälzte Schuldenlast getragen und mit der Zeit vermindert werden soll; indes der Einzelne sich wenig um dieses allgemeine Übel bekümmert und nur seinen Privatvorteil lebhaft zu fördern bemüht ist.

Die Hauptursache von denen in früherer Zeit vernachlässigten öffentlichen Anstalten ist wohl eben im Sinne der Unabhängigkeit der einzelnen Gilden, Handwerke und dann weiter in fortdauernden Streitigkeiten und Anmaßungen der Klöster, Familien, Stiftungen u. s. w. zu suchen, ja in denen von einer gewissen Seite lobenswürdigen Widerstrebungen der Bürgerschaft. Dadurch ward aber der Rat, er mochte sich betragen, wie er wollte, immer gehindert, und indem man über Befugnisse stritt, konnte ein gewisser liberalerer Sinn des allgemein Vorteilhaften nicht stattfinden.

Es wäre vielleicht eine für die gegenwärtige Zeit interessante Untersuchung, darzustellen, wie das Volk den Regenten, die nicht ganz absolut regiert, von jeher das Leben und das Regiment sauer gemacht. Es wäre dieses keinesweges eine aristokratische Schrift, denn eben jetzt leiden alle Vorsteher der Republiken an eben diesen Hindernissen.

Ich habe in diesen Tagen darüber nachgedacht, wie spät sich ein Zug von Liberalität und Übersicht eben über das städtische Wesen in Frankfurt manifestieren konnte.

Was wäre nicht eine Straße, die vom Liebenfrauenberg auf die Zeile durchgegangen wäre, für eine Wohl-

tat fürs Publikum gewesen! Eine Sache, die in früheren Zeiten mit sehr geringen Kosten, ja mit Vorteil abzutun war.

---

Den 19. August.

Die französische Revolution und ihre Wirkung sieht man hier viel näher und unmittelbarer, weil sie so große und wichtige Folgen auch für diese Stadt gehabt hat und weil man mit der Nation in so vielfacher Verbindung steht. Bei uns sieht man Paris immer nur in einer Ferne, daß es wie ein blauer Berg aussieht, an dem das Auge wenig erkennt, dafür aber auch Imagination und Leidenschaft desto wirksamer sein kann. Hier unterscheidet man schon die einzelnen Teile und Lokalfarben.

Von dem großen Spiel, das die Zeit her hier gespielt worden, hört man überall reden. Es gehört diese Seuche mit unter die Begleiter des Kriegs, denn sie verbreitet sich am gewaltsamsten zu den Zeiten, wenn großes Glück und Unglück auf der allgemeinen Wageschale liegt, wenn die Glücksgüter ungewiß werden, wenn der Gang der öffentlichen Angelegenheiten schnellen Gewinst und Verlust auch für Particuliers erwarten läßt. Es ist fast in allen Wirtshäusern gespielt worden, außer im Roten Hause. Die eine Bank hat für einen Monat, nur fürs Zimmer, 70 Karolin bezahlt. Einige Banquiers haben Frühstück und Abendessen aufs anständigste für die Pointeurs auftragen lassen. Jetzt da man nach und nach von seiten des Rats diesem Übel zu steuern sucht, so denken die Liebhaber auf andere Auswege. Auf dem Sandhofe, auf deutschherrischem Grund und Boden, hat man eine kostbare Anstalt einer neuen Wirtschaft errichtet, die gestern mit 130 Couverts eröffnet worden. Die Meubles sind aus der Herzoglich Zwei-

brückischen Auktion, so wie alles überhaupt sehr elegant sein soll. Dabei ist alles zuletzt aufs Spielen angesehen.

Das Hauptinteresse sollte eigentlich gegenwärtig für die Frankfurter die Wiederbezahlung ihrer Kriegsschulden und die einstweilige Verinteressierung derselben sein; da aber die Gefahr vorbei ist, haben wenige Lust, tätig mitzuwirken. Der Rat ist hierüber in einer unangenehmen Lage: er und der wackere Teil der Bürger, der sein bares Geld, sein Silbergeschirr, seine Münzkabinette und was sonst noch des edlen Metalls vorrätig war, freiwillig hingab, hat nicht allein damals hierdurch und durch die persönlichen Leiden der weggeführten Geisel die Stadt und den egoistischen flüchtigen Teil der Reichen vertreten und gerettet, sondern ist auch gutmütig genug gewesen, für die nicht Schutzverwandten, als die Stifter, Klöster, deutschen Orden u. s. w., die Kontributionen in der Masse mitzuerlegen. Da es nun zum Ersatz kommen soll, so existiert weder ein Fuß, wonach, noch ein Mittel, wodurch man eine so große Summe, als zu dem Interesse- und dem Amortisationsfonds nötig ist, beibringen könnte. Der bisherige Schatzungsfuß ist schon für den ordinären Zustand völlig unpassend, geschweige für einen außerordentlichen Fall; jede Art von neuer Abgabe drückt irgend wohin, und unter den hundert und mehr Menschen, die mitzusprechen haben, findet sich immer ein und der andere, der die Last von seiner Seite wegwälzen will. Die Vorschläge des Rats sind an das bürgerliche Kollegium gegangen; ich fürchte aber sehr, daß man nicht einig werden wird, und daß, wenn man einig wäre, der Reichshofrat doch wieder anders sentieren würde. Indessen bettelt man von Gutwilligen Beiträge, die künftig berechnet werden und, wenn man bei erfolgender Repartition zu viel gegeben hat, verinteressiert werden sollen, einstweilen zusammen, weil die Interessen doch

bezahlt werden müssen. Ich wünsche, daß ich mich irre, aber ich fürchte, daß diese Angelegenheit so leicht nicht in Ordnung kommen wird.

Für einen Reisenden geziemt sich ein skeptischer Realism; was noch idealistisch an mir ist, wird in einem Schatullchen, wohlverschlossen, mitgeführt wie jenes Undenische Pygmäenweibchen. Sie werden also von dieser Seite Geduld mit mir haben. Wahrscheinlich werde ich jenes Reisegeschichtchen auf der Reise zusammenschreiben können. Übrigens will ich erst ein paar Monate abwarten. Denn obgleich in der Empirie fast alles einzeln unangenehm auf mich wirkt, so tut doch das Ganze sehr wohl, wenn man endlich zum Bewußtsein seiner eigenen Besonnenheit kommt.

Ich denke etwa in acht Tagen weiter zu gehen und mich bei dem herrlichen Wetter, das sich nun bald in den echten mäßigen Zustand des Nachsommers setzen wird, durch die schöne Bergstraße, das wohlbebaute gute Schwaben nach der Schweiz zu begeben, um auch einen Teil dieses einzigen Landes mir wieder zu vergegenwärtigen.

---

Den 19. August.

Es liegen drei Bataillons des Regiments Manfredini hier, unter denen sich, wie man an mancherlei Symptomen bemerken kann, sehr viel Rekruten befinden. Die Leute sind fast durchaus von einerlei Größe, eine kleine, aber derbe und wohlgebaute Art. Verwundersam ist die Gleichheit der Größe, aber noch mehr die Ähnlichkeit der Gesichter; es sind, so viel ich weiß, Böhmen. Sie haben meist langgeschlitzte kleine Augen, die etwas nach der ganzen Physiognomie zurück, aber nicht tief liegen, enggefaßte Stirnen, kurze Nasen, die doch keine Stumpfnasen sind, mit breiten, scharf eingeschnittnen Nasen-

flügeln; die Oberwange ist etwas stark und nach der Seite stehend, der Mund lang, die Mittellinie fast ganz gerad, die Lippen flach, bei vielen hat der Mund einen verständig ruhigen Ausdruck; die Hinterköpfe scheinen klein, wenigstens macht das kleine und enge Casquett das Ansehen. Sie sind knapp und gut gekleidet, ein lebendiger grüner Busch von allerlei täglich frischem Laub auf dem Casquette macht ein gutes Ansehen, wenn sie beisammen sind. Sie machen die Handgriffe, so weit ich sie auf der Parade gesehen, rasch und gut; am Deployieren und Marschieren allein spürt man mitunter das Rekrutenhafte. Übrigens sind sie sowohl einzeln als im Ganzen ruhig und gesetzt.

Die Franzosen dagegen, die manchmal einzeln in der Stadt erscheinen, sind gerade das Gegenteil. Wenn die Kleidung von jenen bloß aus dem Notwendigen und Nützlichen zusammengesetzt ist, so sind diese reichlich, überflüssig, ja beinah wunderlich und seltsam gekleidet. Lange blaue Beinkleider sitzen knapp am Fuße, an deren Seite unzählige Knöpfe auf roten Streifen sich zeigen; die Weste ist verschieden; der blaue lange Rock hat einen weißen artigen Vorstoß; der große Hut, der in der Quere aufgesetzt wird, ist mit sehr langen Litzen aufgeheftet und entweder mit dem dreifarbigen Büschel oder mit einem brennend roten Federbusch geziert; ihr Gang und Betragen sind sehr sicher und freimütig, doch durchaus ernsthaft und gefaßt, wie es sich in einer fremden, noch nicht ganz befreundeten Stadt geziemt. Unter denen, die ich sahe, waren keine kleinen, und eher große als mittelgroße.

---

Den 20. August.

Die hiesige Stadt mit ihrer Beweglichkeit und den Schauspielen verschiedener Art, die sich täglich erneuern,

so wie die mannigfaltige Gesellschaft geben eine gar gute und angenehme Unterhaltung; ein jeder hat zu erzählen, wie es ihm in jenen gefährlichen und kritischen Tagen ergangen, wobei denn manche lustige und abenteuerliche Geschichten vorkommen. Am liebsten aber höre ich diejenigen Personen sprechen, die ihrer Geschäfte und Verhältnisse wegen viele der Hauptpersonen des gegenwärtigen Kriegsdramas kennen gelernt, auch besonders mit den Franzosen mancherlei zu schaffen gehabt haben und das Betragen dieses sonderbaren Volkes von mehr als einer Seite kennen lernten. Einige Details und Resultate verdienen aufgezeichnet zu werden.

Der Franzos ist nicht einen Augenblick still, er geht, schwätzt, springt, pfeift, singt und macht durchaus einen solchen Lärm, daß man in einer Stadt oder in einem Dorfe immer eine größere Anzahl zu sehen glaubt, als sich darin befinden; anstatt daß der Österreicher still, ruhig und ohne Äußerung irgend einer Leidenschaft gerade vor sich hinlebt. Wenn man ihre Sprache nicht versteht, werden sie unwillig, sie scheinen diese Forderung an die ganze Welt zu machen; sie erlauben sich alsdann manches, um sich selbst ihre Bedürfnisse zu verschaffen; weiß man aber mit ihnen zu reden und sie zu behandeln, so zeigen sie sich gleich als bons enfants und setzen sehr selten Unart oder Brutalität fort. Dagegen erzählt man von ihnen manche Erpressungsgeschichtchen unter allerlei Vorwänden, wovon verschiedene lustig genug sind. So sollen sie an einem Ort, wo Kavallerie gelegen, beim Abzuge verlangt haben, daß man ihnen den Mist bezahlen solle. Als man sich dessen geweigert, so setzten sie so viel Wagen in Requisition, als nötig sei, um diesen Mist nach Frankreich zu führen; da man sich denn natürlich entschloß, lieber ihr erstes Verlangen zu befriedigen. An einigen andern Orten behauptet man: der abreisende

General lasse sich jederzeit bestehlen, um wegen Ersatz des Verlustes noch zuletzt von dem Orte eine Auflage fordern zu können. Bei einer Mahlzeit sind ihre Forderungen so bestimmt und umständlich, daß sogar die Zahnstocher nicht vergessen werden. Besonders ist jetzt der gemeine Mann sehr aufs Geld begierig, weil er keins erhält, ob er gleich genährt wird, und er sucht daher auch von seiner Seite etwas mit Façon zu erpressen und zu erschleichen. So hält z. E. auf dem Wege nach den Bädern jede ausgestellte Post die Reisenden an, untersucht die Pässe und ersinnt alle erdenkliche Schwierigkeiten, die man durch ein kleines Trinkgeld gar leicht hebt; man kommt aber auch, wenn man nur Zeit verlieren und sich mit ihnen herumdisputieren will, endlich ohne Geld durch. Als Einquartierung in der Stadt haben sie sowohl das erste als zweite Mal gutes Lob, dagegen waren ihre Requisitionen unendlich und oft lächerlich, da sie wie Kinder oder wahre Naturmenschen alles, was sie sahen, zu haben wünschten.

In den Kanzleien ihrer Generäle wird die große Ordnung und Tätigkeit gerühmt, so auch der Gemeingeist ihrer Soldaten und die lebhafte Richtung aller nach einem Zweck. Ihre Generäle, obgleich meist junge Leute, sind ernsthaft und verschlossen, gebieterisch gegen ihre Untergebenen und in manchen Fällen heftig und grob gegen Landsleute und Fremde. Sie haben den Duell für abgeschafft erklärt, weil eine Probe der Tapferkeit bei Leuten, die so oft Gelegenheit hätten sie abzulegen, auf eine solche Weise nicht nötig sei. In Wiesbaden forderte ein trierischer Offizier einen französischen General heraus, dieser ließ ihn sogleich arretieren und über die Grenze bringen.

Aus diesen wenigen Zügen läßt sich doch gleich übersehen, daß in Armeen von dieser Art eine ganz

eigene Energie und eine sonderbare Kraft wirken müsse und daß eine solche Nation in mehr als einem Sinne fürchterlich sei.

Die Stadt kann von Glück sagen, daß sie nicht wieder in ihre Hände gekommen ist, weil sonst der Requisitionen, ungeachtet des Friedens, kein Ende gewesen wäre. Die Dörfer, in denen sie liegen, werden alle ruiniert, jede Gemeinde ist verschuldet, und in den Wochenblättern stehn mehrere, welche Kapitalien suchen; dadurch ist auch die Teurung in der Stadt sehr groß. Ich werde ehestens eine Liste überschicken. Ein Hase z. B. kostet 2 Gulden und ist doch für dieses Geld nicht einmal zu haben.

---

Noch etwas von den Franzosen und ihrem Betragen.

Als bei Custines Einfall der General Neuwinger die Tore von Sachsenhausen besetzen ließ, hatten die Truppen kaum ihre Tornister abgelegt, als sie sogleich ihre Angeln hervorrafften und die Fische aus dem Stadtgraben herausfischten.

In den Ortschaften, die sie noch jetzt besetzen, findet man unter den Offizieren sehr verständige, mäßige und gesittete Leute, die Gemeinen aber haben nicht einen Augenblick Ruh und fechten besonders sehr viel in den Scheunen. Sie haben bei ihren Kompanien und Regimentern Fechtmeister, und es kam vor kurzem darüber, welcher der beste Fechtmeister sei, unter den Schülern zu großen Mißhelligkeiten. Es scheint im kleinen wie im großen: wenn der Franzos Ruhe nach außen hat, so ist der häusliche Krieg unvermeidlich.

---

# Von Frankfurt nach Heidelberg

Den 25. August.

Früh nach 7 Uhr von Frankfurt ab. Auf dem Sachsenhäuser Berge vieler und wohlgehaltner Weinbau, nebliges, bedecktes, angenehmes Wetter. Die Chaussee mit Kalkstein ausgebessert. Hinter der Warte Wald. Der Kletterer, der mit dem Strick und zwei Eisen an den Schuhen auf die starken und hohen Buchen stieg. Welsches Dorf. Totesliegendes an der Chaussee aus den Hügeln bei Langen. Sprenglingen. Basalt im Pflaster und auf der Chaussee bis Langen, muß sehr häufig in dieser flach erhobnen Gegend brechen wie drüben bei Frankfurt; sandiges, flaches Land, viel Feldbau, aber mager. Ich sah seit Neapel zum erstenmal wieder die Kinder auf der Straße die Pferdeexkremente in Körbchen sammeln. Um 10 Uhr in Langen. Der Boden wird etwas besser. Aus Darmstadt um 12½, nachdem wir in einer Viertelstunde expediert worden waren. Auf der Chaussee finden sich nun Steine des Grundgebirgs: Syenite, Porphyre, Tonschiefer und andere Steinarten in dieser Epoche. Darmstadt hat eine artige Lage vor dem Gebirg und ist wahrscheinlich durch die Fortsetzung des Wegs aus der Bergstraße nach Frankfurt in früheren Zeiten entstanden. Eberstadt, Fechenbach, halbe Stationen. In dieser Gegend liegen sandige Hügel, gleichsam alte Dünen, gegen den Rhein; vor- und hinterwärts gegen das Gebirg ist eine kleine Vertiefung, wo sehr schöner Feldbau getrieben wird. Bis Zwingenberg bleibt der Melibokus sichtbar, und das schöne wohlgebaute Tal dauert. Die Weinberge fangen an, sich über die Hügel bis an das Gebirge auszubreiten. Bensheim. Heppenheim. Man ist mit der Ernte in dieser Gegend

wohl zufrieden. Zwei schöne Ochsen, die ich beim Postmeister sahe, hatte er im Frühjahr vor 23 Karolin gekauft. Jetzt würden sie vor 18 zu haben sein. Die Kühe sind im Preise nicht gefallen. Um 5½ erst von Heppenheim wegen Pferdemangel. Hemsbach. Die Birnbäume hingen unglaublich voll. Beim Purpurlicht des Abends waren die Schatten besonders auf dem grünen Grase wundersam smaragdgrün. Man passiert zum erstenmal wieder ein Wasser von einiger Bedeutung, die Weschnitz, die bei Gewittern sehr stark anschwillt. Weinheims schöne Lage und Schlösser. In Heidelberg Abends 9½, eingekehrt in den 3 Königen; der Goldne Hecht, der vorgezogen wird, war besetzt.

---

## Heidelberg

Den 26. August.

Ich sah Heidelberg an einem völlig klaren Morgen, der durch eine angenehme Luft zugleich kühl und erquicklich war. Die Stadt in ihrer Lage und mit ihrer ganzen Umgebung hat, man darf sagen, etwas Ideales, das man sich erst recht deutlich machen kann, wenn man mit der Landschaftsmalerei bekannt ist und wenn man weiß, was denkende Künstler aus der Natur genommen und in die Natur hineingelegt haben. Ich ging in Erinnerung früherer Zeiten über die schöne Brücke und am rechten Ufer des Neckars hinauf. Etwas weiter oben, wenn man zurücksieht, sieht man die Stadt und die ganze Lage in ihrem schönsten Verhältnisse. Sie ist in der Länge auf einen schmalen Raum zwischen den Bergen und dem Flusse gebauet, das obere Tor schließt sich unmittelbar an die Felsen an, an deren Fuß nur die Landstraße nach Neckargemünd die nötige Breite

hat. Über dem Tore steht das alte verfallne Schloß in seinen großen und ernsten Halbruinen. Den Weg hinauf bezeichnet, durch Bäume und Büsche blickend, eine Straße kleiner Häuser, die einen sehr angenehmen Anblick gewährt, indem man die Verbindung des alten Schlosses und der Stadt bewohnt und belebt sieht. Darunter zeigt sich die Masse einer wohlgebauten Kirche und so weiter die Stadt mit ihren Häusern und Türmen, über die sich ein völlig bewachsner Berg erhebt, höher als der Schloßberg, indem er in großen Partien den roten Felsen, aus dem er besteht, sehen läßt. Wirft man den Blick auf den Fluß hinaufwärts, so sieht man eine große Fläche davon zu Gunsten einer Mühle, die gleich unter dem untern Tore liegt, zu einer schönen Fläche gestemmt, indessen der übrige Strom über abgerundete Granitbänke in dieser Jahrszeit seicht dahin und nach der Brücke zu fließt, welche, im echten guten Sinne gebaut, dem Ganzen eine edle Würde verleiht, besonders in den Augen desjenigen, der sich noch der alten hölzernen Brücke erinnert. Die Statue des Kurfürsten, die hier mit doppeltem Rechte steht, so wie die Statue der Minerva von der andern Seite, wünscht man um einen Bogen weiter nach der Mitte zu, wo sie am Anfang der horizontalen Brücke, um so viel höher, sich viel besser und freier in der Luft zeigen würden. Allein bei näherer Betrachtung der Konstruktion möchte sich finden, daß die starken Pfeiler, auf welchen die Statuen stehen, hier zur Festigkeit der Brücke nötig sind; da denn die Schönheit wie billig der Notwendigkeit weichen mußte.

Der Granit, der an dem Wege heraussteht, machte mir mit seinen Feldspatkristallen einen angenehmen Eindruck. Wenn man diese Steinarten an so ganz entfernten Orten gekannt hat und wiederfindet, so machen sie einen angenehmen Eindruck des stillen und großen

Verhältnisses der Grundlagen unserer bewohnten Welt gegen einander. Daß der Granit noch so ganz kurz an einer großen Plaine hervorspringt und spätere Gebirgsarten im Rücken hat, ist ein Fall, der mehr vorkommt; besonders ist der vom Roßtrapp merkwürdig. Zwischen dem Brocken und zwischen diesen ungeheuern Granitfelsen, die so weit vorliegen, finden sich verschiedene Arten Porphyre, Kieselschiefer u. s. w. Doch ich kehre vom rauhen Harz in diese heitere Gegend gern und geschwind zurück und sehe durch diese Granitfelsen eine schöne Straße geebnet; ich sehe hohe Mauern aufgeführt, um das Erdreich der untersten Weinberge zusammen zu halten, die sich auf dieser rechten Seite des Flusses den Berg hinauf, gegen die Sonne gekehrt, verbreiten.

Ich ging in die Stadt zurück, eine Freundin zu besuchen, und sodann zum Obertore hinaus. Hier hat die Lage und Gegend keinen malerischen, aber einen sehr natürlich schönen Anblick. Gegenüber sieht man nun die hohen gut gebauten Weinberge, an deren Mauer man erst hingehen muß, in ihrer ganzen Ausdehnung. Die kleinen Häuser darin machen mit ihren Lauben sehr artige Partien, und es sind einige, die als die schönsten malerischen Studien gelten könnten. Die Sonne machte Licht und Schatten so wie die Farben deutlich, wenige Wolken stiegen auf.

Die Brücke zeigt sich von hier aus in einer Schönheit, wie vielleicht keine Brücke der Welt. Durch die Bogen sieht man den Neckar nach den flachen Rheingegenden fließen, und über ihr die lichtblauen Gebirge jenseit des Rheins in der Ferne. An der rechten Seite schließt ein bewachsner Fels mit rötlichen Seiten, der sich mit der Region der Weinberge verbindet, die Aussicht.

Gegen Abend ging ich mit Demoiselle Delf nach

der Plaine zu, erst an den Weinbergen hin, dann auf die große Chaussee herunter bis dahin, wo man Rohrbach sehen kann. Hier wird die Lage von Heidelberg doppelt interessant, da man die wohlgebauten Weinberge im Rücken, die herrliche fruchtbare Plaine bis gegen den Rhein und dann die überrheinischen blauen Gebirge in ihrer ganzen Reihe vor sich sieht. Abends besuchten wir Frau von Cathcart und ihre Tochter, zwei sehr gebildete und würdige Personen, die im Elsaß und Zweibrücken großen Verlust erlitten. Sie empfahl mir ihren Sohn, der gegenwärtig in Jena studiert.

---

Den 26. August.

An der Table d'hote waren gute Bemerkungen zu machen; eine Gesellschaft österreichischer Offiziere, teils von der Armee, teils von der Verpflegung, gewöhnliche Gäste, unterhielten sich heiter und in ihren verschiednen Verhältnissen des Alters und der Grade ganz artig.

Sie lasen in einem Brief, worin einem neuen Eskadronchef von einem humoristischen Kameraden und Untergebenen zu seiner neuen Stelle Glück gewünscht wird; unter andern sehr leidlichen Bonmots war mir das eindrücklichste: „Offiziers und Gemeine gratulieren sich, endlich aus den Klauen der Demoiselle Rosine erlöst zu sein.“ Andere brachten gelegentlich Eigenheiten und Unerträglichkeiten der Proprietärs zur Sprache aus eigner Erfahrung. Einer fand grüne Schabracken mit roten Borten bei seiner Eskadron und fand diese Farben ganz abscheulich und befahl in Gefolg dieses Geschmacksurteils sogleich, daß man rote Schabracken mit grünen Borten anschaffen solle. Ebenso befahl er auch, daß die Offiziers Hals- und Hosenschnallen völlig überein tragen

sollten und daß der Oberst alle Monate genau darnach zu sehen habe.

Überhaupt fand ich, daß sie sämtlich sehr geschickt und mitunter mit Geist und Verwegenheit, mit mehr oder weniger Geschmack, die richtige und komische Seite der Sachen auffanden; doch zuletzt war das Sonderbare, daß ein einziges vernünftiges Wort die ganze Gesellschaft aus der Fassung brachte. Einer erzählte nämlich von dem Einschlagen eines Gewitters und sagte bezüglich auf den alten Aberglauben, daß so ein Haus eben immer abbrenne. Einer von den Freunden, der, wie ich wohl nachher merkte, ein wenig in Naturwissenschaften gepfuscht haben mochte, versetzte sogleich: „Ja, wenn es nicht gelöscht wird!" woran er zwar ganz Recht hatte, allein zugleich zu vielem Hin- und Widerreden Anlaß gab, bei dem der ganze Diskurs in Konfusion geriet, unangenehm wurde und zuletzt sich in ein allgemein Stillschweigen verlor.

Unter andern skizzierten sie auch einen Charakter, der wohl irgendswo zu brauchen wäre: ein schweigender, allenfalls trocken humoristischer Mensch, der aber, wenn er erzählt und schwört, gewiß eine Lüge sagt, sie aber ohne Zweifel selbst glaubt.

Geschichten vom General W. und seinem Sohne, der im Elsaß zuerst zu plündern und zu vexieren anfing; überhaupt von der seltsamen Konstitution der Armee: ein Wunsch des Gemeinen nach Krieg, des Offiziers nach Frieden.

---

# Von Heidelberg über Heilbronn und Ludwigsburg nach Stuttgart

Sinsheim, den 27. August

Aus Heidelberg um 6 Uhr an einem kühlen und heitern Morgen. Der Weg geht am linken Ufer hinaus zwischen Granitfelsen und Nußbäumen. Drüben liegt ein Stift und Spital sehr anmutig. Rechts am Wege stehen kleine Häuser mit ihren Besitzungen, die sich den Berg hinauf erstrecken. Über dem Wasser, am Ende der Weinbergshöhe, die sich von Heidelberg heraufzieht, liegt Ziegelhausen. Es legen sich neue Gebirge und Täler an; man fährt durch Schlierbach. Über dem Wasser sieht man Sandsteinfelsen in horizontalen Lagen, diesseits am linken Ufer Frucht- und Weinbau. Man fährt an Sandsteinfelsen vorbei; es zeigt sich über dem Wasser eine schöne, sanft ablaufende, wohlgebaute Erdspitze, um die der Neckar herumkommt. Der Blick auf Neckargemünd ist sehr schön, die Gegend erweitert sich und ist fruchtbar.

Neckargemünd ist eine artige reinliche Stadt. Das obere Tor ist neu und gut gebauet, ein scheinbarer Fallgatter schließt den obern Halbzirkel. Man hat hier den Neckar verlassen; man findet Maulbeerbäume, dann neben einer geraden Chaussee durch ein sanftes, nicht breites Tal an beiden Seiten Feld-, Obst- und Gartenbau; die gleichen Höhen sind an beiden Seiten mit Wald bedeckt; man sieht kein Wasser. Der Wald verliert sich, die Höhen werden mannigfaltiger; man sieht nur Fruchtbau, die Gegend sieht einer thüringischen ähnlich.

Wiesenbach, sauberes Dorf, alles mit Ziegeln gedeckt. Die Männer tragen blaue Röcke und mit gewirkten Blumen gezierte weiße Westen. Hier fließt wenig

Wasser. Der Hafer war eben geschnitten und das Feld fast leer. Der Boden ist lehmig, der Weg geht bergauf, man sieht wenig Bäume, die Wege sind leidlich repariert.

Mauer liegt freundlich; eine artige Pappelallee führt vom Dorfe zu einem Lusthause. Die Weiber haben eine katholische, nicht unangenehme Bildung; die Männer sind höflich, keine Spur von Roheit; man bemerkt eher eine sittliche Stille. Runkelrüben und Hanf standen allein noch auf den Feldern. Hinter dem Ort findet man eine Allee von Kirschbäumen an der Chaussee, die durch feuchte Wiesen erhöht durchgeht; sie wird mit Kalkstein gebessert.

Meckesheim liegt artig an einem Kalksteinhügel, der mit Wein bebaut ist; es hat Wiesen und Feldbau vor sich.

Zutzenhausen, auf Lehmhügeln; guter Fruchtbau an der rechten Seite, links Wiesen und anmutige waldige Hügel.

Hoffenheim; von da geht eine schöne alte Pappelallee bis Sinsheim, wo wir ein Viertel nach Zehn ankamen.

Sinsheim. In den Drei Königen eingekehrt. Hat das Ansehen eines nach der Landsart heitern Landstädtchens. Das gut angelegte Pflaster nach dem Krieg nicht repariert. Ich bemerkte eine Anstalt, die ich in dem sehr reinlichen Neckargemünd auch schon, doch in einem sehr viel geringern Grade, gesehen hatte: daß Mist und Gassenkot mehr oder weniger an die Häuser angedrückt war. Der Hauptweg in der Mitte, die Gossen an beiden Seiten und die Pflasterwege vor den Häusern bleiben dadurch ziemlich rein. Der Bürger, der gelegentlich seinen Mist und Kot auf die Felder schaffen will, ist nicht durch eine allzu ängstliche Polizei gequält, und wenn er den Unrat sich häufen läßt, so muß er ihn unter seinen Fenstern dulden; das Publikum aber ist auf der Straße wenig oder nicht inkommodiert.

Sinsheim hat schöne Wiesen und Felder, viel Kleebau, und alles ist Stallfüttrung. Sie haben auch von der Viehseuche viel gelitten, in der Nachbarschaft grassiert sie noch. Die Gemeine hat das Recht, zusammen tausend Schafe zu halten, es ist verpachtet mit einer Anzahl Wiesen, diese zu überwintern. Sie werden auf Stoppeln und Brache getrieben. Wenn das Grummet von den Wiesen ist, kommt erst das Rindvieh drauf; die Schafe nicht eher, als bis es gefroren hat, und betreiben sie bis Georgentag. Es ist eine Administration hier, welche die ehemaligen Kirchgüter verwaltet, an denen Katholiken und Lutheraner in gewissen Proportionen teilnehmen. Eine Klafter Holz, 6 Fuß breit, 6 Fuß hoch, und die Scheite 4 Fuß lang, kostet bis ans Haus 18 Gulden, das Pfund Butter kostet gegenwärtig 30 Kreuzer, in Heidelberg 48 Kreuzer.

---

Heilbronn, den 27. August.

Um 2 Uhr von Sinsheim ab. Draußen links liegt ein ansehnliches Kloster; eine alte schöne Pappelallee begleitet die Straße. Vorwärts und weiter rechts sieht man an einem schönen Wiesengrund Rohrbach und Steinfurt liegen, durch welche man nachher durchkommt. Die Pappeln dauern fort; wo sie auf der Höhe aufhören, fangen Kirschbäume an, die aber traurig stehen. Der Feldbau ist auf den Höhen und den sanften Gründen wie bisher, der Weg steigt sanft aufwärts. Die Kirschbäume zeigen sich schöner gewachsen. Flözkalk in schmalen, horizontalen, sehr zerklüfteten Schichten. Über der Höhe gehen die Pappeln wieder an.

Kirchardt. Der Weg geht wieder auf- und absteigend. Der horizontale Kalk dauert fort. Gerade Chausseen und schöner Fruchtbau bis

Fürfeld. Geringer Landort. Weiter dauern die Fruchtbäume fort. Auf dieser ganzen Fahrt sieht man wenig oder gar kein Wasser. Man erblickt nun die Berge des Neckartals.

Kirchhausen liegt zwischen anmutigen Garten- und Baumanlagen; dahinter ist eine schöne Aussicht nach den Gebirgen des Neckars; man kommt durch ein artiges Wäldchen und durch eine Pappelallee bis

Frankenbach. Die Kieshügel an der Chaussee erleichtern sehr die Erhaltung derselben. Schöne Pappelallee bis Heilbronn, die hie und da wahrscheinlich vom Fuhrwerk im Kriege gelitten hat und deren baldige Rekrutierung nach dem Frieden jeder Reisende zum Vergnügen seiner Nachfolger wünschen muß. Überhaupt sind von Heidelberg hierher die Chausseen meist mit mehr oder weniger Sorgfalt gebessert.

---

Abends um 6 Uhr angekommen. In der Sonne abgestiegen. Ein schöner Gasthof und bequem, wenn er fertig sein wird. Man ist stark im Bauen begriffen.

---

Heilbronn, den 28. August.

Wenn man sich einen günstigen Begriff von Heilbronn machen will, so muß man um die Stadt gehen. Die Mauern und Gräben sind ein wichtiges Denkmal der vorigen Zeit. Die Gräben sind sehr tief und fast bis herauf gemauert, die Mauern hoch und aus Quaderstücken gut gefugt und in den neuern Zeiten genau verstrichen. Die Steine waren als Rustika gehauen, doch jetzt sind die Vorsprünge meistens verwittert. Das geringe Bedürfnis der alten Defension kann man hier recht sehen. Hier ist bloß auf Tiefe und Höhe gerechnet, die freilich kein Mensch leicht übersteigen wird; aber die

Mauer geht in geraden Linien, und die Türme springen nicht einmal vor, so daß kein Teil der Mauer von der Seite verteidigt ist. Man sieht recht, daß man das Sturmlaufen bei Anlage dieses großen Werks für unmöglich gehalten hat, denn jede Schießscharte verteidigt eigentlich geradeaus nur sich selbst. Die Türme sind viereckt und hoch, unten an der Mauer her geht ein gleichfalls gemauerter bedeckter Weg. Die Türme an den Toren springen vor, und es sind daselbst die nötigen Außenwerke angebracht; nirgends ist ein Versuch einer Befestigung nach neuer Art sichtbar. Unterhalb des bedeckten Wegs und an dessen Stelle sind an einigen Orten Baumschulen und andere Pflanzungen angelegt.

Eine schöne Allee führt um den größten Teil des Grabens. Sie besteht aus Linden und Kastanien, die als Gewölbe gehauen und gezogen sind; die Gärten stoßen gleich daran in größern und kleinern Besitzungen.

Die Stadt ist ihrer glücklichen Lage, ihrer schönen und fruchtbaren Gegend nach auf Garten-, Frucht- und Weinbau gegründet, und man sieht, wie sie zu einer gewissen Zeit der Unruhe sich entschließen mußte, sämtliche Bewohner, sowohl die gewerbetreibenden als ackerbauenden, in ihre Mauern einzuschließen. Da sie ziemlich auf der Plaine liegt, sind ihre Straßen nicht ängstlich, aber meist alt mit Überhängen, Giebeln auf die Straße, großen hölzernen Rinnen, die das Wasser über die Seitenwege, welche an den Häusern her meistens erhöht gepflastert sind, hinweg führen. Die Hauptstraßen sind meistens rein, aber die kleinern, besonders nach den Mauern zu, scheinen hauptsächlich von Gärtnern und Ackerleuten bewohnt zu sein. Die Straße dient jedem kleinen Hausbesitzer zum Misthof; Ställe und Scheunen, alles ist dort, jedoch nur klein und von jedem einzelnen Besitzer zusammengedrungen. Ein einziges

großes steinernes Gebäude bemerkt' ich zu Aufbewahrung der Frucht, das einen reichen Besitzer ankündigte. Man bemerkt nicht wie an andern Orten verschiedene Epochen der Bauart, besonders keine Ämulation, die solche Epochen mit sich führen. Ein einziges Gebäude zeichnet sich aus, das durch die Bildsäule des Aeskulaps und durch die Basreliefs von zwei Einhörnern sich als Apotheke ankündigt. Noch einige neue steinerne, aber ganz schlichte Häuser finden sich auch; das übrige ist alles auf alten Schlag, nur wird sich das Gasthaus zur Sonne durch einen Sprung, wenn es fertig ist, auszeichnen. Es ist ganz von Stein und in gutem, wenn schon nicht im besten Geschmack, ohngefähr wie das Sarasinische auf dem Kornmarkt zu Frankfurt. Das Untergeschoß hat recht wohnbare Mezzaninen, darüber folgen noch zwei Geschosse. Die innere Einrichtung, so weit sie fertig ist, ist geschmackvoll, mit französischem Papier sehr artig ausgeziert.

Was öffentliche Gemeindeanstalten betrifft, so scheint man in einer sehr frühen Zeit mit Mäßigkeit darauf bedacht gewesen zu sein. Die alten Kirchen sind nicht groß, von außen einfach und ohne Zierat. Der Markt mäßig, das Rathaus nicht groß, aber schicklich. Die Fleischbänke, ein uraltes, ringsum frei auf Säulen stehendes, mit einer hölzernen Decke bedecktes Gebäude. Sie sind wenigstens viel löblicher als die Frankfurter, scheinen aber für die gegenwärtige Zeit zu klein, oder aus sonst einer Ursache verlassen. Ich fand wenig Fleischer darin; hingegen haben die Metzger an ihren in der Stadt zerstreuten Häusern ihre Ware aufgelegt und ausgehängt; ein böser und unreinlicher Mißbrauch. Das weiße Brot ist hier sehr schön. Manns- und Frauenspersonen gehen ordentlich, aber nicht sehr modisch gekleidet. Keine Beschreibung noch Plan von Heilbronn konnte ich erhalten.

Was ich aus dem Erzählten und andern Symptomen durch das bloße Anschauen schließen kann, ist, daß die Stadt durch den Grund und Boden, den sie besitzt, mehr als durch etwas anders wohlhabend ist; daß die Glücksgüter ziemlich gleich ausgeteilt sind; daß jeder still in seinem Einzelnen vor sich hinlebt, ohne gerade viel auf seine Umgebungen und aufs Äußere verwenden zu wollen; daß die Stadt übrigens eine gute Gewerbsnahrung, aber keinen ansehnlichen Handel hat; daß sie auf gemeine bürgerliche Gleichheit fundiert ist; daß weder Geistlichkeit noch Edelleute in frühern Zeiten großen Fuß in der Stadt hatten; daß das öffentliche Wesen in frühern Zeiten reich und mächtig war, und daß es bis jetzt noch an einer guten mäßigen Verwaltung nicht fehlen mag. Daß der neuerbaute Gasthof auf einmal über alle Stufen der Architektur wegsprang, mag ein Zeugnis sein, wie viel die Bürgerklasse in diesen Zeiten gewonnen hat.

Die Menschen sind durchaus höflich und zeigen in ihrem Betragen eine gute, natürliche, stille, bürgerliche Denkart. Es werden keine Juden hier gelitten.

Der Neckar ist oberhalb und unterhalb der Stadt zum Behufe verschiedener Mühlen durch Wehre gedämmt; die Schiffahrt von unten herauf geht also nur bis hierher, wo ausgeladen werden muß; man lädt oberhalb wieder ein und kann bis Cannstatt fahren. Diese Schiffe tragen bei hohem Wasser ungefähr 800 Zentner, auch wird hier viel ausgeladen und weiter ins Land hinein zur Achse transportiert.

Vor dem Tor steht ein großes Gebäude, das ehemals ein Waisenhaus war; die Waisen sind aber gegenwärtig nach den bekannten Beispielen auf Dörfer verteilt.

Das Wirtshausgebäude ist von einem Zweibrücker Baumeister, der sich in Paris aufgehalten, gebaut, und von ihm sowohl das Ganze als das Einzelne angegeben.

Daß die Handwerker ihn nicht völlig sekundierten, sieht man am Einzelnen.

An den Fensterscheiben fand ich eine Sonderbarkeit. Es sind länglich viereckte Tafeln, die in der Quere stehen und unten eingebogen sind, so daß man von dem Fenster und dem Rahmen etwas abnehmen mußte. Der Hausherr sagte mir nur, daß der Glaser sich nach den Tafeln habe richten müssen; er glaubt, daß sie sich, wenn sie noch biegsam sind, so werfen. Ich kann auch nichts Zweckmäßiges darin finden. Übrigens ist es Lohrer Glas.

An der Wirtstafel speiste außer der Hausfamilie noch der Oberamtmann von Möckmühl und seine Frauenzimmer.

Die Mägde sind meist schöne, stark und fein gebildete Mädchen und geben einen Begriff von der Bildung des Landvolks; sie gehen aber meistenteils schmutzig, weil sie mit zu dem Feldbau der Familien gebraucht werden.

---

Abends um 6 Uhr fuhr ich mit dem Bruder des Wirtes auf den Wartberg. Es ist, weil Heilbronn in der Tiefe liegt, eigentlich die Warte und anstatt eines Hauptturms für dasselbe. Die eigentliche Einrichtung oben aber ist eine Glocke, wodurch den Ackerleuten und besonders Weingärtnern ihre Feierstunde angekündigt wird. Er liegt ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt auf einer mit buschigem Holz oben bewachsenen Höhe, an deren Fuß Weinberge sich hinunterziehen. Vorwärts des Turms ist ein artiges Gebäude mit einem großen Saale und einigen Nebenzimmern, wo die Woche einigemal getanzt wird. Wir fanden eben die Sonne als eine blutrote Scheibe in einem wahren Sciroccoduft rechts von Wimpfen untergehen. Der Neckar schlängelt sich sanft durch die Gegend, die von beiden Seiten des

Flusses sanft aufsteigt. Heilbronn liegt am Flusse, und das Erdreich erhöht sich nach und nach bis gegen die Hügel in Norden und Nordosten. Alles, was man übersieht, ist fruchtbar; das nächste sind Weinberge, und die Stadt selbst liegt in einer großen grünen Masse von Gärten. Es gibt den Anblick von einem ruhigen, breiten, hinreichenden Genuß. Es sollen 12000 Morgen Weinberge um die Stadt liegen; die Gärten sind sehr teuer, so daß wohl 1500 Gulden für einen Morgen gegeben werden.

Ich hatte sehr schönes Vieh gesehen und fragte darnach. Man sagte mir, daß vor dem Krieg 3000 Stück Rindvieh in der Stadt gewesen, die man aber aus Sorge vor der Viehseuche nach und nach abgeschafft und erst wieder beischaffen werde; eine Kuh könne immer 12 bis 18 Karolin kosten und wert sein; viele halten sie auf Stallfütterung; geringe Leute haben Gelegenheit, sie auf die Weide zu schicken, wozu die Gemeinde schöne Wiesen besitzt.

Ich fragte nach dem Bauwesen. Der Stadtrat hat es vor dem Krieg sehr zu befördern gesucht; besonders wird der Burgemeister gerühmt, der schöne Kenntnisse besessen und sich dieses Teils sehr angenommen. Vor dem Kriege hat man von seiten der Stadt demjenigen, der nach Vorschrift von Stein baute, die Steine umsonst angefahren und ihm leicht verzinslichen Vorschuß gegeben. Was diese Vorsorge gefruchtet und warum sich die Baulust nicht mehr, als es von Anfang den Fremden scheint, ausgebreitet, verdient einer näheren Untersuchung.

Die Obrigkeit besteht aus lauter Protestanten und Studierten. Sie scheint sehr gut zu haushalten, denn sie hat die bisherigen Kriegslasten ohne Aufborgung oder neue Auflagen bestritten; einer Kontribution der Franzosen ist sie glücklich entgangen. Sie war auf

140000 Gulden angesetzt, die auch schon parat lagen. Jetzt werden alle Vorspanne, welche die Österreicher verlangen, aus dem Ärario bezahlt, und die Bürger verdienen dabei. Das beste Zeichen einer guten Wirtschaft ist, daß die Stadt fortfährt, Grundstücke zu kaufen, besonders von fremden Besitzern in der Nachbarschaft. Hätten die Reichsstädte in früherer Zeit diesen großen Grundsatz von den Klöstern gelernt, so hätten sie sich noch sehr erweitern und zum Teil manchen Verdruß ersparen können, wenn sie fremde Besitzer mitunter in ihr Territorium einkaufen ließen.

Die Stadt hat eine Schneidemühle mit dem Rechte, allein Bauholz und Bretter zu verkaufen. Diese Befugnisse sind auf dreißig Jahre verpachtet. Der Einwohner kann zwar von einem vorbeifahrenden Flößer auch kaufen, muß aber dem Monopolisten einen Batzen vom Gulden abgeben, so wie der Flößer ihm auch eine Abgabe zahlen muß. Da nun der Pachter, indem er Holz im großen kauft und selbst flößt, das Holz so wohlfeil als der Flößer geben kann, so kann er sich einen guten Vorteil machen. Dagegen wird er, wenn er es zu hoch treiben wollte, wieder durch die Konkurrenz des Flößers balanciert. Unter diesen Umständen scheint also nicht, wie ich anfangs glaubte, diese Art von bedingtem Alleinhandel dem Bauen hinderlich zu sein.

Was die Abgaben betrifft, so sollen die Grundstücke sehr gering, das bare Vermögen hingegen und die Kapitalien hoch belegt sein.

Oben bei Erzählung von der Warte habe ich einer artigen alten Einrichtung zu erwähnen vergessen. Oben auf dem Turm steht ein hohler, mit Kupferblech beschlagner, großer Knopf, der zwölf bis sechzehn Personen zur Not fassen könnte. Diesen konnte man ehemals mannshoch in die Höhe winden und ebenso wieder

unmittelbar auf das Dach herablassen. Solang' der Knopf in der Höhe stand, mußten die Arbeiter ihr Tagewerk verrichten; sobald er niedergelassen ward, war Mittagsruhe oder Feierabend. Seiner Größe nach konnte man ihn überall erkennen, und dieses dauernde sichtbare Zeichen ist sichrer als das Zeichen der Glocke, das doch verhört werden kann. Schade, daß dieses Denkmal alter Sinnlichkeit außer Gebrauch gekommen ist.

In dem Hinfahren sah ich auch Weinsberg liegen, nach dem man wohl, wie Bürger tut, fragen muß, da es sehr zwischen Hügel hineingedrückt ist, am Fuße des Berges, auf dem das durch Frauentreue berühmte, jetzt zerstörte Schloß gelegen ist, dessen Ruinen ich denn auch, wie billig ist, begrüßt habe. Auch hier ist man mit der Ernte sehr zufrieden. Sie kam, wie überall, sehr lebhaft hinter einander, so daß die Sommerfrüchte mit den Winterfrüchten zugleich reif wurden. Der Feldbau ist auch hier in drei Jahresabteilungen eingeteilt, obgleich kein Feld in Brache liegt, sondern ihr drittes ist das Haferfeld; so wird's im ganzen gebaut, obgleich jeder noch außerdem, insofern er es mit der Düngung zwingen kann, seinen Boden in der Zwischenzeit benutzt, wie z. B. mit Sommerrüben.

---

Ludwigsburg, den 29. August.

Von Heilbronn gegen 5 Uhr, vor Sonnenaufgang, fort. Man kommt erst durch schöne Gärtnerei, verläßt dann die Allee und kommt auf die alte Ludwigsburger Straße. Nebel bezeichneten den Gang des Neckars. Böckingen lag rechts im Nebel des Neckartals, links Feldbau auf der Fläche. Man kommt durch Sontheim, das deutschherrisch ist. Bis Ludwigsburg ist Ebene und eine immer abwechselnde Fruchtbarkeit, bald Wein, bald Feldbau. Man fährt quer durch den obern Teil eines

artigen Wiesentals, in und an dem weiter unten Schloß und Dorf Talheim liegt. Man findet den horizontalen Kalkstein wieder.

Lauffen. Eine artige Lage, teils auf der Höhe, teils am Wasser. Hier sind die Weinberge wieder häufig, man kommt über das Wasser, der Boden ist sehr gut, sie hatten nach der Ernte noch türkisch Korn gesäet, das grün abgehauen und verfüttert wird. Man fährt durch eine schöne Allee von Obstbäumen. Man sieht den Neckar wieder, kommt durch Kirchheim, genannt am Neckar. Die Chaussee ist durchaus gut, der Feldbau fährt fort. Links im Rücken der Neckar. Der Fluß geht zwischen engern Hügeln durch, läßt aber hie und da schöne flache Rücken, an den ausspringenden Winkeln, zum Frucht- und Weinbau. Bei Wahlen Weinberge. Bei Besigheim fließen die Enz und der Neckar zusammen. Horizontale Kalkfelsen, mit Mauerwerk artig zu Terrassen verbunden und mit Wein bepflanzt. Ein runder hoher Turm auch mit Rustika gebauet. Übelgebautes, schmutziges Landstädtchen. Brücke über die Enz. Halb 7 Uhr daselbst refrächiert. Bietigheim, abermals Weinbau, Brücke über die Enz, man machte durchaus Grummet. Horizontale mächtige Kalklager, schöne Allee von Fruchtbäumen, ferne und nahe Wäldchen, durch Alleen verbunden. Man sieht den Asperg und bald Ludwigsburg.

---

Ludwigsburg.

Das bekannte geräumige Schloß sehr wohnbar, aber sowohl das alte als das neue in verhältnismäßig bösem Geschmack ausgeziert und möbliert. Im neuen gefielen mir die äqualen Parketts von eichnem Holze, die sich sehr gut gehalten hatten. Wahrscheinlich waren sie nicht gerissen, weil die Etage an den Garten stößt und nur

wenig über ihn erhoben ist; gegen den Hof aber ist sie um den ganzen Unterstock erhoben, diese Zimmer können also nicht so ganz vollkommen trocken sein. Auf einer Galerie waren alte schlichte Gemälde von venezianischen Lustbarkeiten, darunter war auch die berühmte Brückenschlacht von Pisa. Diese Bilder, besonders das eine, ob es gleich gar kein Kunstverdienst hat, ist auch sehr merkwürdig, weil man sieht, wie . . . zum Spaß der ganzen Welt, die alle Balkone füllt und mit Zujauchzen, Schnupftuchwinken und sonstigem Anteil lebhaft ergötzt ist. Das Bild ist nicht übel, zwar nach Art der Dutzendbilder fabrikmäßig, aber doch charakteristisch gemalt.

Das große Operntheater ist ein merkwürdiges Gebäude, aus Holz und leichten Brettern zusammengeschlagen, Zeuge von dem Geiste des Erbauers, der viel und hohe Gäste würdig und bequem unterhalten wollte. Das Theater ist 18 Schritte breit, auch ungeheuer hoch, indem das Haus vier Logen enthält. In seiner möglichen Länge hält es 76 Schritt. Das Proszenium ist sehr groß, so wie auch das Orchester, so daß beide zusammen sich gleichfalls in der Mitte des Saals befinden, das Parterre dagegen ist sehr klein, man konnte überall sehr gut sehen und höchst wahrscheinlich auch sehr gut hören. Gegenwärtig ist es seit der Anwesenheit des Großfürsten zu einem Tanzsaale eingerichtet.

Der Tag war sehr heiß, und ich verweilte bis gegen Abend.

Von Ludwigsburg um 5 Uhr abgefahren. Herrliche Allee, vom Schloßweg an der langen Straße des Orts hin. Jede Seite der Allee vor dem Ort ist mit einer doppelten Reihe Bäume besetzt; links sieht man die Neckargebirge. Man kommt nach Kornwestheim; von da sind Fruchtbäume an die Chaussee gesetzt, sie liegt anfangs vertieft, und die Aussicht hat wenig Abwechslung.

Man sieht die Solitüde in der Ferne. Herrlicher Fruchtbau, man kommt über manche Hügel; man sieht einen Kalksteinbruch, zum Behuf der Chaussee, ganz nah dabei.

Man fährt hinab nach Zuffenhausen, rechts liegt Feuerbach in einem schönen Wiesengrunde. Ein Bauer, der eine Querpfeife auf dem Jahrmarkt gekauft hatte, spielte darauf im Nachhausegehen; fast das einzige Zeichen von Fröhlichkeit, das uns auf dem Wege begegnet war. Nach Sonnenuntergang sah man Stuttgart. Seine Lage, in einem Kreise von sanften Gebirgen, machte in dieser Tageszeit einen ernsten Eindruck.

---

## Stuttgart

Den 30. August.

Ich machte meine erste gewöhnliche Tour früh um 6 Uhr allein und rekognoszierte die Stadt mit ihren Umgebungen. Eine Seite hat eine Befestigung nach der Heilbronner Art, nur nicht so stattlich; die Gräben sind auch in Weinberge und Gartenpflanzungen verwandelt. Bald nachher findet man die schönsten Alleen von mehrern Baumreihen und ganze beschattete Plätze. Zwischen diesen und einer Art von Vorstadt liegt eine schöne Wiese. Durch die Vorstadt kommt man bald auf den Platz vor das Schloß, vielmehr vor die Schlösser. Der Platz ist seit der Anwesenheit des Großfürsten schön planiert, und die teils auf Rasen, in großen regelmäßigen Partien, teils als Alleen gepflanzten Kastanienbäume sind sehr gut gediehen. Das Schloß selbst ist von dem Geschmack der Hälfte dieses Jahrhunderts, das Ganze aber anständig, frei und breit. Das alte Schloß

wäre jetzt kaum zu einer Theaterdekoration gut. Die alte Stadt gleicht Frankfurt in ihren alten Teilen; sie liegt in der Tiefe nach dem kleinen Wasser zu. Die neue Stadt ist in entschiedenen Richtungen meist geradlinigt und rechtwinklicht gebaut, nach einer allgemeinen Anlage ohne Ängstlichkeit in der Ausführung. Man sieht Häuser mit mehr oder weniger Überhängen, ganz perpendikulär, von verschiedner Art und Größe; man sieht, daß die Anlage nach einem allgemeinen Gesetz und doch nach einer gewissen bürgerlichen Willkür gemacht wird.

Nachdem ich mich umgekleidet, besuchte ich nach 10 Uhr Herrn Handelsmann Rapp und fand an ihm einen wohlunterrichteten verständigen Kunstfreund. Er zeigte mir eine schöne Landschaft von Both, er selbst zeichnet als Liebhaber landschaftliche Gegenstände recht glücklich.

Wir besuchten Professor Dannecker in seinem Studio im Schlosse und fanden bei ihm einen Hektor, der den Paris schilt, ein etwas über Lebensgröße in Gips ausgeführtes Modell, so wie auch eine ruhende nackte weibliche Figur im Charakter der sehnsuchtsvollen Sappho, in Gips fertig und in Marmor angefangen; ferner eine kleine trauernd sitzende Figur zu einem Zimmermonument. Ich sah ferner bei ihm das Gipsmodell eines Kopfes vom gegenwärtigen Herzog, der besonders in Marmor sehr gut gelungen sein soll, so wie auch seine eigne Büste, die ohne Übertreibung geistreich und lebhaft ist. Was mich aber besonders frappierte, war der Originalausguß von Schillers Büste, der eine solche Wahrheit und Ausführlichkeit hat, daß er wirklich Erstaunen erregt. Ich sah noch kleine Modelle bei ihm, recht artig gedacht und angegeben, nur leidet er daran, woran wir Modernen alle leiden: an der Wahl des Gegenstands. Diese Materie, die wir bisher so oft und zuletzt wieder bei Ge-

legenheit der Abhandlung über den Laokoon besprochen haben, erscheint mir immer in ihrer höhern Wichtigkeit. Wann werden wir armen Künstler dieser letzten Zeiten uns zu diesem Hauptbegriff erheben können!

Auch sah ich bei ihm eine Vase aus graugestreiftem Alabaster, von Isopi, von dem uns Wolzogen so viel erzählte. Es geht aber über alle Beschreibung, und niemand kann sich ohne Anschauung einen Begriff von dieser Vollkommenheit der Arbeit machen. Der Stein, was seine Farbe betrifft, ist nicht günstig, aber seiner Materie nach desto mehr. Da er sich leichter behandeln läßt als der Marmor, so werden hier Dinge möglich, wozu sich der Marmor nicht darbieten würde. Wenn Cellini, wie sich glauben läßt, seine Blätter und Zieraten in Gold und Silber gedacht und vollendet hat, so kann man ihm nicht übel nehmen, wenn er selbst mit Entzücken von seiner Arbeit spricht.

Man fängt an, den Teil des Schlosses, der unter Herzog Karl, eben als er geendigt war, abbrannte, wieder auszubauen, und man ist eben mit den Gesimsen und Decken beschäftigt. Isopi modelliert die Teile, die alsdann von andern Stuccatoren ausgegossen und eingesetzt werden. Seine Verzierungen sind sehr geistreich und geschmackvoll; er hat eine besondere Liebhaberei zu Vögeln, die er sehr gut modelliert und mit andern Zieraten angenehm zusammenstellt. Die Komposition des Ganzen hat etwas Originelles und Leichtes.

In Herrn Professor Scheffauers Werkstatt — ihn selbst traf ich nicht an — fand ich eine schlafende Venus mit einem Amor, der sie aufdeckt, von weißem Marmor, wohl gearbeitet und gelegt; nur wollte der Arm, den sie rückwärts unter den Kopf gebracht hatte, gerade an der Stelle der Hauptansicht keine gute Wirkung tun. Einige Basreliefs antiken Inhalts, ferner die Modelle

zu dem Monument, welches die Gemahlin des jetzigen Herzogs auf die durch Gebete des Volks und der Familie wieder erlangte Genesung des Fürsten aufrichten läßt. Der Obelisk steht schon auf dem Schloßplatze, mit den Gipsmodellen geziert.

In Abwesenheit des Professor Hetsch ließ uns seine Gattin seinen Arbeitssaal sehen. Sein Familienbild in ganzen, lebensgroßen Figuren hat viel Verdienst, besonders ist seine eigne höchst wahr und natürlich. Es ist in Rom gemalt. Seine Porträte sind sehr gut und lebhaft und sollen sehr ähnlich sein. Er hat ein historisches Bild vor, aus der Messiade, da Maria sich mit Portia, der Frau des Pilatus, von der Glückseligkeit des ewigen Lebens unterhält und sie davon überzeugt. Was läßt sich zu dieser Wahl überhaupt sagen? und was kann ein schönes Gesicht ausdrücken, das die Entzückung des Himmels voraussfühlen soll? Überdies hat er zu dem Kopf der Portia zwei Studien nach der Natur gemacht, das eine nach einer Römerin, einer geist- und gefühlvollen herrlichen Brünette, und das andre nach einer blonden guten weichen Deutschen. Der Ausdruck von beiden Gesichtern ist, wie sich's versteht, nichts weniger als überirdisch, und wenn so ein Bild auch gemacht werden könnte, so dürften keine individuellen Züge darin erscheinen. Indes möchte man den Kopf der Römerin immer vor Augen haben. Es hat mich so ein erzdeutscher Einfall ganz verdrießlich gemacht. Daß doch der gute bildende Künstler mit dem Poeten wetteifern will, da er doch eigentlich durch das, was er allein machen kann und zu machen hätte, den Dichter zur Verzweiflung bringen könnte!

Professor Müllern fand ich an dem Graffischen Porträt, das Graff selbst gemalt hat. Der Kopf ist ganz fürtrefflich, das künstlerische Auge hat den höchsten Glanz;

nur will mir die Stellung, da er über einen Stuhlrücken sich herüber lehnet, nicht gefallen, um so weniger, da dieser Rücken durchbrochen ist und das Bild also unten durchlöchert erscheint. Das Kupfer ist übrigens auf dem Wege, gleichfalls fürtrefflich zu werden. Sodann ist er an Auch einem Tod eines Generals beschäftigt, und zwar eines amerikanischen, eines jungen Mannes, der bei Bunkers-Hill blieb. Das Gemälde ist von einem Amerikaner Trumbull und hat Vorzüge des Künstlers und Fehler des Liebhabers. Die Vorzüge sind: sehr charakteristische und fürtrefflich tokkierte Porträtgesichter; die Fehler: Disproportionen der Körper unter einander und ihrer Teile. Komponiert ist es, verhältnismäßig zum Gegenstande, recht gut, und für ein Bild, auf dem so viele rote Uniformen erscheinen müssen, ganz verständig gefärbt; doch macht es im ersten Anblick immer eine grelle Wirkung, bis man sich mit ihm wegen seiner Verdienste versöhnt. Das Kupfer tut im ganzen sehr gut und ist in seinen Teilen fürtrefflich gestochen. Ich sah auch das bewundernswürdige Kupfer des letzten Königs in Frankreich, in einem vorzüglichen Abdruck aufgestellt.

Gegen Abend besuchten wir Herrn Konsistorialrat Ruoff, welcher eine treffliche Sammlung von Zeichnungen und Kupfern besitzt, wovon ein Teil zur Freude und Bequemlichkeit der Liebhaber unter Glas aufgehängt ist. Sodann gingen wir in Rapps Garten, und ich hatte abermals das Vergnügen, mich an den verständigen und wohlgefühlten Urteilen dieses Mannes über manche Gegenstände der Kunst, so wie über Danneckers Lebhaftigkeit zu erfreuen.

---

Den 31. August.

Über das, was ich gestern gesehen, wären noch manche Bemerkungen zu machen. Besonders traurig für die Baukunst war die Betrachtung: was Herzog Karl, bei seinem Streben nach einer gewissen Größe, hätte hinstellen können, wenn ihm der wahre Sinn dieser Kunst aufgegangen und er so glücklich gewesen wäre, tüchtige Künstler zu seinen Anlagen zu finden. Allein man sieht wohl, er hatte nur eine gewisse vornehme Prachtrichtung, ohne Geschmack, und in seiner frühern Zeit war die Baukunst in Frankreich, woher er seine Muster nahm, selbst verfallen. Ich bin gegenwärtig voll Verlangen, Hohenheim zu sehen.

Nach allem diesen muß ich noch sagen: daß ich unterweges auf ein poetisches Genre gefallen bin, in welchem wir künftig mehr machen müssen. Es sind Gespräche in Liedern. Wir haben in einer gewissen ältern deutschen Zeit recht artige Sachen von dieser Art, und es läßt sich in dieser Form manches sagen, man muß nur erst hineinkommen und dieser Art ihr Eigentümliches abgewinnen. Ich habe so ein Gespräch zwischen einem Knaben, der in eine Müllerin verliebt ist, und dem Mühlbach angefangen und hoffe es bald zu überschicken. Das poetisch-tropisch Allegorische wird durch diese Wendung lebendig, und besonders auf der Reise, wo einen so viel Gegenstände ansprechen, ist es ein recht gutes Genre.

Auch bei dieser Gelegenheit ist merkwürdig zu betrachten, was für Gegenstände sich zu dieser besondern Behandlungsart bequemen. Ich kann Ihnen nicht sagen, um meine obigen Klagelieder zu wiederholen, wie sehr mich jetzt, besonders um der Bildhauer willen, die Mißgriffe im Gegenstand beunruhigen; denn diese Künstler büßen offenbar den Fehler und den Unbegriff der Zeit

am schwersten. Sobald ich mit Meyern zusammenkomme und seine Überlegungen, die er mir angekündigt hat, nutzen kann, so will ich gleich mich daran machen und wenigstens die Hauptmomente zusammenschreiben.

Über das theatralisch Komische habe ich auch verschiedenemal zu denken Gelegenheit gehabt; das Resultat ist: daß man es nur in einer großen, mehr oder weniger rohen Menschenmasse gewahr werden kann, und daß wir leider ein Kapital dieser Art, womit wir poetisch wuchern könnten, bei uns gar nicht finden.

Übrigens hat man vom Kriege hier viel gelitten und leidet immer fort. Wenn die Franzosen dem Lande fünf Millionen abnahmen, so sollen die Kaiserlichen nun schon an sechzehn Millionen verzehrt haben. Dagegen erstaunt man denn freilich, als Fremder, über die ungeheure Fruchtbarkeit dieses Landes und begreift die Möglichkeit, solche Lasten zu tragen.

Cotta hat mich freundlich eingeladen, bei ihm zu logieren; ich habe es mit Dank angenommen, da ich bisher, besonders bei dem heißen Wetter, in den Wirtshäusern mehr als auf dem Wege gelitten habe.

Ich habe nun auch die Vasen von Isopi gesehen, von welchen Wolzogen auch nicht zu viel erzählt hat. Der Einfall, den Henkel und die Schnauze der Kanne durch Tiere vorzustellen, ist sehr artig und sehr gut angebracht, besonders an der einen, da der Kranich, der aus dem Gefäße trinkt, den Henkel, und der betrübte Fuchs die Schnauze macht. Die Arbeit aber, in Feinheit und Zierlichkeit, geht über alle Begriffe. Er verlangt vor die beiden großen und noch drei oder vier kleinere 500 Dukaten. Man muß bei der Arbeit immer an Cellini denken, und so auch bei dem Menschen. Obgleich Isopi keine Spur von jener Roheit hat, so ist er doch ein eben so fürchterlich passionierter Italiener. Die Art,

wie er die Franzosen haßt und wie er sie schildert, ist einzig; so wie er überhaupt eine höchst interessante Natur ist.

Als die Franzosen nach Stuttgart kamen, fürchtete man eine Plünderung. Er hatte seine Vasen wohl eingepackt im Danneckerischen Hause stehen. Heimlich kauft er sich ein paar Taschenpistolen, Pulver und Blei und trägt die Gewehre geladen mit sich herum, und da man in der ersten Nacht unvorsichtigerweise einige Franzosen ins Haus läßt, die, nach der gewöhnlichen Marodeurs-Manier, zu trinken forderten, sich aber nachher ziemlich unartig bezeigten, stand er immer dabei und hatte die Hände in der Tasche, und nach einigen Tagen kam es heraus, daß er entschlossen gewesen, dem ersten, der sich seinem Zimmer und dem Kasten genähert hätte, eine Kugel durch den Leib zu jagen und neben seinen Arbeiten zu sterben.

---

Den 31. Nachmittag war ich beim Mechanikus Tiedemann, einem schätzbaren Arbeiter, der sich selbst gebildet hat. Mehrere Gesellen arbeiten unter ihm, und er ist eigentlich nur beschäftigt, seine Ferngläser zusammenzusetzen; eine Bemühung, die wegen der Zusammensetzung der Objektivgläser viel Zeit erfordert . . . Ein Perspektiv, dessen erstes Rohr ungefähr 18 Zoll lang ist und durch das man auf 600 Fuß eine Schrift, die ungefähr einen Zoll hoch ist, sehr deutlich lesen, ja auf einer weißen Tafel kleine Punkte recht deutlich unterscheiden kann, verkauft er für 7½ Karolin.

Wir besuchten Herrn Obristleutnant Wing, der recht gute Gemälde besitzt. Eins von Franz Floris; mehrere Frauen mit Säuglingen beschäftigt, ein besonders in einzelnen Teilen sehr gutes Bild. Von Hetsch: Achill, von dem man die Briseis wegführt. Es würde vorzüg-

licher sein, wenn die Figur des Achills nicht in der Ecke zu sehr allein säße. Überhaupt haben die Hetschischen Bilder, so viel ich ihrer gesehen, bei ihren übrigen Verdiensten und bei glücklichen Aperçus, immer etwas, daß man sie noch einmal durchgearbeitet wünscht. Eine Landschaft mit Räubern, die für Rubens gegeben wird, die ich ihm aber, ob sie gleich in ihrer natürlichen Behandlungsart fürtrefflich ist, nicht zuschreiben würde. Einige andere, mehr oder weniger kleine, ausgeführte Bilder von Rubens.

Gleichfalls besuchten wir Herrn Professor Harper, der ein geborner Landschaftsmaler ist. Die Begebenheiten und Bewegungen der Natur, indem sie Gegenden zusammensetzt, sind ihm sehr gegenwärtig, so daß er mit vielem Geschmack landschaftliche Gemälde hervorbringt. Freilich sind es alles nur imaginierte Bilder, und seine Farbe ist hart und roh, allein er malt aus Grundsätzen auf diese Weise, indem er behauptet, daß sie mit der Zeit Ton und Harmonie erhalten; wie denn auch einige dreißig- bis vierzigjährige Bilder von ihm zu beweisen scheinen. Er ist ein gar guter, allgemein beliebter, wohlerhaltner Mann in den Sechzigen und wird von hier bald nach Berlin abgehen.

Wir sahen die Aloe, die in einem herrschaftlichen Garten seit 3 Monaten der Blüte sich nähert. Der Stengel ist jetzt 23 Fuß hoch, die Knospen sind noch geschlossen und brauchen allenfalls noch 14 Tage zur völligen Entwicklung. Sie ist auch zufällig, indem man sie in ein engeres Gefäß gesetzt, zu dieser Blüte genötigt worden.

Hierauf ein wenig spazieren und dann in das Schauspiel. Ich habe nicht leicht ein Ganzes gesehen, das sich so sehr dem Marionettentheater nähert als dieses. Eine Steifheit, eine Kälte, eine Geschmacklosigkeit, ein Un-

geschick, die Meubles auf dem Theater zu stellen, ein Mangel an richtiger Sprache und Deklamation in jeder Art Ausdruck irgend eines Gefühls oder höhern Gedankens, daß man eben sich zwanzig Jahre und länger zurück versetzt fühlt. Und was am merkwürdigsten ist, kein einziger, der auch nur sich irgend zu seinem Vorteil auszeichnete; sie passen alle auf das beste zusammen. Ein paar junge wohlgewachsne Leute sind dabei, die weder übel sprechen noch agieren, und doch wüßte ich nicht zu sagen, ob von einem irgend für die Zukunft was zu hoffen wäre. Es ward Don Carlos von Schiller gegeben. Der Entrepreneur Miholé wird abgehen und ein neuer antreten, der aber die Obliegenheit hat, sowohl Schauspieler und Tänzer, die sich von dem alten Theater des Herzogs Karl herschreiben und auf Zeitlebens pensioniert sind, beizubehalten. Da er nun zugleich seinen Vorteil sucht und sich durch Abschaffung untauglicher Subjekte nicht Luft machen kann, so ist nicht zu denken, daß dieses Theater leicht verbessert werden könnte. Doch wird es besucht, getadelt, gelobt und ertragen.

Italienisches Sprichwort: Geld ist das zweite Blut des Menschen.

---

Den 1. September war ich mit Herrn Professor Dannecker in Hohenheim. Gleich vor dem Tore begegneten wir Österreicher, die ins Lager zogen. Gaisburg liegt rechts der Straße in einem schön bebauten und waldigen Grunde. Wenn man höher kömmt, sieht man Stuttgart sehr zu seinem Vorteil in dem schönen Grunde liegen.

Hohenheim selbst, der Garten sowohl als das Schloß, ist eine merkwürdige Erscheinung. Der ganze Garten ist mit kleinen und größern Gebäuden übersäet, die mehr

oder weniger teils einen engen, teils einen Repräsentationsgeist verraten. Die wenigsten von diesen Gebäuden sind auch nur für den kürzesten Aufenthalt angenehm oder brauchbar. Sie stecken in der Erde, indem man den allgemeinen Fehler derer, die am Berge bauen, durchaus begangen hat, indem man den vordern oder untern Sockel zuerst bestimmt, dann das Gebäude hinten in den Berg zu stecken kommt, anstatt daß, wenn man nicht planieren will noch kann, man den hintern Sockel zuerst bestimmen muß, der vordere mag alsdenn so hoch werden, als er will.

Da alle diese Anlagen teils im Gartenkalender, teils in einem eignen Werke beschrieben sind, so sind sie weiter nicht zu rezensieren; doch wäre künftig, bei einer Abhandlung über die Gärten überhaupt, dieser in seiner Art als Beispiel aufzustellen. Bei diesen vielen kleinen Partien ist merkwürdig, daß fast keine darunter ist, die nicht ein jeder wohlhabende Particulier eben so gut und besser haben könnte. Nur machen viele kleine Dinge zusammen leider kein großes. Der Wassermangel, dem man durch gepflasterte schmale Bachbetten und durch kleine Bassins und Teiche abhelfen wollen, gibt dem Ganzen ein kümmerliches Ansehen, besonders da auch die Pappeln nur ärmlich dastehen. Schöne gemalte Fensterscheiben an einigen Orten, eine starke Sammlung Majolika ist für den Liebhaber dieser Art von Kunstwerken interessant. Ich erinnerte mich dabei verschiedner Bemerkungen, die ich über Glasmalerei gemacht hatte, und nahm mir vor, sie nunmehr zusammenzustellen und nach und nach zu komplettieren; denn da wir alle Glasfritten so gut und besser als die Alten machen können, so käme es bloß auf uns an, wenn wir nur genau den übrigen Mechanism beobachteten, in Scherz und Ernst ähnliche Bilder hervorzubringen.

Außer einigen Bemerkungen in diesem Fache fand ich nichts Wissens- und Nachahmungswertes in diesem Garten. Eine einzige altgotisch gebaute, aber auch kleine und in der Erde steckende Kapelle wird jetzt von Thouret, der sich lange in Paris und Rom aufgehalten und die Dekoration studiert hat, mit sehr vielem Geschmack ausgeführt; nur schade, daß alles bald wieder beschlagen und vermodern muß und der Aufenthalt, wie die übrigen, feucht und ungenießbar ist.

Das Schloß, das mit seinen Nebengebäuden ein ausgebreitetes Werk darstellt, gewährt den gleichgültigsten Anblick von der Welt, so wie auch sämtliche Gebäude ganz weiß angestrichen sind. Man kann beim äußern Anblick der Gebäude sagen, daß sie in gar keinem Geschmack gebaut sind, indem sie nicht die geringste Empfindung weder der Neigung noch des Widerwillens im ganzen erregen. Eher ist das völlig Charakterlose einer bloßen, beinah nur handwerksmäßigen Bauart auffallend.

Der Haupteingang ist zu breit gegen seine Höhe, wie überhaupt das ganze Stock zu niedrig ist. Die Treppen sind gut angelegt, die Stufen jedoch gegen ihre geringe Höhe zu schmal. Der Hauptsaal, leider mit Marmor dekoriert, ist ein Beispiel einer bis zum Unsinn ungeschickten Architektur. In den Zimmern sind mitunter angenehme Verzierungen, die aber doch einen unsichern und umherschweifenden Geschmack verraten. Einige sind Nachzeichnungen, die aus Paris gesendet worden, in denen mehr Harmonie ist. Ein Einfall von kleinen seidnen Vorhängen, die mit Fransen verbrämt und in ungleichen Wolken aufgezogen von den Gesimsen herunterhängen, ist artig und verdient mit Geschmack nachgeahmt zu werden. Die Stuccaturarbeit ist meistens höchst schlecht.

Da ein Teil des Schlosses noch nicht ausgebaut ist, so läßt sich hoffen, daß durch ein paar geschickte Leute, die gegenwärtig hier sind, die Dekoration sehr gewinnen werde. Ein Saal, der auch schon wieder auf dem Wege war, in schlechtem Geschmack verziert zu werden, ist wieder abgeschlagen worden und wird nach einer Zeichnung von Thouret durch Isopi ausgeführt.

Die Gipsarbeit des Isopi und seiner Untergebnen zu sehen, ist höchst merkwürdig, besonders wie die freistehenden Blätter der Rosen und die Vertiefungen der hohlen Kronen ausgearbeitet und aus Teilen zusammengesetzt werden, wodurch sehr schöne und durch Schatten wirksame Vertiefungen entstehen. Auch war mir sehr merkwürdig, wie er Dinge, die nicht gegossen werden können, zum Beispiel die Verzierungen einer ovalen Einfassung, deren Linien alle nach einem Mittelpunkte gehen sollen, durch einen jungen Knaben sehr geschickt ausschneiden ließ. Die Leute arbeiten außer kleinen Federmessern, Flach- und Hohlmeißeln auch mit großen Nägeln, die sie sich selbst unten zuschleifen und oben mit einem Läppchen, um sie bequemer anzufassen, umwickeln. Von den größern Rosen bringt ein geschickter Arbeiter nur eine den Tag zu stande, sie arbeiten seit Isopis Direktion mit großem Vergnügen, weil sie sehen, wie sehr sie in ihrer Arbeit zunehmen. Isopi macht, wie sich's versteht, die Modelle, die alsdann geformt und ausgegossen werden. Das Charakteristische von Isopis Arbeit scheint mir zu sein, daß er, wie oben gedacht, hauptsächlich auf die Vertiefungen denkt. So werden z. B. die Eier in dem bekannten architektonischen Zierat besonders gegossen und in die Vertiefungen eingesetzt.

Ein Hauptfehler der alten Deckendekorationen ist, daß sie gleichsam für sich allein stehen und mit dem Untern nicht rein korrespondieren, weil alles so hastig

und zufällig gearbeitet worden, das nun bei Thouret und Isopi nicht mehr vorkommen kann. Hier ward ich auch durch die Ausführung in einem Gedanken bestärkt, daß man bei Säulendekorationen, die in Zimmern angebracht werden, nur den Architrav und nicht das ganze Gebälke anbringen dürfe. Die Ordnung wird dadurch höher und das Ganze leichter und ist dem Begriffe der Konstruktion gemäß.

Isopi will niemals eine Corniche unmittelbar an der Decke haben; es soll immer noch eine leichte Wölbung vorhergehen, wie der Geschmack des Architekten nach der Länge und Breite des Zimmers (als das Verhältnis, in dem sie gesehen wird) bestimmen soll.

Die rote Damastfarbe sah ich nirgends als in kleinen Kabinetten, wo sie nur in schmalen Panneaus oder sonst unterbrochen vorkam. Die größern Zimmer waren alle mit sanften Farben dekoriert, und zwar so, daß das Seidenzeug heller gefärbtes Laub als der Grund hatte. Die Parketts sind sämtlich von Eichenholz, unabwechselnd wie die in Ludwigsburg, aber sehr gut gearbeitet.

Auf dem Hause steht eine Kuppel, die aber nur eine Treppe enthält, um auf den obern Altan zu kommen.

Im Garten ist ein Häuschen, von den drei Kuppeln genannt, auch merkwürdig, das inwendig ganz flache Decken hat, so daß die Kuppeln eigentlich nur Dekorationen nach außen sind.

Ich fand die Amaryllis belladonna blühen, so wie in dem eisernen Hause manche schöne auswärtige Pflanze.

Artig nahm sich zu Fußdecken kleiner Kabinette ein bunter Flanell aus.

In den untern Zimmern des Schlosses ist eine Gemäldesammlung, worunter sich manches Gute befindet. Ein Frauenbild von Holbein, besonders aber eine alte Mutter, die mit Einfädlung der Nadel beschäftigt ist,

indes die Tochter sehr emsig näht; ein Liebhaber, der bei ihr steht, scheint ihr im Augenblick seine Wünsche zu offenbaren. Halbe Figuren, fast Lebensgröße; ist fürtrefflich gedacht, komponiert und gemalt.

---

## Einiges über Glasmalerei.

Den 2. September.

Bei der Glasmalerei ist zweierlei zu betrachten:

1. Das Clairobscur,
2. die Farbengebung.

Das Clairobscur ist an der vordern Seite, das heißt nach dem Gebäude zu, eingeschmolzen; es mögen nun mit dem Pinsel die Umrisse aufgetragen oder Licht und Schatten in breiten Flächen angegeben sein. Das zweite geschah dergestalt, daß man die Platte mit dem ganzen chemischen Grunde überdeckte und mit einer Nadel die Lichter herausriß; es ist also, wenn man will, eine Art schwarzer Kunst, oder besser: es ward gearbeitet, wie man auf dunklem Grunde die Lichter aufhöht. Dieses geschah mit der größten Feinheit und Accuratesse. Ob sie nun diesen Grund zuerst einschmolzen und hernach die Farben auf die andere Seite brachten und nochmals einschmolzen, oder ob alles zugleich geschah, weiß ich noch nicht.

Es gibt, in Absicht auf Färbung, auf Glas gemalte und aus Glas zusammengesetzte Bilder.

Die ersten haben nur gewisse Farben: Gelb bis ins Gelbrote, Blau, Violett und Grün kommen darauf vor, aber niemals ein Purpur. Wahrscheinlich braucht der Goldkalk ein stärkeres Feuer, um in Fluß zu geraten, als die übrigen, und konnte daher nicht mit jenen zugleich eingeschmolzen werden.

War also Zeichnung und Clairobscur eines Bildes

fertig, so wurden auf der Rückseite die Farben aufgetragen und eingeschmolzen. Merkwürdig ist die gelbe Farbe, die sie durch ein trübes Mittel, nach dem bekannten optischen Gesetz, hervorbrachten; der Teil der Scheibe, welcher inwendig herrlich gelb aussieht, sieht von außen schmutzig hellblau, das ins Grünliche oder Violettliche spielt, aus.

Einige Bemerkungen über einzelne Farben.

Wenn sie Schwarz vorstellen wollten, so ließen sie den chemischen Grund auf dem Glase unberührt. Weil derselbe aber doch noch durchscheinend und braun gewesen wäre, so bedeckten sie ihn hinten mit irgend einem undurchsichtigen Schmelzwerk, wodurch das Schwarze ganz vollkommen erscheint.

Ein Zeugnis von der mehreren Unschmelzbarkeit des roten Glases zeigen so viele Fälle, daß es nur in einzelnen Stücken eingesetzt ist. Ferner der artige Fall, daß ein weißer Steinbock auf rotem Grunde erscheinen sollte: man schmolz also zuerst einen purpurnen Überzug auf weißes Glas, so daß die ganze Tafel schön purpurn erschien, dann brannte man die Figur nach Zeichnung und Schattierung auf die weiße Seite ein und schliff zuletzt von der Hinterseite die rote Lage des Glases weg, so weit sie die Figur des Steinbocks bedeckte, wodurch dieser blendend weiß auf dem farbigen Grund erscheint.

Sobald ich wieder eine Anzahl solcher Scheiben antreffe, werde ich meine Bemerkungen komplettieren und arrangieren.

---

Den 2. September besuchte ich die Bibliothek, die ein ungeheueres hölzernes Gebäude, das ehemals ein Kaufhaus war, einnimmt. Es steht am gewerbreichsten Teile der Stadt, zwar rings herum frei, läßt aber doch

immer vor ein Unglück durch Feuer besorgt sein. Die Sammlung zum Kunst-, Antiquitäten- und Naturfach ist besonders schön, so wie auch die Sammlung der Dichter und des statutarischen Rechtes von Deutschland. Bibliothekarien sind Petersen und Hofrat Schott.

Vorher besuchten wir den Professor Thouret, bei dem ich verschiedne gute Sachen sah. Eine Allegorie auf die Wiedergenesung des Herzogs ist ihm besonders wohl gelungen. Diese sowohl als eine Allegorie auf die französische Republik, so wie Elektra mit Orest und Pylades zeigen von seiner Einsicht in die einfachen symmetrischen und kontrastierenden Kompositionen, so wie die Risse zu einem fürstlichen Grabe und zu einem Stadttor sein solides Studium der Architektur. Ich werde nach diesem und nach der Zeichnung, die ich in Hohenheim von ihm gesehen, raten, daß man bei Dekorierung unseres Schlosses auch sein Gutachten einhole.

Nach Tische ging ich zu dem preußischen Gesandten von Madeweiß, der mich mit seiner Gemahlin sehr freundlich empfing. Ich fand daselbst die Gräfin Königseck, Herrn und Frau von Varchimont und einen Herrn von Wimpfen. Man zeigte mir ein paar fürtreffliche Gemälde, die dem Legationsrat Abel gehören. Eine Schlacht von Wouvermann. Die Kavallerie hat schon einen Teil der Infanterie überritten und ist im Begriff, ein zweites Glied, das eben abfeuert, anzugreifen. Ein Trompeter, auf seinem hagern Schimmel, sprengt rückwärts, um Succurs herbei zu blasen.

Das andere Bild ist ein Claude von Mittelgröße und besonderer Schönheit, ein Sonnenuntergang, den er auch selbst radiert hat. Es ist fast keine Vegetation auf dem Bilde, sondern nur Architektur, Schiffe, Meer und Himmel.

Abends bei Herrn Kapellmeister Zumsteeg, wo ich

verschiedne gute Musik hörte. Er hat die Colma, nach meiner Übersetzung, als Kantate, doch nur mit Begleitung des Klaviers gesetzt, sie tut sehr gute Wirkung und wird vielleicht auf das Theater zu arrangieren sein, worüber ich nach meiner Rückkunft denken muß. Wenn man Fingaln und seine Helden sich in der Halle versammeln ließe, Minona, die sänge, und Ossian, der sie auf der Harfe accompagnierte, vorstellte, und das Pianoforte auf dem Theater versteckte, so müßte die Aufführung nicht ohne Effekt sein.

---

Den 3. September fuhren wir ins kaiserliche Lager. Wir kamen durch Berg, worauf die Hauptattake von Moreau gerichtet war; dann auf Cannstatt; Münster sahen wir im Grunde liegen. Wir kamen durch Schmieden und fingen an, das Lager zu übersehen. Der linke Flügel lehnt sich an Mühlhausen, alsdenn zieht es sich über Aldingen bis gegen Hochberg. In Neckarrems wurden wir vom Hauptmann Jakardowsky vom Generalstabe gut aufgenommen, der uns erst früh das Lager überhaupt von dem Berge bei Hochberg zeigte und gegen Abend an der ganzen Fronte bis gegen Mühlhausen hinführte. Wir nahmen den Weg nach Kornwestheim, da wir denn auf die Ludwigsburger Chaussee kamen und so nach der Stadt zurückfuhren.

Abends bei Dannecker.

Im Lager mögen etwa 25000 Mann stehen, das Hauptquartier des Erzherzogs wird in Hochberg sein.

Der Pfarrer in Neckarrems heißt Zeller, der Oberamtmann von Cannstatt Seyffer und ist ein Bruder des Professors in Göttingen.

---

Den 4. September.

Nachdem ich früh verschiedenes zu Papiere gebracht und einige Briefe besorgt hatte, ging ich mit Herrn Professor Dannecker spazieren, und ich beredete hauptsächlich mit ihm meine Absichten, wie Isopi und Thouret auch für unsere weimarischen Verhältnisse zu nutzen sein möchten. Zu Mittag speiste ich an der Table d'hote, wo sich ein junger Herr von Lieven, der sich hier bei der russischen Gesandtschaft befindet, als ein Sohn eines alten akademischen Freundes mir zu erkennen gab.

Hernach besuchte ich Herrn Beiling, dessen Frau sehr schön Klavier spielte. Er ist ein sehr passionierter Liebhaber der Musik, besonders des Gesanges.

Aus den brillanten Zeiten des Herzog Karls, wo Jomelli die Oper dirigierte, hat sich der Eindruck und die Liebe zur italienischen Musik bei ältern Personen hier noch lebhaft erhalten. Man sieht, wie sehr sich etwas im Publiko erhält, das einmal solid gepflanzt ist. Leider dienen die Zeitumstände den Obern zu einer Art von Rechtfertigung, daß man die Künste, die mit wenigem hier zu erhalten und zu beleben wären, nach und nach ganz sinken und verklingen läßt.

Von da zur Frau Legationsrat Abel, wo ich die beiden schönen Bilder, die ich bei Herrn von Madeweiß gesehen, nochmals wiederfand. Außer diesen war noch eine fürtreffliche und wohlerhaltene Landschaft von Nikolaus Poussin und noch ein andrer Claude aus einer frühern Zeit, aber unendlich lieblich. Nach einem Spaziergang auf die Weinbergshöhen, wo man Stuttgart in seinem Umfange und seinen verschiednen Teilen liegen sahe, gingen wir ins Theater.

Stuttgart hat eigentlich drei Regionen und Charaktere: unten sieht es einer Landstadt, in der Mitte einer

Handelsstadt und oben einer Hof- und wohlhabenden Particulierstadt ähnlich.

---

Den 4. September.

Man gab Ludwig den Springer.

Madame Spalding, eine gute Figur, aber kalt und steif.

Pauli, trocken und steif.

Vinzens, eine gute rundliche Jugendfigur, braves Theaterbetragen, eine volle, deutliche, tiefe Stimme, im ganzen ein wenig roh, wird aber immer zu zweiten Rollen ein brauchbares und auf dem Theater leidliches Subjekt bleiben.

Gley, nicht übel gewachsen, aber, wie die meisten seiner Kollegen, kalt und ohne eigentliche Energie oder Anmut.

Das Ballett, diesmal ein bloßes Divertissement, war aber ganz heiter und artig. Madame Pauli, erst kurz verheiratet, eine sehr hübsche und anmutige Tänzerin.

Die Stuttgarter sind überhaupt mit ihrem Theater nicht übel zufrieden, ob man gleich auch hier und da darauf schilt.

Merkwürdig war mir's, daß das Publikum, wenn es beisammen ist, es mag sein wie es will, durch sein Schweigen und Beifall ein richtiges Gefühl verrät; sowohl im heutigen Stücke als neulich im Carlos wurden die Schauspieler fast nie, einigemal aber das Stück applaudiert; kaum aber trat die Tänzerin mit ihren wirklich reizenden Bewegungen auf, so war der Beifall gleich da.

---

Den 5. September.

Früh im großen Theater. Ich sah daselbst verschiedene Dekorationen, welche sich noch von Colomba

herschreiben. Sie müssen sich auf dem Theater sehr gut ausnehmen, denn es ist alles sehr faßlich und in großen Partien ausgeteilt und gemalt. Die Frankfurter Dekorationen haben aber doch darin den Vorzug, daß ihnen eine solidere Baukunst zum Grunde liegt und daß sie reicher sind, ohne überladen zu sein; da hingegen die hiesigen in einem gewissen Sinne leer genannt werden können, ob sie gleich wegen der Größe des Theaters und wegen ihrer eignen Grandiosität sehr guten Effekt tun müssen.

Professor Heideloff besorgt gegenwärtig die Theatermalerei.

Maschine, um das Parterre in die Höhe zu heben.

Bei Herrn Meyer, der verschiedene gute Gemälde hat. Er zeigte mir Blumen- und Fruchtstücke von einem gewissen Wolffermann, der erst mit naturhistorischen Arbeiten angefangen, sich aber darauf nach de Heem und Huysum gebildet und sowohl in Wasser- als Ölfarbe Früchte und Insekten außerordentlich gut macht. Da er arm ist und sich hier kaum erhält, so würde er leicht zu haben sein und bei künftigen Dekorationen fürtrefflich dienen, die Früchte, Insekten, Gefäße und was sonst noch der Art vorkäme, zu malen und andern den rechten Weg zu zeigen. Auch könnte man ihn zu der neuen Marmormalerei brauchen, wenn ihn Professor Thouret darinne unterrichten wollte.

Ich sah bei dem Hoftapezierer Stühle von Mahagoniholz gearbeitet; sie waren mit schwarzem gestrieften Seidenzeug überzogen, das Pequin satiné heißt und eine sehr gute Wirkung tut. Besonders artig nehmen sich daran hochrote seidne Litzen aus, mit denen die Kanten der Kissen bezeichnet sind.

Nachmittags war ich bei Regierungsrat Frommann, der mir einige schöne eigne so wie andere, Legationsrat Abel gehörige Gemälde vorzeigte. Unter den letzten

zeichnete sich besonders ein Faun aus, der eine am Baum gebundene Nymphe peitscht. Dieselbe Idee ist in den Scherzi d'amore von Carracci vorgestellt, und mag dieses Bild, das fürtrefflich gemalt ist, wohl von Ludwig sein. Auch dieser Liebhaber hat manches aus den französischen Auktionen für einen sehr billigen Preis erhalten.

Abends bei Rapp. Vorlesung des Hermann.

---

## Einige Bemerkungen aus dem Naturalienkabinett.

Der mittlere spitzige Zahn, welcher zugleich der größte ist, im obern Kamelkiefer, ist wohl eigentlich der Eckzahn, der davorstehende ein Schneidezahn.

Es findet sich auch daselbst das Stück eines Ochsenschädels mit so ungeheuern Hornkernen, als die sind, welche wir in Mellingen gefunden, das hiesige ist aus dem Württembergischen.

Die fossilen Elefantenknochen, die sich bei Cannstatt finden, sind gleichfalls merkwürdig.

Eine obere Kinnlade des Monodon hat nur einen Zahn, den andern hat das Tier in früher Jugend verloren, und man sieht die Alveole zum Teil ausgebrochen, zum Teil verwachsen und verkümmert. Die ganze Seite ist viel schwächer als die gegenüberstehende.

Auch zeigte man mir einen Fötus, den eine Frau sechsundvierzig Jahre bei sich getragen. Das Präparat ist ganz ledertrocken, und man kann das ziemlich große Kind recht gut in der aufgeschnittnen, starken, lederartigen, eiförmigen Umgebung erkennen.

---

Den 6. September.

Früh besuchte mich Herr Professor Thouret, mit dem ich über die architektonischen Dekorationen sprach. Dazu kam Professor Heideloff, der leider sehr an den Augen leidet, ferner ein Oberleutnant von Koudelka, von den Österreichern, ein wohlgebildeter junger Mann, ein großer Liebhaber der Musik. Darauf ging ich mit Thouret, sein Modell zum Ovalsaal in Stuttgart zu sehen, das im ganzen gut gedacht ist; nur wär' die Frage: ob man den Übergang von den langen perpendikularen Banden, der mir zu arm scheint, nicht reicher und anmutiger machen könnte. Ich ging alsdann mit ihm, Scheffhauer und einem württembergischen Offizier, der ganz artig malt, das Schloß zu besehen, wo ich nichts Nachahmungswertes fand, vielmehr unzählige Beispiele dessen, was man vermeiden soll. Die Marmore, besonders aber die Alabaster (Kalkspäte) des Landes nehmen sich sehr gut aus, sind aber nicht zur glücklichsten Dekoration verwendet. Übrigens sind die Zimmer, man möchte sagen, gemein vornehm; so z. B. auf einem gemein angestrichnen weißen Gipsgrunde viele vergoldete Architektur, so auch die Türen bei ihren schnörkelhaften Vergoldungen mit Leimfarbe angestrichen, die Guibalischen Plafonds nach der bekannten Art. Übrigens in den Wohnzimmern des jetzigen Herzogs eine halbe Figur, die auf Guercin hindeutet. Einige Landschaften aus Biermanns früherer Zeit; ein gutes Bild von Hetsch, die Mutter der Gracchen im Gegensatz mit der eitlen Römerin vorstellend.

In den Wohnzimmern bleiben die Fußdecken das ganze Jahr liegen, nur daß sie von Zeit zu Zeit ausgestaubt werden.

Darauf an die Table d'hote, alsdann mit Dannecker zu Rapp, wo ich das merkwürdige osteologische Präparat

fand. Abends in die Komödie, wo die Due Litiganti von Sarti gegeben wurden.

---

## Pathologisches Präparat.

Ein Frauenzimmer, deren Geschwister schon an Knochenkrankheiten gelitten hatten, empfand in früherer Jugend einen heftigen Schmerz, wenn die obere Kinnlade unter dem linken Auge berührt wurde. Dieser erstreckte sich nach und nach hinabwärts bis in die Hälfte des Gaumens; es entstand daselbst ein Geschwür, in welchem man etwas Hartes fühlen konnte. Sie lebte neunzehn Jahre und starb an der Auszehrung. Der Teil des Schädels, den man, nachdem sie anatomiert, zurückbehalten, zeigt folgende Merkwürdigkeiten. Die linke Hälfte des Ossis intermaxillaris enthält zwei gute Schneidezähne; der Eckzahn fehlt, und aus der kleinen Alveole sieht man, daß er bald nach der zweiten Zahnung ausgefallen sein müsse; dann folgt ein Backzahn, dann eine kleine Lücke, jedoch ohne Alveole, sondern mit dem scharfen Rand; dann ein starker Backzahn, darauf ein noch nicht ganz ausgebildeter sogenannter Weisheitszahn. Betrachtet man nun die Nasenhöhle des Präparats, so findet man die große Merkwürdigkeit: es sitzt nämlich ein Zahn unter dem Augenrande mit seiner Wurzel an einer kleinen, runden, faltigen Knochenmasse fest; er erstreckt sich in seiner Lage schief herab nach hinten zu und hat den Gaumenteil der obern Maxille gleich hinter den Canalibus incisivis gleichsam durchbohrt, oder vielmehr es ist durch die widernatürliche Berührung der Teil kariös geworden, und eine Öffnung, die größer als seine Krone, findet sich ausgefressen. Die Krone steht nur wenig vor der Gaumenfläche vor.

Der Zahn ist nicht völlig wie andere Backzähne gebildet, seine Wurzel ist einfach und lang und seine Krone nicht völlig breit. Es scheint nach allem diesen ein gesunder Zahn mit lebhaftem Wachstume zu sein, dem aber der Weg nach seinem rechten Platze durch ein ungleiches und schnelleres Wachstum der Nachbarzähne versperrt worden, so daß er sich hinterwärts entwickelt und das Unglück angerichtet hat. Wahrscheinlich ist es der fehlende Backzahn, von dessen Alveole keine Spur zu sehen ist. Im Anfang glaubte ich fast, es sei der Eckzahn.

Wenn man diesen Fall hätte vermuten können, so bin ich überzeugt, daß diese Person leicht zu operieren und der Zahn herauszuziehen gewesen wäre; ob man aber, bei ihrer übrigen unglücklichen Konstitution, ihr das Leben dadurch gefristet hätte, ist fast zu zweifeln.

Schade, daß man nur das interessante Stück ausgeschnitten und nicht die andere Hälfte der Maxille, ja den ganzen Schädel verwahrt hat, damit man den Knochenbau noch an denen Teilen, welche keine auffallende Unregelmäßigkeit zeigen, hätte beobachten können.

---

## Aufführung der Due Litiganti.

Äußerst schwach und unbedeutend. Brand, gar nichts. Demoiselle Bambus, unangenehme Nullität. Madame Kaufmann, kleine hagere Figur, steife Bewegung, angenehme, gebildete aber schwache Stimme. Demoiselle Färber, nichts. Krebs, angenehmer Tenor, ohne Ausdruck und Aktion. Reuter, unbedeutend. Weberling, eine gewisse Art von drolligem Humor, den man leiden mag, aber auch weiter nichts.

Ich habe mehrere, die das Theater öfters sehen, darüber sprechen hören, und da kommt es denn meist auf

eine gewisse Toléranz hinaus, die aus der Notwendigkeit entspringt, diese Leute zu sehen, da denn doch jeder in einer gewissen Rolle sich die Gunst des Publikums zu verschaffen weiß.

Übrigens hat das Theater so eine seltsame Konstitution, daß eine Verbeßrung desselben unmöglich wird.

Ich ging mit Herrn Professor Thouret die verschiedenen Dekorationen durch, die bei Verzierungen eines Schlosses vorkommen können, und bemerke hiervon folgendes.

---

Den 6. September.

Das erste, worin wir übereinkamen, war, daß man sich, um eine Reihe von Zimmern zu dekorieren, vor allen Dingen über das Ganze bestimmen solle, man möge es nun einem einzelnen Künstler übertragen oder aus den Vorschlägen mehrerer nach eignem Geschmacke für die verschiednen Zimmer eine Wahl anstellen. Da ohnehin ein solches Unternehmen jederzeit großes Geld koste, so sei der Hauptpunkt, daß man stufenweise verfahre, das Kostbare nicht am unrechten Platze anbringe und sich nicht selbst nötige, mehr als man sich vorgesetzt zu tun. So sei z. B. bei dem Appartement unserer Herzogin, dessen Lage ich ihm bezeichnete, es hauptsächlich darum zu tun, aus dem Anständigen eines Vorsaals in das Würdigere der Vorzimmer, in das Prächtigere des Audienzzimmers überzugehen; das Rundell des Eckes und das darauf folgende Zimmer heiter und doch prächtig zu einer innern Konversation anzulegen; von da ins Stille und Angenehme der Wohn- und Schlafzimmer überzugehen und die daran stoßenden Kabinette und Bibliothek mannigfaltig, zierlich und mit Anstand vergnüglich zu machen.

Wir sprachen über die Möglichkeit, sowohl durch das

anzuwendende Material als durch die zu bestimmenden Formen einem jeden dieser Zimmer einen eignen Charakter und dem Ganzen eine Folge durch Übergänge und Kontraste zu geben. Er erbot sich, wenn man ihm die Risse und Maße der Zimmer schickte, einen ersten Vorschlag dieser Art zu tun, den man zur Grundlage bei der künftigen Arbeit brauchen könnte.

Decken und Gesimse sind das erste, an deren Bestimmung und Fertigung man zu denken hat, allein diese hängen von der Dekoration des Zimmers sowohl in Proportionen als Ornamenten ab.

Die Gesimse oder den Übergang von der Wand zur Decke kann man auf zweierlei Art machen: einmal, daß man ein mehr oder weniger vorspringendes Gesims in die Ecke anbringt und die Decke unmittelbar darauf ruhen läßt, oder daß man durch eine größere oder kleinere Hohlkehle die Wand und Decke sanft verbindet. Jene Art würde in ihrer größern Einfachheit sich wohl für die Vorzimmer schicken und, wenn man Glieder und Teile mehr zusammensetzt, auch wohl den prächtigen Zimmern gemäß sein. Doch haben die Hohlkehlen immer etwas Heiteres und sind mannigfaltiger Verzierungen fähig. Isopi will selbst über dem architektonischen Gesims noch jederzeit eine Hohlkehle haben, um dem Ganzen mehr Freiheit und Ansehen zu geben. Eine Meinung, die sich noch prüfen läßt.

Gesimse und Decken stehen in einer beständigen Korrelation; die Einfalt des einen bestimmt die Einfalt des andern, und so teilen sie einander auch ihre mannigfaltigen Charaktere mit. Stuck, Vergoldung und Malerei können mit einander hier wetteifern und sich steigern. Wir haben hiervon in dem Römischen Hause schon sehr schöne Beispiele.

Was die Wände selbst betrifft, so leiden sie die

mannigfaltigsten Veränderungen. Eine sauber abgetünchte Wand, auf welcher die angebrachte Stuccatur durch einen leichten Ton abgesetzt wird, gibt für Vorsäle die angenehmste und heiterste Verzierung.

Sehr wichtig aber ist für Dekoration die Kenntnis, Granit, Porphyr und Marmor auf verschiedene Weise nachzuahmen.

Die bekannte Art des sogenannten Gipsmarmors tut zwar, nach dem natürlichen Stein, den schönsten und herrlichsten Effekt, allein sie ist sehr kostbar, und die Arbeit geht langsam; hingegen bedient man sich in Italien außerdem noch dreier andrer Arten, welche nach dem verschiednen Gebrauch und Würde der Zimmer anzuwenden sind und alle drei sehr guten Effekt machen.

Die erste wird auf nassen Kalk gemalt und hinterdrein vom Maurer verglichen und von dem Maler wieder übergangen, so daß beide immer zusammen arbeiten; sie können auf diese Weise des Tages 6 Quadratschuh fertig machen. Der neue Saal von Hohenheim wird auf diese Weise dekoriert, und man könnte daselbst im Frühjahr schon die Resultate sehen.

Die zweite ist, was die Italiener Scajola nennen, eine Art von nassem Mosaik. Der Pilaster oder die Füllung, die auf diese Art bearbeitet werden soll, wird mit einem einfärbigen beliebigen Gipsgrunde angelegt. Wenn er trocken ist, sticht der Künstler, der freilich darin Praktik haben muß, mit Eisen die Adern, oder was man für Zufälligkeiten anbringen will, heraus und füllt und streicht die entstandnen Vertiefungen mit einer andern Farbe wieder aus, wozu er sich kleiner Spateln bedient. Wenn dieses wieder trocken ist, übergeht er es abermals, und das so lang', bis der Effekt erreicht ist, da denn zuletzt das Ganze abgeschliffen wird. Man kann durch diese Art weit mehr als durch das Mischen des Marmors

die Natur erreichen, und es soll bei gehöriger Praktik um einen großen Teil geschwinder gehen.

Die dritte Art ist für Vorsäle und Zimmer, die man leicht behandeln will; sie soll sich aber auch sehr gut ausnehmen. Der Marmor wird nämlich mit Leimfarbe auf die abgetünchte Wand gemalt und mit einem Spiritusfirnis überstrichen.

Alle drei Arten offeriert Herr Thouret durch Beschreibung, noch lieber aber durch persönliche Anleitung mitzuteilen. Er widerrät das Malen des Marmors mit Öl auf die abgetünchte Wand, weil die Arbeit eine unangenehme, der Natur widersprechende Bräune nach und nach erhält.

Der Gebrauch der Seide zur Verzierung der Wände ist auch wohl zu überlegen. Ganze Wände damit zu überziehen hat immer etwas Eintöniges, man müßte ihnen denn nach Größe und Verhältnis der Zimmer starke Bordüren geben und auf die großen Räume wenigstens einige würdige Gemälde anbringen.

Übrigens aber sind die kleinern seidnen Abteilungen, mit Stuccatur und Marmor verbunden, immer das Angenehmste und Reichste, wie wir das Beispiel auch im Römischen Hause sehen.

Da die Spiegel nunmehr jederzeit als ein Teil der Architektur angesehen, in die Wand eingelassen und niemals in mehr oder weniger barbarischen Rahmen aufgehängt werden, so fallen die Rahmen dazu meist in das Feld des Stuccators, wenigstens hat der Bildschnitzer nicht viel daran zu tun. Dagegen ist zu wünschen, daß das Schnitzwerk an den Türen, die im ganzen einerlei Form haben können, nach Verhältnis angebracht werde; wie sie denn überhaupt nur immer Holzfarbe sein sollten, um so mehr da man durch Furnierung verschiedner Hölzer, Schnitzwerk, Bronze, Vergoldung ihre Mannig-

faltigkeit sehr hoch treiben kann und eine weiße Tür immer etwas Albernes hat.

Statt des kostbaren Schnitzwerks lassen sich auch bei Tapetenleisten die von Karton ausgedruckten vergoldeten Zieraten sehr gut brauchen.

Wegen der Lambris hielt man davor, daß bei hohen Zimmern allenfalls die Höhe der Fensterbrüstung beibehalten werden könne, sonst aber sähe ein niedriger sockelartiger Lambris immer besser aus, indem er die Wand niemals gedrückt erscheinen lasse.

Wegen den Fußböden kamen auch sehr gute Vorschläge zur Sprache, die nächstens im weitern Umfang zu Papiere zu bringen sind.

Einer von den Hauptfehlern bei der Dekoration der Zimmer, der auch bei der frühern Konstruktion der Gebäude begangen wird, ist, daß man die Massen, die man haben kann oder hat, trennt und zerschneidet, wodurch das Große selbst kleinlich wird; wenn man z. B. in einem Saal eine Säulenordnung, die nur einen Teil der Höhe einnimmt, anbringt und über derselben gleichsam noch eine Attike bis an die Decke macht. Dieser Fall ist noch in dem ausgebrannten Schlosse in Stuttgart zu sehen. Oder wenn man die Lambris verhältnismäßig zu hoch macht, oder die Gesimse oder Friesen oben zu breit. Durch solche Operationen kann man ein solches Zimmer niedrig erscheinen machen, wie durch die umgekehrte richtige Behandlung ein niedriges hoch erscheint. Diesem Fehler sind alle diejenigen ausgesetzt, welche nur immer an mannigfaltige Verzierungen denken, ohne die Hauptbegriffe der Massen, der Einheit und der Proportionen vor den Augen zu haben.

---

# Von Stuttgart nach Tübingen

Tübingen, den 7. September.

Früh 5½ von Stuttgart. Stieg nach Hohenheim. Weinbau fährt fort. Sandstein. Auf der Höhe schöne Allee von Obstbäumen. Weite Aussicht nach den Neckarbergen. Fruchtbau. Auf und ab durch Fruchtbau und Wald in der Nähe. Echterdingen, ein wohlgebaut heiter Dorf. Pappelallee. Wald, Wiesen, Trift. Der Weg geht auf und ab, quer durch die Täler, welche das Wasser nach dem Neckar zu schicken. Über Waldenbuch, das im Tale liegt, eine schöne Aussicht auf eine fruchtbare, doch hüglige und rauhere Gegend, mit mehrern Dörfern, Feldbau, Wiesen und Wald. Waldenbuch, artig zwischen Hügeln gelegner Ort, sehr gemischte Kultur, Wiesen, Feld, Weinberge, Wald. Ein herrschaftlich Schloß, Wohnung des Oberforstmeisters. Wir kamen um 8½ an. Ähnliche Kultur bis Dettenhausen, doch rauher und ohne Weinberg. Weiber und Kinder brachen in Gesellschaften Flachs in der Gegend. Weiter hin wird es etwas flächer. Trift, einzelne Eichbäume. Schöne Ansicht der nunmehr nähern Neckarberge; Blick ins mannigfaltige Neckartal. Lustnau, gemischte Kultur, Wiese, Wald, Trift, Garten, Weinberg. Man sieht das Tübinger Schloß und Tübingen, eine anmutige Aue führt bis hinein. Bei Herrn Cotta eingekehrt. Bekanntschaft mit Herrn Apotheker Dr. Gmelin. Gegen Abend mit beiden ausspaziert, die Gegend zu sehen. Erst das Ammertal, dann aus dem Garten des letzten auch zugleich das Neckartal. Ein Rücken eines Sandsteingebirges, das aber schön bebaut ist, trennt beide Täler; auf einem kleinen Einschnitt dieses Rückens liegt Tübingen wie auf einem Sattel und macht Face gegen beide Täler. Oberhalb liegt

das Schloß, unterhalb ist der Berg durchgraben, um die Ammer auf die Mühlen und durch einen Teil der Stadt zu leiten. Der größte Teil des Wassers ist zu diesem Behuf weit über der Stadt in einen Graben gefaßt; das übrige Wasser im ordentlichen Bette, so wie die Gewitterwasser, laufen noch eine weite Strecke, bis sie sich mit dem Neckar vereinigen. Die Existenz der Stadt gründet sich auf die Akademie und die großen Stiftungen, der Boden umher liefert den geringsten Teil ihrer Bedürfnisse. Die Stadt an sich selbst hat drei verschiedne Charaktere: der Abhang nach der Morgenseite, gegen den Neckar zu, zeigt die großen Schul-, Kloster- und Seminariengebäude; die mittlere Stadt sieht einer alten, zufällig zusammengebauten Gewerbstadt ähnlich; der Abhang gegen Abend, nach der Ammer zu, so wie der untere flache Teil der Stadt wird von Gärtnern und Feldleuten bewohnt und ist äußerst schlecht und bloß notdürftig gebauet, und die Straßen sind von dem vielen Mist äußerst unsauber.

---

## Tübingen

Den 8. September.

Mittags lernte ich die Herrn Ploucquet, die beiden Gmelin und Schott kennen. In dem Ploucquetischen Garten, der auf der unter der Stadt wieder aufsteigenden Berghöhe liegt, ist die Aussicht sehr angenehm; man sieht in beide Täler, indem man die Stadt vor sich hat. An der Gegenseite des Neckartals zeigen sich die höhern Berge nach der Donau zu, in einer ernsthaften Reihe.

---

Den 9. September.

Früh diktiert.

Zu Tische waren gegenwärtig: Kielmeyer, Professor. Zahn, Herrn Cottas Associé. Zahn, Pfarrer zu Schafhausen, zwischen Stuttgart und Calw. Hasenmeyer, Bankier. Weber, Sekretär.

Gegen Abend mit Herrn Cotta auf dem Schlosse, welches eine sehr schöne Aussicht hat. In den Zimmern finden sich sowohl an Decken als an Wänden und Fenstern artige Beispiele der alten Verzierungsmanier, oder vielmehr jener Art, die Teile des innern Ausbaus nach gewissen Bedürfnissen oder Begriffen zu bestimmen. Da man denn doch bei einem Baumeister manchmal solche Angabe fordert, so wird er hier verschiedne Studien, die, mit Geschmack gebraucht, gute Wirkung tun würden, machen können.

Abends die kleine Kantische Schrift gegen Schlosser, so wie den Gartenkalender und die württembergische kleine Geographie durchgelesen und angesehen.

---

Den 10. September.

Früh mit Professor Kielmeyer, der mich besuchte, verschiedenes über Anatomie und Physiologie organischer Naturen. Sein Programm zum Behuf seiner Vorlesungen wird ehestens gedruckt werden. Er trug mir verschiedene Gedanken vor, wie er die Gesetze der organischen Natur an allgemeine physische Gesetze anzuknüpfen geneigt ist, z. B. der Polarität, der wechselseitigen Stimmung und Korrelation der Extreme, der Ausdehnungskraft expansibler Flüssigkeiten.

Er zeigte mir meisterhafte naturhistorische und anatomische Zeichnungen, die nur des leichtern Verständnisses halber in Briefe eingezeichnet waren, von George Cuvier von Mömpelgard, der gegenwärtig Professor der

komparierten Anatomie am Nationalinstitut in Paris ist. Wir sprachen verschiednes über seine Studien, Lebensweise und Arbeiten. Er scheint durch seine Gemütsart und seine Lage nicht der völligen Freiheit zu genießen, die einem Mann von seinen Talenten zu wünschen wäre.

NB. Banks zoologische Bibliothek.

Über die Idee, daß die höhern organischen Naturen in ihrer Entwicklung einige Stufen vorwärts machen, auf denen die andern hinter ihnen zurückbleiben. Über die wichtige Betrachtung der Häutung, der Anastomosen, des Systems der blinden Därme, der simultanen und successiven Entwicklung.

---

Den 11. September.

Diktiert an verschiedenen Aufsätzen, nach Weimar bestimmt. In der Kirche, Besichtigung der farbigen Fenster im Chor. Aufsatz darüber. Mittags Professor Schnurrer, nach Tische Visiten bei den Herren, die ich hier im Hause hatte kennen lernen, so wie bei Professor Majer. Abends die Nachricht von der erklärten Fehde des Direktoriums mit dem Rate der Fünfhundert. Regnichter Tag.

---

## An den Herzog von Weimar.

Tübingen, den 11. September.

Vom 25. August an, da ich von Frankfurt abreiste, habe ich langsam meinen Weg hierher genommen. Ich bin nur bei Tage gereist und habe nun, vom schönen Wetter begünstigt, einen deutlichen Begriff von den Gegenden, die ich durchwandert habe, ihren Lagen, Verhältnissen, Ansichten und Fruchtbarkeit. Durch die Gelassenheit, womit ich meinen Weg mache, lerne ich, freilich etwas

spät, noch reisen. Es gibt eine Methode, durch die man überhaupt in einer gewissen Zeit die Verhältnisse eines Orts und einer Gegend und die Existenz einzelner vorzüglicher Menschen gewahr werden kann. Ich sage gewahr werden, weil der Reisende kaum mehr von sich fordern darf; es ist schon genug, wenn er einen saubern Umriß nach der Natur machen lernt und allenfalls die großen Partien von Licht und Schatten anzulegen weiß; an das Ausführen muß er nicht denken.

Der Genuß der schönen Stunden, die mich durch die Bergstraße führten, ward durch die sehr ausgefahrnen Wege einigermaßen unterbrochen. Heidelberg und seine Gegend betrachtete ich in zwei völlig heitern Tagen mit Verwunderung, und ich darf wohl sagen mit Erstaunen. Die Ansichten nähern sich von mehrern Seiten dem Ideal, das der Landschaftsmaler aus mehrern glücklichen Naturlagen sich in seiner schaffenden Phantasie zusammenbildet. Der Weg von da nach Heilbronn ist teils fürs Auge sehr reizend, teils durch den Anblick von Fruchtbarkeit vergnüglich.

Heilbronn hat mich sehr interessiert, sowohl wegen seiner offnen, fruchtbaren, wohlgebauten Lage als auch wegen des Wohlstandes der Bürger und der guten Administration ihrer Vorgesetzten. Ich hätte gewünscht, diesen kleinen Kreis näher kennen zu lernen.

Von da nach Stuttgart wird man von der Einförmigkeit einer glücklichen Kultur beinah trunken und ermüdet. In Ludwigsburg besah ich das einsame Schloß und bewunderte die herrlichen Alleenpflanzungen, die sich durch die Hauptstraßen des ganzen Ortes erstrecken.

In Stuttgart blieb ich neun Tage. Es liegt in seinem ernsthaften wohlgebauten Tal sehr anmutig, und seine Umgebungen, sowohl nach den Höhen als nach dem Neckar zu, sind auf mannigfaltige Weise charakteristisch.

Es ist sehr interessant zu beobachten, auf welchem Punkt die Künste gegenwärtig in Stuttgart stehen. Herzog Karl, dem man bei seinen Unternehmungen eine gewisse Großheit nicht absprechen kann, wirkte doch nur zu Befriedigung seiner augenblicklichen Leidenschaften und zur Realisierung abwechselnder Phantasien. Indem er aber auf Schein, Repräsentation, Effekt arbeitete, so bedurfte er besonders der Künstler, und indem er nur den niedern Zweck im Auge hatte, mußte er doch die höheren befördern.

In früherer Zeit begünstigte er das lyrische Schauspiel und die großen Feste; er suchte sich die Meister zu verschaffen, um diese Erscheinungen in größter Vollkommenheit darzustellen. Diese Epoche ging vorbei, allein es blieb eine Anzahl von Liebhabern zurück, und zur Vollständigkeit seiner Akademie gehörte auch der Unterricht in Musik, Gesang, Schauspiel und Tanzkunst. Das alles erhält sich noch, aber nicht als ein lebendiges, fortschreitendes, sondern als ein stillstehendes und abnehmendes Institut.

Musik kann sich am längsten erhalten. Dieses Talent kann mit Glück bis in ein höheres Alter geübt werden; auch ist es, was einzelne Instrumente betrifft, allgemeiner und von mehreren jungen Leuten erreichbar. Das Theater dagegen ist viel schnellern Abwechselungen unterworfen, und es ist gewissermaßen ein Unglück, wenn das Personal einer besondern Bühne sich so lange neben einander erhält; ein gewisser Ton und Schlendrian pflanzt sich leicht fort, so wie man z. B. dem Stuttgarter Theater an einer gewissen Steifheit und Trockenheit seinen akademischen Ursprung leicht abmerken kann. Wird, wie gesagt, ein Theater nicht oft genug durch neue Subjekte angefrischt, so muß es allen Reiz verlieren. Singstimmen dauern nur eine gewisse Zeit; die Jugend, die zu ge-

wissen Rollen erforderlich ist, geht vorüber, und so hat ein Publikum nur eine Art von kümmerlicher Freude, durch Gewohnheit und hergebrachte Nachsicht. Dies ist gegenwärtig der Fall in Stuttgart und wird es lange bleiben, weil eine wunderliche Konstitution der Theateraufsicht jede Verbesserung sehr schwierig macht.

Miholé ist abgegangen, und nun ist ein andrer Entrepreneur angestellt, der die Beiträge des Hofes und Publikums einnimmt und darüber, so wie über die Ausgaben, Rechnung ablegt. Sollte ein Schaden entstehen, so muß er ihn allein tragen; sein Vorteil hingegen darf nur bis zu einer bestimmten Summe steigen, was darüber gewonnen wird, muß er mit der Herzoglichen Theaterdirektion teilen. Man sieht, wie sehr durch eine solche Einrichtung, was zu einer Verbeßrung des Theaters geschehen könnte, paralysiert wird. Ein Teil der ältern Akteurs darf nicht abgedankt werden.

Das Ballett verhält sich überhaupt ungefähr wie die Musik. Figuranten dauern lange, wie Instrumentalisten, und sind nicht schwer zu ersetzen; so können auch Tänzer und Tänzerinnen in einem höhern Alter noch reizend sein, unterdessen findet sich immer wieder ein junger Nachwuchs. Dieses ist auch der Stuttgarter Fall. Das Ballett geht überhaupt seinen alten Gang, und sie haben eine junge, sehr reizende Tänzerin, der nur eine gewisse Mannigfaltigkeit der Bewegungen und mehr Charakteristisches in ihrem Tun und Lassen fehlt, um sehr interessant zu sein. Ich habe nur einige Divertissements gesehen.

Unter den Particuliers hat sich viel Liebe zur Musik erhalten, und es ist manche Familie, die sich im stillen mit Klavier und Gesang sehr gut unterhält. Alle sprechen mit Entzücken von jenen brillanten Zeiten, in denen sich ihr Geschmack zuerst gebildet, und verabscheuen deutsche Musik und Gesang.

Bildhauer und Maler schickte der Herzog, wenn sie gewissermaßen vorbereitet waren, nach Paris und Rom. Es haben sich vorzügliche Männer gebildet, die zum Teil hier sind, zum Teil sich noch auswärts befinden. Auch unter Liebhaber hat sich die Lust des Zeichnens, Malens und Bossierens verbreitet; mehr oder weniger bedeutende Sammlungen von Gemälden und Kupferstichen sind entstanden, die ihren Besitzern eine angenehme Unterhaltung, eine geistreiche Kommunikation mit andern Freunden gewähren.

Sehr auffallend ist es, daß der Herzog gerade die Kunst, die er am meisten brauchte, die Baukunst, nicht auf eben die Weise in jungen Leuten beförderte und sich die so nötigen Organe bildete; denn es ist mir keiner bekannt, der auf Baukunst gereist wäre. Wahrscheinlich begnügte er sich mit Subjekten, die er um sich hatte und gewohnt war, und mochte durch sie seine eignen Ideen gern mehr oder weniger ausgeführt sehen. Dafür kann man aber auch bei allem, was in Ludwigsburg, Stuttgart und Hohenheim geschehen ist, nur das Material, das Geld, die Zeit, so wie die verlorne Kraft und Gelegenheit, was Gutes zu machen, bedauern. Ein Saal, der jetzt in Arbeit ist, verspricht endlich einmal geschmackvoll verziert zu werden. Isopi, ein trefflicher Ornamentist, den der Herzog kurz vor seinem Tode von Rom verschrieb, führt die Arbeit nach Zeichnungen von Thouret aus. Dieses ist ein junger lebhafter Maler, der sich aber mit viel Lust auf Architektur gelegt hat.

Das Kupferstechen steht wirklich hier auf einem hohen Punkte; Professor Müller ist einer der ersten Künstler in dieser Art und hat eine ausgebreitete Schule, die, indem er nur große Arbeiten unternimmt, die geringern buchhändlerischen Bedürfnisse, unter seiner Aufsicht, befriedigt. Professor Leybold, sein Schüler, arbeitet

gleichfalls nur an größeren Platten und würde an einem andern Orte, in Absicht der Wirkung auf eine Schule, das bald leisten, was Professor Müller hier tut.

Übersieht man nun mit einem Blicke alle diese erwähnten Zweige der Kunst und andere, die sich noch weiter verbreiten, so überzeugt man sich leicht, daß nur bei einer so langen Regierung und einer eignen Richtung eines Fürsten diese Ernte gepflanzt und ausgesäet werden konnte; ja man kann wohl sagen: daß die spätern und bessern Früchte jetzo erst zu reifen anfangen. Wie schade ist es daher, daß man gegenwärtig nicht einsieht, welch ein großes Kapital man daran besitzt, mit wie mäßigen Kosten es zu erhalten und weit höher zu treiben sei. Aber es scheint niemand einzusehen, welchen hohen Grad von Wirkung die Künste in Verbindung mit den Wissenschaften, Handwerk und Gewerbe in einem Staate hervorbringen. Die Einschränkungen, die der Augenblick gebietet, hat man von dieser Seite angefangen und dadurch mehrere gute Leute mißmutig und zum Auswandern geneigt gemacht.

Vielleicht nutzt man an andern Orten diese Epoche und eignet sich, um einen leidlichen Preis, einen Teil der Kultur zu, die hier durch Zeit, Umstände und große Kosten sich entwickelt hat.

Eigentliche wissenschaftliche Richtung bemerkt man in Stuttgart wenig; sie scheint mit der Karls-Akademie, wo nicht verschwunden, doch sehr vereinzelt worden zu sein.

Den preußischen Gesandten Madeweiß besuchte ich und sah bei ihm ein paar sehr schöne Bilder, die dem Legationsrat Abel, der gegenwärtig in Paris ist, gehören. Die Sammlung dieses Mannes, der für sich und seine Freunde sehr schätzbare Gemälde aus dem französischen Schiffbruch zu retten gewußt hat, ist aus Furcht vor

den Franzosen in den Häusern seiner Freunde zerstreut, wo ich sie nach und nach aufgesucht habe.

Den sehr korpulenten Erbprinzen sah ich in der Komödie; eine schwarze Binde, in der er den vor kurzem auf der Jagd gebrochnen Arm trug, vermehrte noch sein Volum. Die Erbprinzeß ist wohlgebaut und hat ein verständiges gefälliges Ansehen, ihr Betragen, sowohl nach innen als nach außen, muß, wie ich aus den Resultaten bemerken konnte, äußerst klug und den Umständen gemäß sein. Der regierende Herzog scheint, nach dem Schlagflusse, der ihn im Juli des vorigen Jahres betraf, nur noch so leidlich hinzuleben. Die Wogen des Landtags haben sich gelegt, und man erwartet nun, was aus der Infusion sich nach und nach präzipitieren wird.

Ich machte in guter Gesellschaft den Weg nach Cannstatt und Neckarrems, um das Lager von den ungefähr 25000 Mann Österreichern zu sehen, das zwischen Hochberg und Mühlhausen steht und den Neckar im Rücken hat; es geht darin, wie natürlich, alles sauber und ordentlich zu.

Darnach sah ich auch Hohenheim mit Aufmerksamkeit, indem ich einen ganzen Tag dazu anwendete. Das mit seinen Seitengebäuden äußerst weitläufige Schloß und der mit unzähligen Ausgeburten einer unruhigen und kleinlichen Phantasie übersäete Garten gewähren, selbst im einzelnen, wenig Befriedigendes; nur hier und da findet man etwas, das, besser behandelt, eine gute Wirkung hervorgebracht haben würde.

Einen tätigen Handelsmann, gefälligen Wirt und wohl unterrichteten Kunstfreund, der viel Talent in eignen Arbeiten zeigt und den Namen Rapp führt, fand ich in Stuttgart und bin ihm manchen Genuß und Belehrung schuldig geworden. Professor Dannecker ist, als Künstler und Mensch, eine herrliche Natur und würde

in einem reichern Kunstelemente noch mehr leisten als hier, wo er zu viel aus sich selbst nehmen muß.

So ging ich denn endlich von Stuttgart ab, durch eine zwar noch fruchtbare, doch um vieles rauhere Gegend, und bin nun am Fuße der höhern Berge angelangt, welche schon verkündigen, was weiterhin bevorsteht. Ich habe hier schon den größern Teil von Professoren kennen gelernt und mich auch in der schönen Gegend umgesehen, die einen doppelten Charakter hat, da Tübingen auf einem Bergrücken zwischen zwei Tälern liegt, in deren einem der Neckar, in dem andern die Ammer fließt.

Wie auslöschlich die Züge der Gegenstände im Gedächtnis seien, bemerke hier mit Verwunderung, indem mir doch auch keine Spur vom Bilde Tübingens geblieben ist, das wir doch auch, auf jener sonderbaren und angenehmen ritterlichen Expedition, vor so viel Jahren, berührten.

Die Akademie ist hier sehr schwach, ob sie gleich verdienstvolle Leute besitzen und ein ungeheures Geld auf die verschiednen Anstalten verwendet wird; allein die alte Form widerspricht jedem fortschreitenden Leben, die Wirkungen greifen nicht in einander, und über der Sorge, wie die verschiedenen Einrichtungen im alten Gleise zu erhalten seien, kann nicht zur Betrachtung kommen, was man ehemals dadurch bewirkte und jetzt auf andere Weise bewirken könnte und sollte. Der Hauptsinn einer Verfassung wie die württembergische bleibt nur immer: die Mittel zum Zwecke recht fest und gewiß zu halten, und eben deswegen kann der Zweck, der selbst beweglich ist, nicht wohl erreicht werden.

---

## Über Glasmalerei.

### Fortsetzung.

In dem Chor der Tübinger Kirche befinden sich bunte Fenster, welche ich beobachtete und folgende Bemerkungen machte:

*Den Grund betreffend.* Derselbe ist bräunlich, scheint gleich aufgetragen zu sein und in einem trocknen Zustande mit Nadeln ausgerissen. Bei den hohen Lichtern ist der Grund scharf weggenommen, die übrige Haltung aber mit kleinen Strichlein hervorgebracht, wie man auf einem dunklen Grund mit Kreide höhen würde. Auf diese Weise ist die Haltung hervorgebracht, und das Bild ist auf der Seite, die nach innen gekehrt ist. Der Grund ist rauh und unschmelzbar und muß durch ein großes Feuer in das Glas gebrannt sein; die feinsten Nadelzüge stehen in ihrer völligen Schärfe da; es konnte damit auf weißen und allen andern Gläsern operiert werden. Hier sind Vögel und Tierarten auf gelbem Grunde mit unglaublicher Geschicklichkeit radiert. Sowohl die Umrisse als die tiefsten Schatten scheinen mit dem Pinsel gemacht zu sein, so daß der erste Grund doch gleichsam schon als eine starke Mitteltinte anzusehen ist.

*Die Färbung betreffend.* Man kann hierüber bei den Tübinger Scheiben wenig lernen, weil sie äußerst zusammengesetzt sind. Sie haben zwar sehr gelitten und sind mitunter höchst ungeschickt geslickt; aber man sieht doch, daß sie gleich von Anfange aus sehr kleinen Stücken zusammengesetzt waren, z. B. selbst die einzelnen Teile eines Harnisches, der doch völlig einfärbig ist.

Wenn hier auf einem Glas zwei, ja drei Farben vorkommen, so ist es durch das Ausschleifen geleistet. Es sieht sehr gut aus, wenn eine weiße Stickerei auf

einem farbigen Kleide ausgeschliffen ist. Dieses Ausschleifen ist vorzüglich bei Wappen gebraucht. Die weiße Wäsche neben den Gewändern so auszuschleifen, würde einen sehr guten Effekt tun. Durch dieses Mittel können z. B. viererlei Farben auf einmal dargestellt werden, ja mehrere. Eine Purpurschicht wird auf ein weißes Glas geschmolzen, das Schwarze wird auf den Purpur gemalt, das übrige wird herausgeschliffen, und man kann auf der Rückseite des Weißen wieder Farben anbringen, welche man will. Sehr dünner Purpur tut einen herrlichen Effekt und würde bei dem geschmackvollsten Kolorit seinen Platz gehörig einnehmen. Eben so könnte Gelb auf Purpur geschmolzen und eine Farbe ausgeschliffen werden.

Das Schwarze habe ich hier auf der innern Seite sehr dicht aufgemalt gesehen. Es sind auf diese Weise teils die schwarzen Teile der Wappen, teils große Zieraten auf farbige Scheiben aufgetragen.

Zu Holz, Stein und anderem Nebenwesen gibt es sehr artige Töne, die aus dem Grünen, Roten, Gelben und Violetten ins Braune spielen. Man müßte damit, bei geschmackvollerer Malerei, seine Gründe sehr sanft halten können.

Die Fleischfarbe ist nun freilich am wenigsten gut, sie steigt vom Gelben bis zum Rotgelben; ja ich habe an Nebenfiguren ein violettlich Braun bemerkt. Wollte man überhaupt wieder etwas in dieser Art versuchen, so müßte man sich einen gewissen Stil machen und nach den mechanischen Möglichkeiten die Arbeiten behandeln.

Die Hauptfarben sind alle da, und zwar in ihrer höchsten Energie und Sattheit.

Ein Dunkelblau ist fürtrefflich. Ein Hellblau scheint neuer. Eine Art von Stahlblau, vielleicht von hinten durch eine graue Schmelzfarbe hervorgebracht. Gelb, vom Hellsten bis ins Orange, ja Ziegelrot. Smaragd=

grün, Gelbgrün. Violett, und zwar ein blauliches und ein rötliches, beides sehr schön. Purpur in allen Tönen, des hellen und dunklen, von der größten Herrlichkeit.

Diese Hauptfarben können, wie schon oben gesagt, wenn man wollte, getönt werden, und man müßte nicht allein diese lebhafte und heftige, sondern auch eine angenehme Harmonie hervorbringen können.

(Nachtrag.)

In der Bibliothek zu Einsiedeln konnte ich bemerken, daß das farbige Glas in dem Falle des doppelten Glases nicht weggeschliffen, sondern mit dem Diamant weggekratzt war.

In Zug, Wirtshaus zum Ochsen, wo sich schöne, eigentlich gemalte Scheiben befinden, bemerkte ich eine Farbe, die sich dem Purpur näherte, eigentlich aber nur eine Granat- oder Hyazinthfarbe war. Man sah daraus, daß sie alles versucht hatten, um den Purpur in diesen Fällen zu ersetzen.

---

Den 12. September.

Früh Expedition nach Weimar. Machten mir Professor Ploucquet und Majer den Besuch. Mittags Professor Abel. Regnichter Tag. Nach Tische auf der Bibliothek, fand den Antonius de Dominis, sodann zu Professor Schnurrer. Abends bei Professor Majer, wo gegenwärtig waren:

Herr und Frau Geh. Legationsrat Kaufmann, wegen des Erzherzogs hier,

Herr Kammerherr von der Lühe } wegen des<br>
Herr von Reuschach } Hofgerichts

Herr Oberleutnant .... blessiert.

War eine bestimmtere Nachricht von den Veränderungen in Paris vom 4. September angekommen.

---

Den 13. September.

Früh die Souvenirs de mon voyage à Paris von Meister hinausgelesen. Auszug aus dem Antonius de Dominis, dann mit Professor Schnurrer im Seminario. Zu Mittag Herr Zahn. Nach Tische kamen Hofrat Gmelin und Professor Tafinger, auch Dr. Gmelin. Ich ging, den Erzherzog ankommen zu sehen, der im Collegio Illustri abstieg. Graf Bellegarde war bei ihm. Mit Herrn Cotta nachher spazieren an dem Mühlbache im Ammertale hinauf, dann über die Weinbergshöhen und wieder zurück.

---

Den 14. September.

Früh den Auszug des de Dominis geendigt. Ordnung gemacht. Zu Geheimerat von Seckendorf. Professor Kielmeyer traf ich nicht an. Mittag speiste Sekretär Weber mit. Nach Tische kamen Professor Majer und Gmelin. Sodann ging ich mit Herrn Cotta zu Professor Storr, der uns sein Naturalienkabinett, welches im Institute steht, sehen ließ. Er hat durch den Ankauf des Pasquaytischen Kabinetts in Frankfurt vor ungefähr 16 Jahren eine große Acquisition gemacht und ist besonders an Madreporen, Milleporen, Muscheln und andern Seeprodukten reich. Auf seiner Schweizerreise hat er schöne Mineralien gesammelt und durch seine Konnexionen in Norden, besonders mit Spengler in Kopenhagen, der auch Pasquay viel geschafft hatte, wichtig vermehrt. Das Mineralienkabinett steht in einem Türmchen des Gebäudes und nicht so gut als der übrige zoologische Teil.

---

## An Schiller.

Tübingen, den 14. September.

Seit dem 4. September, an dem ich meinen letzten Brief abschickte, ist es mir durchaus recht gut gegangen. Ich blieb in Stuttgart noch drei Tage, in denen ich noch manche Personen kennen lernte und manches Interessante beobachtete. Als ich bemerken konnte, daß mein Verhältnis zu Rapp und Dannecker im Wachsen war und beide manchen Grundsatz, an dem mir theoretisch so viel gelegen ist, aufzufassen nicht abgeneigt waren, auch von ihrer Seite sie mir manches Angenehme, Gute und Brauchbare mitteilten, so entschloß ich mich, ihnen den Hermann vorzulesen, das ich denn auch in einem Abend vollbrachte. Ich hatte alle Ursache, mich des Effekts zu erfreuen, den er hervorbrachte, und es sind uns allen diese Stunden fruchtbar geworden.

Nun bin ich seit dem 7. in Tübingen, dessen Umgebungen ich die ersten Tage, bei schönem Wetter, mit Vergnügen betrachtete und nun eine traurige Regenzeit durch geselligen Umgang um ihren Einfluß betrüge. Bei Herrn Cotta habe ich ein heiteres Zimmer und, zwischen der alten Kirche und dem akademischen Gebäude, einen freundlichen, obgleich schmalen Ausblick ins Neckartal. Indessen bereite ich mich zur Abreise, und meinen nächsten Brief erhalten Sie von Stäfa. Meyer ist sehr wohl und erwartet mich mit Verlangen. Es läßt sich gar nicht berechnen, was beiden unsere Zusammenkunft sein und werden kann.

Je näher ich Herrn Cotta kennen lerne, desto besser gefällt er mir. Für einen Mann von strebender Denkart und unternehmender Handelsweise hat er so viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, so viel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er mir eine seltne Erscheinung ist. Ich habe mehrere

von den hiesigen Professoren kennen lernen, in ihren Fächern, Denkungsart und Lebensweise sehr schätzbare Männer, die sich alle in ihrer Lage gut zu befinden scheinen, ohne daß sie grade einer bewegten akademischen Zirkulation nötig hätten. Die großen Stiftungen scheinen den großen Gebäuden gleich, in die sie eingeschlossen sind; sie stehen wie ruhige Kolossen auf sich selbst gegründet und bringen keine lebhafte Tätigkeit hervor, die sie zu ihrer Erhaltung nicht bedürfen.

Sonderbar hat mich hier eine kleine Schrift von Kant überrascht, die Sie gewiß auch kennen werden: Verkündigung des nahen Abschlusses eines Traktats zum ewigen Frieden in der Philosophie; ein sehr schätzbares Produkt seiner bekannten Denkart, das so wie alles, was von ihm kommt, die herrlichsten Stellen enthält, aber auch in Komposition und Stil Kantischer als Kantisch. Mir macht es großes Vergnügen, daß ihn die vornehmen Philosophen und die Prediger des Vorurteils so ärgern konnten, daß er sich mit aller Gewalt gegen sie stemmt; indessen tut er doch, wie mir scheint, Schlossern Unrecht, daß er ihn einer Unredlichkeit, wenigstens indirekt, beschuldigen will. Wenn Schlosser fehlt, so ist es wohl darin, daß er seiner innern Überzeugung eine Realität nach außen zuschreibt, und kraft seines Charakters und seiner Denkweise zuschreiben muß; und wer ist in Theorie und Praxis ganz frei von dieser Anmaßung? Zum Schlusse lasse ich Ihnen noch einen kleinen Scherz abschreiben; machen Sie aber noch keinen Gebrauch davon. Es folgen auf diese Introduktion noch drei Lieder in deutscher, französischer und spanischer Art, die zusammen einen kleinen Roman ausmachen.

---

Den 15. September.

Früh Absendung nach Weimar. Überlegung, ob nicht die Lieder von der Müllerin zu einer Operette Anlaß geben könnten. Promenade ins Neckartal. Mittags Professor Majer. Verschiednes über die thüringischen, kielischen, württembergischen Verhältnisse. Nach Tische Spittlers Nebeninstruktion gelesen, dann auf den Turm, die Gegend noch einmal zu übersehen.

Gelegentlich durchzudenken und aufzusetzen.

1. Schema von einer vollständigen, doch im Personal eingeschränkten Kunstakademie.
2. Schema von Kunst und Handwerk, bezüglich auf die innere Dekoration eines Schlosses.
3. Über das Darzustellende oder über die Gegenstände, welche die verschiednen Künste bearbeiten können und sollen.
4. Über die Behandlung der verschiednen Gegenstände durch die verschiednen Künste, je nachdem die Mittel und Zwecke dieser letzten verschieden sind.
5. Von der sinnlichen Stellung oder Zusammenstellung der Teile.
6. Von den verschiednen Darstellungen bezüglich auf ihren tiefern Gehalt und Wirkung.

   Nackte Darstellungen.
   Repräsentative.
   Symbolische.
   Allegorische.

---

## Von Tübingen nach Schaffhausen

Den 16. September.

Früh 4 Uhr aus Tübingen. Im Grunde der Steinlach, welche rechts blieb. Dußlingen im Grunde, auf

den Höhen Feldbau. Durch ein Ende von Dußlingen geht die Chaussee, links Nehren, rechts Ofterdingen, in einiger Entfernung links höhere, mit Wald bewachsne Berge, mehr Wiesewachs. Links ein altes Schloß, Wiesen und Weide. Sobald man aus dem Württembergischen kommt, schlechter Weg, links auf dem ganzen Wege hat man Berge, an deren Fuß sich ein Tal bildet, in welchem die Steinlach hinfließt. Hechingen zum Teil im Grunde, ein Teil der Stadt mit dem Schlosse auf der Anhöhe. Links weiter unten zwischen Wiesen und Feldern ein Kloster, hinter dem Zwischenraume Hohenzollern auf dem Berge, die Ansicht bei der Einfahrt in Hechingen sehr schön. Auf der Brücke seit langer Zeit der erste heilige Nepomuk; war aber auch wegen der schlechten Wege nötig. Ich kam um 7½ Uhr an. Sehr schöne Kirche. Betrachtung über die Klarheit der Pfaffen in ihren eignen Angelegenheiten und die Dumpfheit, die sie verbreiten. Beinahe könnte man's von Philosophen umgekehrt sagen, die einzige richtige Wirkung des Verbreitungsgewerbes.

Von Hechingen hinaus schöne Gärten und Baumstücke, schöne Pappelanlagen, abhängige Wiesen und freundliches Tal. Nach dem Schloß Hohenzollern zu schöne weite Aussicht. Die Berge links gehen immer fort so wie das Tal zu ihren Füßen. Wessingen. Auf der Chaussee, wie auch schon eine Weile vorher, sehr dichter, inwendig blauer Kalkstein mit splittrig muschlichem Bruche, fast wie der Feuerstein. Steinhofen. Eine hübsche Kirche auf der Höhe. Hier und in einigen Dörfern vorher war bei den Dorfbrunnen eine Art von Herd eingerichtet, auf dem das Wasser zum Waschen auf der Stelle heiß gemacht wird. Der Feldbau ist überhaupt der einer rauheren Gegend, man sah noch viel Kartoffeln, Hanf, Wiesen und Triften. Engstlatt

zwischen angenehmen Hügeln im Grunde, seitwärts Berge.

Balingen. Gleichfalls eine schöne Gegend; links in einiger Entfernung hohe waldige Berge, bis an deren steilern Fuß sich fruchtbare Hügel hinauf erstrecken. Angekommen um 10 Uhr. Der Ort liegt zwischen fruchtbaren, mehr oder weniger steilen, zum Teil mit Holz bewachsnen Hügeln und hat in einiger Entfernung gegen Südost hohe holzbewachsne Berge. Die Eyach fließt durch schöne Wiesen. Diese erst beschriebne Gegend sah ich auf einem Spaziergange hinter Balingen. Hohenzollern ist rückwärts noch sichtbar. Die Eyach läuft über Kalkfelsen, unter denen große Bänke von Versteinerungen sind. Der Ort selbst wäre nicht übel, er ist fast nur eine lange und breite Straße; das Wasser läuft durch, und stehen hin und wieder gute Brunnen, aber die Nachbarn haben ihre Misthaufen in der Mitte der Straße am Bach, in den alle Jauche läuft und woraus doch gewaschen und zu manchen Bedürfnissen unmittelbar geschöpft wird. An beiden Seiten an den Häusern bleibt ein notdürftiger Platz zum Fahren und Gehen. Beim Regenwetter muß es abscheulich sein. Überdies legen die Leute, wegen Mangel an Raum hinter den Häusern, ihren Vorrat von Brennholz gleichfalls auf die Straße, und das Schlimmste ist, daß nach Beschaffenheit der Umstände fast durch keine Anstalt dem Übel zu helfen wäre. Endingen. Man behält die Berge noch immer links. Erzingen. Feldbau. Dotternhausen. Bis dahin schöne schwarze Felder, scheinen aber feucht und quellig. Hinter dem Ort kommt man dem Berge näher. Schömberg. Starker Stieg, den vor einigen Jahren ein Postwagen hinunter rutschte. Der Ort ist schmutzig und voller Mist; er ist wie Balingen als Städtchen enge gebaut und in Mauern gezwängt und wird von Güter-

besitzern bewohnt, die nun keine Höfe haben. Man findet auf der Höhe wieder eine ziemliche Fläche, wo Acker und Weide ist; man schaffte den Hafer hier erst hinein. Man kommt immer höher, es zeigen sich Fichten, große flache Weidplätze, dazwischen Feldbau. Man kommt an einen einzelnen Hof. Das Terrain fällt gegen Mittag, die Wasser fließen aber noch immer nach dem Neckar zu; es kommen mehr Fichtenwäldchen. Wellendingen. Wir hielten um 3 Uhr an. Muschelkalkbänke mit Versteinerungen, starker Stieg gegen Frittlingen. Boden und Kultur wird etwas besser, eine fruchtbare, mehr oder weniger sanfte Tiefe. Links liegt Aldingen. Roter Thon, darunter Sandstein von dem weißen mit der Porzellanerde. Kultur auch der undankbarsten Felder, Bergrücken und ehemaligen Triften. Man kommt auf eine schöne Fläche und fühlt, daß man hoch ist. Man wendet sich durch Aldingen; es ist ein heitrer, weitläufig gebauter Ort, links Gebirghöhen, worauf ein Schlößchen liegt. Hofen, Spaichingen, Balgheim. Man hat die höchste Höhe erreicht.

Riedheim. Die Wasser fallen der Donau zu. Wurmlingen. Man fährt durch ein enges Tal hinabwärts. Es ward Nacht. 8 ½ in Tuttlingen.

---

Den 17. September.

Von Tuttlingen um 7 Uhr. Der Nebel war sehr stark; ich ging noch vorher, die Donau zu sehen. Sie scheint schon breit, weil sie durch ein großes Wehr gedämmt ist. Die Brücke ist von Holz und, ohne bedeckt zu sein, mit Verstand auf die Dauer konstruiert; die Tragewerke liegen in den Lehnen, und die Lehnen sind mit Brettern verschlagen und mit Schindeln gedeckt. Hinter Tuttlingen geht es gleich anhaltend bergauf.

Kalkstein mit Versteinerungen. Gute und wohlfeile Art einer Lehne am Wege: viereckt längliche Löcher in starke Hölzer eingeschnitten, lange dünne Stämme getrennt und durchgeschoben; wo sich zwei einander mit dem obern und untern Ende berühren, werden sie verkeilt.

Der Nebel sank in das Donautal, das wie ein großer See, wie eine überschneite Fläche aussah, indem die Masse ganz horizontal und mit fast unmerklichen Erhöhungen niedersank. Oben war der Himmel völlig rein.

Überhaupt muß man alle württembergischen Anstalten von Chausseen und Brücken durchaus loben.

Man steigt so hoch, daß man mit dem Rücken der sämtlichen Kalkgebirge, zwischen denen man bisher durchfuhr, beinah gleich zu sein scheint. Die Donau kommt von Abend her geflossen, man sieht weit in ihr Tal hinauf, und wie es von beiden Seiten eingeschlossen ist, so begreift man, wie ihr Wasser weder südwärts nach dem Rhein noch nordwärts nach dem Neckar fallen könne. Man sieht auch ganz hinten im Grunde des Donautals die Berge quer vorliegen, die sich an der rechten Seite des Rheins bei Freiburg hinziehen und den Fall der Wasser nach Abend gegen den Rhein zu verhindern.

Die neue Saat des Dinkels stand schon sehr schön; man säet hier früh, weil es auf den Höhen zeitig einwintert.

Es tut sich die Aussicht auf, links nach dem Bodensee und nach den Bergen von Graubünden, vorwärts nach Hohentwiel, Thaingen und dem Fürstenbergischen. Man hat das Donautal nunmehr rechts und sieht jenseits desselben die Schlucht, durch die man herunter gekommen; man erkennt sie leicht an dem Schlößchen, das über Aldingen liegt.

Die Straße wendet sich gegen Abend. Nachdem

man lange kein Dorf gesehen, sieht man in einem breiten fruchtbaren Tal, dessen Wasser nach dem kleinern Bodensee zufallen, Haltingen liegen, einen Ort, zu dem man sich denn auch südwärts wieder hinunter wendet. Die Ansicht ist sehr interessant und vorschweizerisch. Hinten charakteristische, mit Wald bewachsne Berge, an deren sanftern Abhängen Fruchtbau sich zeigt; dann im Mittelgrunde lange, über Hügel und Täler sich erstreckende Waldungen, zunächst wieder wohlgebautes Feld.

Hier, so wie schon drüben über der Donau, viele abgerundete Geschiebe, aber alles Kalk, wie die Felsen selbst. Man denkt sich, wie durch die ehemaligen Brandungen, Meerströme und Strudel die losgewordnen Teile der Gebirge an ihrem Fuße abgerundet worden. Hinter Haltingen guter Boden, anfangs stark mit Steinen gemischt, nachher weniger und dann meist rein. Einiges schien Neubruch und war es auch, denn die Äcker bleiben neun Jahre als Wiese liegen und werden dann wieder andere neun Jahre benutzt. Einige Steinbrüche zum Behuf der Chausse zeigen, daß der Kalkfels nicht tief unter der fruchtbaren Erde liegt.

Man kommt durch gemischte Waldungen über Hügel und Täler, es geht einen starken Stieg hinunter, und angenehme Waldtäler setzen fort.

Wir fanden eine Pflanze, bei der, außer ihrer Gestalt, merkwürdig ist, daß viele Insekten aller Art sich in ihren Samenkapseln nähren. Attich mit reifen Früchten zeigte sich auch. Ein Holzschlag. Kohlenmeiler. Gentianen. Das waldige Tal geht neben einem Wiesengrunde angenehm fort; Schneidemühlen, einiger Fruchtbau. Astrantia. Epilobium. Gentianen in ganzen Massen. Kampaneln dazwischen. Antirrhinum. Frage, ob die Gentianen und andern Blumen nicht auch schon im Frühjahr geblüht haben.

Kleines, ziemlich steiles ehemaliges Waldamphitheater, auf dem die Stöcke der abgehauenen Bäume noch stehen, zum Kartoffelfelde mühsam umgearbeitet. Das Tal verbreitert sich, und alle Lehden sind wo möglich zum Feldbau umgearbeitet.

Man nähert sich Engen. Ein charakteristischer, obgleich ganz bewachsner Berg mit einem alten Schlosse zeigt sich rechts; ein kleiner Ort, der unmittelbar vor Engen liegt, ist den 8. Oktober 1796 von den Franzosen zum Teil abgebrannt worden. Das Städtchen selbst liegt auf einem Hügel, gedachtem Berg gegenüber. Wir kamen um 11 Uhr an und rasteten.

Von Morgen her gesehen gibt Engen ein artig topographisches Bild, wie es unter dem bedeutenden Berge auf einem Hügel sich ins Tal verliert. Die Bürger des Orts taten auf dem Rückzuge, in Verbindung mit den Kaiserlichen, den Franzosen Abbruch; diese letztern, als sie doch die Oberhand behielten, verbrannten mehrere Häuser vor der Stadt und bedrohten die Stadt selbst mit einem gleichen Schicksal. Ich sah daselbst eine sehr gut gekleidete kaiserliche Garnison, in der Nähe ein starkes aufgefahrnes Proviantfuhrwesen und erbärmlich gekleidete Kranke.

Um 12 Uhr fuhren wir ab. Vor der Stadt erschien wieder Weinbau. Schon oben bei dem Städtchen hatte ich die ersten Geschiebe des Gesteins von Quarz und Hornblende gefunden. Nußbäume zeigen sich wieder, schöne Wiesen und Baumstücke. Links ein artig Dorf an einer Höhe hinter einer flachen Wiese. Es öffnet sich eine schöne fruchtbare Fläche im Tal, die höheren Felsen scheinen nunmehr eine andere Steinart zu sein, um die sich der Kalkstein herumlegt. Viel weiße Rüben werden gebaut. Man kommt nach Welschingen, einem leidlichen Ort. Man steigt wieder stark bis gegen Weiter-

dingen. Es finden sich hier viel Geschiebe von farbigem Quarz mit weißen Adern, roter Jaspis, Hornblende in Quarz.

Man übersieht nunmehr von Engen das schöne Tal rückwärts. In den fruchtbaren Feldern liegen weitläufige Dörfer, und jener steile Berg zeigt sich nun in seiner Würde an der linken Seite.

Vorwärts liegt Hohentwiel, hinten die Graubünder Berge im Dunste am Horizonte kaum bemerklich.

Man kommt durch Weiterdingen. Links ein sehr schönes Wiesental, über demselben Weinbau. Auf eben der Seite liegt Hohentwiel; man ist nunmehr mit dieser Festung in gleicher Linie und sieht die große Kette der Schweizer Gebirge vor sich.

Hilzingen liegt in einem weiten Tale zwischen fruchtbaren Hügeln, Feldbau, Wiesewachs und Weinberg umher.

Die Pässe wurden daselbst von einem österreichischen Wachmeister unterzeichnet, und der Amtschreiber stellte einen Kautionsschein aus, daß die Pferde wiederkommen würden.

Man steigt lange und sieht immer das Tal von Hilzingen hinter und neben sich, so wie Hohentwiel.

Sie nennen hier zu Lande einen Hemmschuh nicht ungeschickt einen Schleiftrog.

Ebringen. Nun geht es weiter über verschiedne fruchtbare Hügel; die höhern Berge sind mit Wald und Büschen besetzt. Viel Weinbau am Fuße eines Kalkfelsens; meist blaue Trauben, hingen sehr voll. Thaingen, der erste schweizerische Ort, guter Wein. Müller, Gastwirt zum Adler.

Herblingen. Starker Weinbau. Fruchtfeld. Wald links.

Kalkstein, mit einem muschlichen Bruche, fast feuersteinartig.

Vor Schaffhausen alles umzäunt, die Besitzungen immer abgeteilt und gesichert, alles scheint Gartenrecht zu haben und hat es auch. Die Stadt selbst liegt in der Tiefe, ein schmaler angenehmer Wiesengrund zieht sich hinab, man fährt rechts und hat auf derselben Hand Gartenhäuser und Weinberge neben sich. Links ist der Abhang mehr oder weniger steil. Bei einem großen Hause, das unten steht, geht man durch eine Brücke zum Dach hinein. Höchst anmutige Abwechslung von großen und kleinen Gärten und Höfen. Man sieht das Schloß vor sich. Die Gartenhäuser vermehren sich und werden ansehnlicher. Nach der Stadt zu steigen die Weinberge weit hinauf; links wird der Abhang nach dem kleinen Tale zu sanfter.

---

## Schaffhausen und der Rheinfall

In der menschlichen Natur liegt ein heftiges Verlangen, zu allem, was wir sehen, Worte zu finden, und fast noch lebhafter ist die Begierde, dasjenige mit Augen zu sehen, was wir beschreiben hören. Zu beidem wird in der neuern Zeit besonders der Engländer und der Deutsche hingezogen. Jeder bildende Künstler ist uns willkommen, der uns eine Gegend vor Augen stellt, der die handelnden Personen eines Romans oder eines Gedichts, so gut oder schlecht, als er es vermag, sichtlich vor uns handeln läßt. Eben so willkommen ist aber auch der Dichter oder Redner, der durch Beschreibung in eine Gegend uns versetzt, er mag nun unsere Erinnerung wieder beleben oder unsere Phantasie auf-

regen; ja wir erfreuen uns sogar, mit dem Buche in der Hand eine wohlbeschriebne Gegend zu durchlaufen; unserer Bequemlichkeit wird nachgeholfen, unsere Aufmerksamkeit wird erregt, und wir vollbringen unsere Reise in Begleitung eines unterhaltenden und unterrichtenden Gesellschafters.

Kein Wunder also, daß in einer Zeit, da so viel geschrieben wird, auch so manche Schrift dieser Art erscheint; kein Wunder, daß Künstler und Dilettanten in einem Fache sich üben, dem das Publikum geneigt ist.

Als eine solche Übung setzen wir die Beschreibung des Wasserfalls von Schaffhausen hierher, ohne sie von den kleinen Bemerkungen eines Tagebuchs zu trennen. Jenes Naturphänomen wird noch oft genug gemalt und beschrieben werden, es wird jeden Beschauer in Erstaunen setzen, manchen zu einem Versuch reizen, seine Anschauung, seine Empfindung mitzuteilen, und von keinem fixiert, noch weniger erschöpft werden.

---

Schaffhausen, den 17. September, Abends.

Im Gasthof zur Krone gutes Zimmer. Kupfer, Geschichte der traurigen Epoche Ludwigs XVI. Betrachtung dabei weiter auszuführen.

An der Table d'hote Emigranten: Dame, Gräfin, Condéische Offiziere, Pfaffen, Oberst Landolt.

Bemerkung eines gewissen stieren Blicks der Schweizer, besonders der Zürcher.

---

Den 18. September, früh.

Um 6½ Uhr ausgefahren. Grüne Wasserfarbe, Ursache derselben.

Nebel, der die Höhen einnahm. Die Tiefe war klar,

man sah das Schloß Laufen halb im Nebel. Der Dampf des Rheinfalls, den man recht gut unterscheiden konnte, vermischte sich mit dem Nebel und stieg mit ihm auf.

Gedanke an Ossian. Liebe zum Nebel bei heftig-innern Empfindungen.

Uwiesen, ein Dorf. Weinberge, unten Feld.

Oben klärte sich der Himmel langsam auf, die Nebel lagen noch auf den Höhen.

Laufen. Man steigt hinab und steht auf Kalkfelsen.

Teile der sinnlichen Erscheinung des Rheinfalls, vom hölzernen Vorbau gesehen. Felsen, in der Mitte stehende, von dem höhern Wasser ausgeschliffne, gegen die das Wasser herabschießt. Ihr Widerstand, einer oben und der andere unten, werden völlig überströmt. Schnelle Wellen-Locken, Gischt im Sturz, Gischt unten im Kessel, siedende Strudel im Kessel.

Der Vers legitimiert sich:

Es wallet und siedet und brauset und zischt pp.

Wenn die strömenden Stellen grün aussehen, so erscheint der nächste Gischt leise purpur gefärbt.

Unten strömen die Wellen schäumend ab, schlagen hüben und drüben ans Ufer, die Bewegung verklingt weiter hinab, und das Wasser zeigt im Fortfließen seine grüne Farbe wieder.

## Erregte Ideen.

Gewalt des Sturzes. Unerschöpfbarkeit als wie ein Unnachlassen der Kraft. Zerstörung, Bleiben, Dauern, Bewegung, unmittelbare Ruhe nach dem Fall.

Beschränkung durch Mühlen drüben, durch einen Vorbau hüben. Ja es war möglich, die schönste An-

sicht dieses herrlichen Naturphänomens wirklich zu verschließen.

Umgebung. Weinberge, Feld, Wäldchen.

Bisher war Nebel, zu besonderm Glücke und Bemerkung des Details; die Sonne trat hervor und beleuchtete auf das schönste schief von der Hinterseite das Ganze. Das Sonnenlicht teilte nun die Massen ab, bezeichnete alles Vor- und Zurückstehende, verkörperte die ungeheure Bewegung. Das Streben der Ströme gegen einander schien gewaltsam zu werden, weil man ihre Richtungen und Abteilungen deutlicher sah. Stark spritzende Massen aus der Tiefe zeichneten sich beleuchtet nun vor dem feinern Dunst aus, ein halber Regenbogen erschien im Dunste.

Bei längerer Betrachtung scheint die Bewegung zuzunehmen. Das dauernde Ungeheuer muß uns immer wachsend erscheinen; das Vollkommne muß uns erst stimmen und uns nach und nach zu sich hinaufheben. So erscheinen uns schöne Personen immer schöner, verständige verständiger.

Das Meer gebiert ein Meer. Wenn man sich die Quellen des Ozeans dichten wollte, so müßte man sie so darstellen.

Nach einiger Beruhigung verfolgt man den Strom in Gedanken bis zu seinem Ursprung und begleitet ihn wieder hinab.

Beim Hinabsteigen nach dem flächern Ufer Gedanken an die neumodische Parksucht.

Der Natur nachzuhelfen, wenn man schöne Motive hat, ist in jeder Gegend lobenswürdig; aber wie bedenklich es sei, gewisse Imaginationen realisieren zu wollen, da die größten Phänomene der Natur selbst hinter der Idee zurückbleiben.

Ich fuhr über. Der Rheinfall von vorn, wo er

faßlich ist, bleibt noch herrlich, man kann ihn auch schon schön nennen. Man sieht schon mehr den stufenweisen Fall und die Mannigfaltigkeit in seiner Breite; man kann die verschiednen Wirkungen vergleichen, vom Unbändigsten rechts bis zum nützlich Verwendeten links.

Über dem Sturz die schöne Felswand, an der man das Hergleiten des Stromes ahnen kann; rechts das Schloß Laufen. Ich stand so, daß das Schlößchen Wörth und der Damm, der von dort ausgeht, den linken Vordergrund machten. Auch auf dieser Seite sind Kalkfelsen, und wahrscheinlich sind auch die Felsen in der Mitte des Sturzes Kalk.

Schlößchen Wörth. Ich ging hinein, um ein Glas Wein zu trinken.

Alter Eindruck bei Erblickung des Mannes.

Ich sah Trippels Bild an der Wand und fragte, ob er etwa zur Verwandtschaft gehörte. Der Hausherr, der Geltzer heißt, war mit Trippel durch Mütter Geschwisterkind. Er hat das Schlößchen mit dem Lachsfang, Zoll, Weinberg, Holz u. s. w. von seinen Voreltern her im Besitz, doch als Schupflehn, wie sie es heißen. Er muß nämlich dem Kloster, oder dessen jetzigen Successoren, die Zolleinkünfte berechnen, zwei Drittel des gefangenen Lachses einliefern, auf die Waldung Aufsicht führen und daraus nur zu seiner Notdurft schlagen und nehmen; die Nutzung des Weinberges und der Felder gehört ihm zu, und er gibt jährlich überhaupt nur 30 Taler ab. Und so ist er eine Art von Lehenmann und zugleich Verwalter. Das Lehn heißt Schupf-Lehn deswegen, weil man ihn, wenn er seine Pflichten nicht erfüllt, aus dem Lehn herausschieben oder schuppen kann. Er zeigte mir seinen Lehnbrief von Anno 62, der alle Bedingungen mit großer Einfalt und Klarheit enthält. Ein solches Lehn geht auf die Söhne über, wie der gegenwärtige Besitzer

die ältern Briefe auch noch aufbewahrt. Allein im Briefe selbst steht nichts davon, obwohl von einem Regreß an die Erben darin die Rede ist.

Um 10 Uhr fuhr ich bei schönem Sonnenschein wieder hinüber. Der Rhein war noch immer seitwärts von hinten erleuchtet, schöne Licht- und Schattenmassen zeigten sich sowohl von dem Laufenschen Felsen als von den Felsen der Mitte.

Ich trat wieder auf die Bühne an den Sturz heran, und ich fühlte, daß der vorige Eindruck schon verwischt war; es schien gewaltsamer als vorher zu stürmen. Wie schnell sich doch die Nerve wieder in ihren alten Zustand herstellt. Der Regenbogen erschien in seiner größten Schönheit; er stand mit seinem ruhigen Fuß in dem ungeheuern Gischt und Schaum, der, indem er ihn gewaltsam zu zerstören droht, ihn jeden Augenblick neu hervorbringen muß.

### Beobachtungen und Betrachtungen.

Sicherheit neben der entsetzlichen Gewalt.

Durch das Rücken der Sonne noch größere Massen von Licht und Schatten.

Da nun kein Nebel ist, scheint der Gischt gewaltiger, wenn er über den reinen Himmel und die reine Erde hinauffährt.

Die dunkle grüne Farbe des abströmenden Flusses ist auch auffallender.

### Wir fuhren zurück.

Wenn man nun den Fluß nach dem Falle hinabgleiten sieht, so ist er ruhig, seicht und unbedeutend. Alle Kräfte, die sich gelassen successiv einer ungeheuern Wirkung nähern, sind eben so anzusehen. Mir fielen die Kolonnen ein, wenn sie auf dem Marsche sind.

Man sieht nun links über die bebaute Gegend und Weinhügel, mit Dörfern und Höfen belebt und mit Häusern wie besäet. Ein wenig vorwärts Hohentwiel und, wenn ich nicht irre, die vorstehenden Felsen bei Engen und weiter herwärts. Rechts die hohen Gebirge der Schweiz in weiter Ferne hinter den mannigfaltigsten Mittelgründen. Auch bemerkt man hinterwärts gar wohl an der Gestalt der Berge den Weg, den der Rhein nimmt.

In dem Dorf Uwiesen fand ich in der Zimmerarbeit Nachahmung der Mauerarbeit. Was sollen wir zu dieser Erscheinung sagen, da das Gegenteil der Grund aller Schönheit unsrer Baukunst ist!

Auch sah ich wieder Mangold, nahm mir vor, Samen davon mitzunehmen und künftigen Sommer unsern Wieland zu traktieren.

Ich wurde abermals dran erinnert, wie das Sentimentale das Ideal auf einen einzelnen Fall anwendet und deswegen meistens schief ist.

Schaffhausen lag mit seiner Dächermasse links im Tale.

Schaffhäuser Brücke schön gezimmert, höchste Reinlichkeit. In der Mitte einige Sitze, hinter denen die Öffnungen mit Glasfenstern zugeschlossen sind, damit man nicht im Zuge sitze.

Unterm Tore des Wirtshauses fand ich ein paar Franzosen wieder, die ich auch am Rheinfall gesehen hatte. Der eine war wohl damit zufrieden, der andere aber sagte: C'est assez joli, mais pas si joli que l'on me l'avait dit. Ich möchte die Ideen des Mannes und seinen Maßstab kennen.

Bei Tische saß ich neben einem Manne, der aus Italien kam und ein Mädchen von ungefähr 14 Jahren, eine Engländerin namens Dillon, deren Mutter, eine

geborne d'Alston, in Padua gestorben war, nach England zurückführte. Er konnte von der Teurung in Italien nicht genug sagen. Ein Pfund Brot kostet 20 französische Sous und ein Paar Tauben einen kleinen Taler.

Makaronische Uniform französischer edlen Kavalleristen. Fürchterliches Zeichen der drei schwarzen Lilien auf der weißen Binde am Arm.

---

eodem.

Um 3 Uhr fuhr ich wieder nach dem Rheinfall. Mir fiel die Art wieder auf, an den Häusern Erker und Fensterchen zu haben. Sogar haben sie ein besonderes Geschick, solche Guckscharten durch die Mauern zu bohren und sich eine Aussicht, die niemand erwartet, zu verschaffen.

Wie nun dieses die Lust anzeigt, unbemerkt zu sehen und zu beobachten, so zeigen dagegen die vielen Bänke an den Häusern, welche an den vornehmern geschnitzt, aufgeschlagen und zugeschlossen sind, von einer zutraulichen Art nachbarlichen Zusammenseins, wenigstens voriger Zeit.

Viele Häuser haben bezeichnende Inschriften; auch wohl manche selbst ein Zeichen, ohne gerade ein Wirtshaus zu sein.

Ich fuhr am rechten Rheinufer hin; rechts sind schöne Weinberge und Gärten, der Fluß strömt über Felsbänke mit mehr oder weniger Rauschen.

Man fährt weiter hinauf. Schaffhausen liegt nun in der Tiefe; man sieht die Mühlen, die vor der Stadt den Fluß herabwärts liegen. Die Stadt selbst liegt wie eine Brücke zwischen Deutschland und der Schweiz. Sie ist wahrscheinlich durch die Hemmung der Schiffahrt durch den Rheinfall in dieser Gegend entstanden. Ich habe in derselben nichts Geschmackvolles und nichts Ab-

geschmacktes bemerkt, weder an Häusern, Gärten, Menschen und Betragen.

Der Kalkstein, an dem man vorbeifährt, ist sehr klüftig, so wie auch der drüben bei Laufen. Das wunderbarste Phänomen beim Rheinfall ist mir daher die Felsen, welche sich in dessen Mitte so lange erhalten, da sie doch wahrscheinlich von derselben Gebirgsart sind.

Da sich der Fluß wendet, so kommen nun die Weinberge an das entgegengesetzte Ufer, und man fährt diesseits zwischen Wiesen und Baumstücken durch. Dann erscheinen drüben steile Felsen und hüben die schönste Kultur.

Bei der Abendsonne sah ich noch den Rheinfall von oben und hinten, die Mühlen rechts, unter mir das Schloß Laufen, im Angesicht eine große herrliche, aber faßliche, in allen Teilen interessante, aber begreifliche Naturszene: man sieht den Fluß heranströmen und rauschen und sieht, wie er fällt.

Man geht durch die Mühlen durch in der kleinen Bucht. Bei den in der Höhe hervorstehenden mancherlei Gebäuden wird selbst der kleine Abfall eines Mühlwassers interessant, und die letzten diesseitigen Ströme des Rheinfalls schießen aus grünen Büschen hervor. Wir gingen weiter, um das Schlößchen Wörth herum. Der Sturz war zu seinem Vorteil und Nachteil von der Abendsonne grade beleuchtet; das Grün der tieferen Strömungen war lebhaft, wie heute früh, der Purpur aber des Schaumes und Staubes viel lebhafter.

Wir fuhren näher an ihn hinan; es ist ein herrlicher Anblick, aber man fühlt wohl, daß man keinen Kampf mit diesem Ungeheuer bestehen kann.

Wir bestiegen wieder das kleine Gerüste, und es war eben wieder, als wenn man das Schauspiel zum erstenmal sähe. In dem ungeheuern Gewühle war das

Farbenspiel herrlich. Von dem großen überströmten Felsen schien sich der Regenbogen immerfort herabzuwälzen, indem er in dem Dunst des herunterstürzenden Schaumes entstand. Die untergehende Sonne färbte einen Teil der beweglichen Massen gelb, die tiefen Strömungen erschienen grün, und aller Schaum und Dunst war licht purpur gefärbt; auf allen Tiefen und Höhen erwartete man die Entwicklung eines neuen Regenbogens. Herrlicher war das Farbenspiel in dem Augenblick der sinkenden Sonne, aber auch alle Bewegung schien schneller, wilder und sprühender zu werden. Leichte Windstöße kräuselten lebhafter die Säume des stürzenden Schaums, Dunst schien mit Dunst gewaltsamer zu kämpfen, und indem die ungeheure Erscheinung immer sich selbst gleich blieb, fürchtete der Zuschauer dem Übermaß zu unterliegen und erwartete als Mensch jeden Augenblick eine Katastrophe.

Im Zurückgehen legitimierte sich bei mir Denfeld, ein Schwede, durch einen Brief von Kosegarten. Er ist auf einer sogenannten genialischen Fußreise begriffen.

---

## Von Schaffhausen nach Stäfa

Den 19. September.

Früh 6½ Uhr aus Schaffhausen. Berg und Täler klar, der Morgenhimmel leicht gewölkt, im Abend dichtere Wolken.

Wir fuhren einen Teil des gestrigen Wegs. Der Baum und der Efeu Anlaß zur Elegie.

Man sah die ganze Bergreihe der Schweiz mit ihren Schneegebirgen; schönes Fruchtfeld, bewachsne Berge rechts und links.

Jestetten mit fruchtbarer Umgebung. Hanf und Klee, Erdäpfel, Rüben, Bohnen, Möhren, Weinbau machten das Feld noch lebendig. Das frisch umgerißne Erdreich sah sehr sauber aus. Nußbäume. Nach verschiednen Hügeln und Tälern schöne fruchtbare Fläche gegen den Rhein zu, hinten mit herrlichen Vorbergen.

Rafz. Brot den Pferden. Viel Hanf, zum erstenmal seit langer Zeit Flachs.

Hinab nach Eglisau über die Brücke, Reinlichkeit und Zierlichkeit derselben. Ein paar Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren saßen am Zoll in einem artigen Kabinette und nahmen das Wegegeld ein. Die jüngere nahm das Geld und überreichte den Zettel, indes die ältere Buch hielt. Schöne fruchtbare Fläche zwischen waldbewachsnen Bergen. Vorwärts Plaine, Eichenwald, gerade Straße hindurch.

Bülach um 11 Uhr. Glasfenster. Nichts Neues als das schon Bekannte. Das Ausschleifen auch bei andern Farben als der Purpur. Eine sehr lichte eigentliche Purpurfarbe, die ins Violettliche fällt . . . Auf die farbige Scheibe hinten eine andere Farbe zur Mischung gebracht als Gelb und Blau, wodurch ein Grün entsteht; besonders nimmt sich das Gelbe auf dem erstgedachten lichten Purpur sehr schön aus. Übrigens haben sie oft auf eine sehr wunderbare und unnötig scheinende Weise zusammengesetzt; doch findet man bei näherer Betrachtung die Ursache. Auch sind sie oft und schlimm genug repariert. Sie sind sämtlich von 1570, aber an der starken Stellung der gerüsteten Männer, an der Gewalt der heraldischen Tiere, an den tüchtigen Körpern der Zieraten, an der Lebhaftigkeit der Farben sieht man den Kerngeist ihrer Zeiten, wie wacker jene Künstler waren und wie derbständig und bürgerlich vornehm sie sich ihre Zeitgenossen und die Welt dachten. Eine Scheibe mit

dem doppelten Wappen der Stadt Schaffhausen, über dem der kaiserliche Adler in einem Schild steht, ist fürtrefflich gemacht, und an der Krone ist der herrlichen Zieraten kein Ende.

Von Bülach, wo es kühl und anmutig gewesen, um halb Zwei ab. Die Flachs- und Hanfbrechen sind hier wieder anders als in Schwaben und bei uns.

Betrachtung, daß der Mensch die Rede eigentlich für die höchste Handlung hält, so wie man vieles tun darf, was man nicht sagen soll. Die Gegend hat im ganzen nichts sonderlich Charakteristisches, links fruchtbare Plaine, vorwärts die Gebirge; der Boden ist fruchtbar und gut gearbeitet, war an verschiednen Orten sehr kiesig, mit unzähligen Geschieben übersäet.

Kloten.

Gegen 6 Uhr nach Zürch bei sehr schönem Wetter. Brief an Herrn Meyer abgeschickt. Zu Frau Schultheß. Bei Herrn Ott im Schwert eingekehrt. Abends bei der Table d'hote mit Herrn Landvogt Imthurn von Schaffhausen, der vom Syndikate aus Lavis zurückkehrte, und einem andern Zürcher Herrn, der gleichfalls aus Italien kam. Beide erzählten wenig Gutes von den gegenwärtigen Umständen daselbst.

---

Den 20. September.

Ging ich bei schönem Wetter oberhalb der Stadt an den See. Auf dem Rückweg sah ich die Geistlichen von und zu dem Verbrecher hinüber und herüber fahren. Dann brachte ich den Morgen unter den hohen Linden auf dem ehemaligen Burgplatze zu.

Wenn nach gehaltnem Blutgerichte die gewöhnliche Eilf-Uhr-Glocke geläutet wird, so ist es ein Zeichen, daß der Verbrecher begnadigt ist; hält aber die Glocke inne,

so ist das Todesurteil gesprochen, und sie gibt um halb Zwölfe das Zeichen zu seiner Hinausführung. Diesmal ward er begnadigt. Es war ein falscher Münzer, der schon vorher wegen Diebstählen gebrandmarkt worden war.

Mittags bei Tische lernte ich Herrn Hauptmann Bürkli kennen. Das Wetter war sehr trüb, dessen ungeachtet ging ich nach Tische ein wenig über die neuen Anlagen nach dem Schonehof spazieren. Auf dem Rückweg begegnete ich den Kranich. Gegen 4 Uhr kam Herr Meyer; es fiel ein starker Regen. Abends bei Tische fand ich Herrn Hofrat Müller von Wien.

---

Den 21. September.

Fuhren wir gegen 8 Uhr ab. Der Tag war heiter. Wir kehrten bei Herrn Escher auf seinem Gute bei Herrliberg zu Mittage ein und kamen Abends nach Stäfa.

---

## Stäfa

Den 22. September.

Einen trüben Tag brachten wir mit Betrachtung der von Herrn Meyer verfertigten und angeschafften Kunstwerke zu, so wie wir auch einander verschiedne Ideen und Aufsätze mitteilten. Abends machten wir noch einen großen Spaziergang den Ort hinaufwärts.

---

Sonnabend den 23. September.

Früh Herrn Meyers mitgebrachte Arbeiten nochmals durchgesehen. Bekanntschaft mit Maler Diogg und mit Bannerherr Zwicki von Glarus. Abends auf den Berg

zu dem sogenannten Philosophen, die Anlagen seiner Kultivation zu sehen.

---

Sonntags, den 24. September.

Gespräch über die vorhabende rhetorische Reisebeschreibung. Wechselseitige Teilnahme. Über die Notwendigkeit, die Terminologie zuerst festzusetzen, wonach man Kunstwerke beschreiben und beurteilen will. Zu Mittag kamen Herr Horner und Escher der Sohn von Zürch. Abends fuhren wir auf die Uffenau und kamen mit einbrechender Nacht zurück.

---

Montag, den 25. September.

Früh Briefe nach Hause.

---

## An Voigt.

Den 25. September.

Sie erhalten hierbei, wertester Freund, eine kurze Nachricht, wie es mir seit Tübingen ergangen, welche ich Serenissimo mitzuteilen und mich auf das beste dabei zu empfehlen bitte.

Etwa übermorgen denke ich mit Professor Meyer eine kleine Gebirgsreise anzutreten. Man kann sich nicht verwehren, wenn man so nahe ist, sich auch wieder unter diese ungeheuern Naturphänomene zu begeben. Die mineralogische und geognostische Liebhaberei ist auch erleichtert, seitdem so manche Schweizer sich mit diesem Studio abgegeben und durch ihre Reisen, die sie so leicht wiederholen können, den Fremden den Vorteil verschafft haben, sich leichter zu orientieren. Die Aufsätze eines Herrn Escher von Zürch haben mir eine geschwinde Übersicht gegeben dessen, was ich auf meiner kleinen vorgenommenen Tour zu erwarten habe. Das Neuste

in diesem Fach ist ein biegsamer Stein, nach der Beschreibung jenem Danzischen ähnlich, wovon ich etwas mitzubringen hoffe.

Die öffentlichen Angelegenheiten sehen in diesem Lande wunderlich aus. Da ein Teil der ganzen Masse schon völlig demokratisch regiert wird, so haben die Untertanen der mehr oder weniger aristokratischen Kantone an ihren Nachbarn schon ein Beispiel dessen, was jetzt der allgemeine Wunsch des Volks ist; an vielen Orten herrscht Unzufriedenheit, die sich hie und da in kleinen Unruhen zeigt. Über alles dies kommt in dem gegenwärtigen Augenblicke noch eine Sorge und Furcht vor den Franzosen. Man will behaupten, daß mehrere Schweizer bei der letzten Unternehmung gegen die Republik Partei gemacht und sich mit in der sogenannten Verschwörung befunden haben, und man erwartet nunmehr, daß die Franzosen sich deshalb an die Einzelnen, vielleicht gar ans Ganze halten möchten. Die Lage ist äußerst gefährlich, und es übersieht niemand, was draus entstehen kann.

Bei diesen selbst für die ruhige Schweiz so wunderbaren Aussichten werde ich um desto eher meinen Rückweg baldmöglichst antreten, um geschwinder, als ich hergegangen bin, wieder in jene Gegenden zurückzukehren, wo ich mir eine ruhigere Zeit unter geprüften Freunden versprechen kann.

Soeben erhalte ich Ihr wertes Schreiben vom 11. September und werde Ihnen dadurch abermals so wie in der Gegenwart als auch in der Abwesenheit unendlich viel schuldig. Daß ich den Kleinen wieder gesund und froh bei Ihnen denken kann, wie Sie die Güte haben, seine Reiseerinnerungen rege zu machen und ihm so zu einer weitern Ausbildung zu verhelfen, ist mir unschätzbar, und diese Vorstellung wird mich

auf meiner kleinen Reise in die rauhen Gebirge begleiten.

Schon in Frankfurt schrieb ich auf einen erhaltenen Brief von Böckmann ein Blatt, wodurch ich Sie bat, das bewußte Kästchen der Überbringerin, welches Fräulein Staff sein würde, zu übergeben, und wodurch ich sogleich jenen bei mir zu Hause aufgehobnen Archivschein amortisiere, und vergaß, so oft ich an Sie schrieb, davon den schuldigen Avis zu geben. Ich danke, daß Sie mir ein Wort davon sagen; wahrscheinlich ist dieses Depositum nun schon in Karlsruhe glücklich angelangt. Serenissimo bezeigen Sie mein Beileid und zugleich meinen Glückwunsch, daß der Unfall noch in Grenzen geblieben. Viel Glück zu allen Unternehmungen und Geduld mit dem Bergbau als dem ungezogensten Kinde in der Geschäftsfamilie.

---

## An Schiller.

Den 25. September.

Ihren erfreulichen Brief vom 7. September habe ich vorgestern hier erhalten. Da er länger ausblieb, als ich hoffte, so mußte ich befürchten, daß Ihr Übel sich vermehrt habe, wie ich denn nun auch aus Ihrem Briefe leider erfahre. Möchten Sie doch in Ihrer Stille einer so guten Gesundheit genießen als ich bei meiner Bewegung! Ein Blatt, das beiliegt, sagt Ihnen, wie es mir seit Tübingen ergangen ist. Meyer, den ich nun zu unserer wechselseitigen Freude wiedergefunden habe, befindet sich so wohl als jemals, und wir haben schon was Ehrliches zusammen durchgeschwätzt; er kommt mit trefflichen Kunstschätzen und mit Schätzen einer sehr genauen Beobachtung wieder zurück. Wir wollen nun überlegen,

in was für Formen wir einen Teil brauchen und zu welchen Absichten wir den andern aufheben wollen.

Nun soll es in einigen Tagen nach dem Vierwaldstätter See gehen. Die großen Naturszenen, die ihn umgeben, muß ich mir, da wir so nahe sind, wieder zum Anschauen bringen, denn die Rubrik dieser ungeheuern Felsen darf mir unter meinen Reisekapiteln nicht fehlen. Ich habe schon ein paar tüchtige Aktenfascikel gesammelt, in die alles, was ich erfahren habe oder was mir sonst vorgekommen ist, sich eingeschrieben und eingeheftet befindet, bis jetzt noch der bunteste Stoff von der Welt, aus dem ich auch nicht einmal, wie ich früher hoffte, etwas für die Horen herausheben könnte.

Ich hoffe diese Reisesammlung noch um vieles zu vermehren, und kann mich dabei an so mancherlei Gegenständen prüfen. Man genießt doch zuletzt, wenn man fühlt, daß man so manches subsumieren kann, die Früchte der großen und anfangs unfruchtbar scheinenden Arbeiten, mit denen man sich in seinem Leben geplagt hat.

Da Italien durch seine frühern Unruhen, und Frankreich durch seine neusten, den Fremden mehr oder weniger versperrt ist, so werden wir wohl vom Gipfel der Alpen wieder zurück dem Falle des Wassers folgen und, den Rhein hinab, uns wieder gegen Norden bewegen, ehe die schlimme Witterung einfällt. Wahrscheinlich werden wir diesen Winter am Fuße des Fuchsturms vergnügt zusammen wohnen; ja ich vermute sogar, daß Humboldt uns Gesellschaft leisten wird. Die sämtliche Karawane hat, wie mir sein Brief sagt, den ich in Zürch fand, die Reise nach Italien gleichfalls aufgegeben; sie werden sämtlich nach der Schweiz kommen. Der jüngere hat die Absicht, sich in diesem für ihn in mehrern Rücksichten so interessanten Lande umzusehen, und der ältere wird wahrscheinlich eine Reise nach Frankreich, die er

projektiert hatte, unter den jetzigen Umständen aufgeben müssen. Sie gehen den 1. Oktober von Wien ab, vielleicht erwarte ich sie noch in diesen Gegenden.

Aus meinen frühern Briefen werden Sie gesehen haben, daß es mir in Stuttgart ganz wohl und behaglich war. Ihrer ist viel und von vielen und immer aufs beste gedacht worden. Für uns beide, glaub' ich, war es ein Vorteil, daß wir später und gebildeter zusammentrafen.

Sagen Sie mir doch in dem nächsten Briefe, wie Sie sich auf künftigen Winter einzurichten gedenken? Ob Ihr Plan auf den Garten, das Griesbachische Haus oder Weimar gerichtet ist. Ich wünsche Ihnen die behaglichste Stelle, damit Sie nicht bei Ihren andern Übeln auch noch mit der Witterung zu kämpfen haben.

Wenn Sie mir nach Empfang dieses Briefes sogleich schreiben, so haben Sie die Güte, den Brief unmittelbar nach Zürch mit dem bloßen Beisatz bei Herrn Rittmeister Ott zum Schwert zu adressieren. Ich kann rechnen, daß Gegenwärtiges acht Tage läuft, daß eine Antwort ungefähr eben so lange gehen kann, und ich werde ungefähr in der Hälfte Oktobers von meiner Bergreise in Zürch anlangen.

Für die Nachricht, daß mein Kleiner wieder hergestellt ist, danke ich Ihnen um so mehr, als ich keine direkte Nachricht schon seit einiger Zeit erhalten habe und die Briefe aus meinem Hause irgendwo stocken müssen. Diese Sorge allein hat mir manchmal einen trüben Augenblick gemacht, indem sich sonst alles gut und glücklich schickte. Leben Sie recht wohl, grüßen Sie Ihre liebe Frau und erfreuen Sie sich der letzten schönen Herbsttage mit den Ihrigen, indes ich meine Wanderung in die hohen Gebirge anstelle. Meine Korrespondenz wird nun eine kleine Pause machen, bis ich wieder hier angelangt bin.

Bald hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß der Vers: „Es wallet und siedet und brauset und zischt pp." sich bei dem Rheinfall trefflich legitimiert hat. Es war mir sehr merkwürdig, wie er die Hauptmomente der ungeheuern Erscheinung in sich begreift. Ich habe auf der Stelle das Phänomen in seinen Teilen und im Ganzen, wie es sich darstellt, zu fassen gesucht und die Betrachtungen, die man dabei macht, so wie die Ideen, die es erregt, abgesondert bemerkt. Sie werden dereinst sehen, wie sich jene wenigen dichterischen Zeilen gleichsam wie ein Faden durch dieses Labyrinth durchschlingen.

Soeben erhalte ich auch die Bogen J. K. des Almanachs durch Cotta und hoffe nun, auf meiner Rückkunft aus den Bergen und Seen wieder Briefe von Ihnen zu finden. Leben Sie recht wohl. Meyer wird selbst ein paar Worte schreiben. Ich habe die größte Freude, daß er so wohl und heiter ist; möge ich doch auch dasselbe von Ihnen erfahren!

Herrliche Stoffe zu Idyllen und Elegien, und wie die verwandten Dichtarten alle heißen mögen, habe ich schon wieder aufgefunden, auch einiges schon wirklich gemacht, so wie ich überhaupt noch niemals mit solcher Bequemlichkeit die fremden Gegenstände aufgefaßt und zugleich wieder etwas produziert habe. Leben Sie recht wohl und lassen Sie uns theoretisch und praktisch immer so fortfahren.

---

## Von Stäfa auf den Gotthard und zurück

Donnerstag, den 28. September.

Um 8 Uhr von Stäfa, zu Schiffe. Glanz der Wolken über dem Ende des Sees, Sonnenblick auf Richterswyl und den nächsten Höhen. Nebel und Wolken über dem

untern Teile nach Zürch zu. In der Mitte des Sees ist die Aussicht hinaufwärts sehr schön: man sieht Stäfa, Rapperswyl, die Berge von Glarus, die über einander greifenden Vorgebirge, hinter und zwischen denen der Wallenstädter See liegt, die Uffenau auf der Wasserfläche, dann den Teil des Ufers mit seinen Bergen zum Kanton Schwyz gehörig (der Buchberg), und so weiter herab bis Richterswyl. Dieser Ort liegt sehr artig. Gleich hinter ihm steigen fruchtbare Höhen auf. Ehe man landet, sieht der obere Teil des Sees sehr weit und groß aus. Hintergrund und Seiten, wie sie schon beschrieben sind, machen sich sehr mannigfaltig. In drei Viertelstunden fuhren wir hinüber.

Der Ort ist hübsch gebauet, sehr große Wirtshäuser, ein neues mit Bädern. Eine freundliche Reede, die Schiffahrt ist lebhaft; die Produkte aus dem Kanton Schwyz werden hierher geschafft und weiter transportiert, indem Schwyz selbst keinen Hafen hat und einen anzulegen von Zürch verhindert wird.

Auch hat der Ort durch die Pilger, die nach Einsiedeln wallfahrten, viel Zugang. Diesen Sommer war eine große Anzahl durchgegangen; sehr viel aus Schwaben, wahrscheinlich wegen Gelübde in der Kriegsgefahr.

Wir gingen Richterswyl hinauf und fanden mehrere neue Häuser. Am Wege fanden wir die grauen und roten Platten und andere entschiedene Breccien zum Gebrauche hingeschafft. Die grauen Platten haben in ihren Abwechslungen viel Ähnlichkeit mit der Harzer grauen Wacke, indem sie bald porphyr-, bald breccienartig erscheinen.

Wir stiegen höher. Schöne Seeansicht. Feld- und Obstbau fährt fort, mehr Wiesen treten ein. Auf der Höhe, in einer flachen Vertiefung, die ehemals voll Wasser gestanden haben mag, guter Torf. Immer schöne rein-

liche Häuser zwischen den Besitzungen. Man sieht nun mittagwärts in ein hinteres, gleichfalls fruchtbares Tal. Hohe Nußbäume.

Windstürme, die an dieser Seite anschlagen und wieder gegen Stäfa zurückprallen. Wir verließen die gepflasterte Fahrstraße. Der Fußpfad führt an einer Reihe von zehn Eichen vorbei; Triftplatz, herrliche Aussicht nach dem See und ringsum in die fruchtbaren Täler, in Süden ein hoher, mit Wald bewachsner Berg.

Nun wird es schon etwas rauher; Trift, Binsen, Farnkraut, doch schöne Kirschbäume. Die graue Wacke scheint die Hügel zu bilden. Ausgestochne Torfflächen. Man sieht, wie durch Binsen, Heide und dergleichen sie wieder nach und nach sich ausfüllen und anwachsen können. Der Weg, den man in der Mitte gelassen, zeigt von der Güte des ehemaligen Torfes. Wir fanden einen schönen Mandelstein als Stufe. Wiesen, Frucht- und Kartoffelbau. Man wechselt so mit Benutzung des Bodens um. Hüttner See, nicht groß; er hat gute Fische und Krebse, liegt rechter Hand. Steht man darüber, so sieht das Gebirge, das man überstiegen hat, wie eine Erdenge zwischen diesem und dem Zürcher See aus.

Um 10½ kamen wir in Hütten an. ..., Landrichter. Bär, Medikus und Chirurgus.

Man sprach von der jährlichen Ausführung der Kühe nach Italien; man kann etwa 3000 rechnen, höchstens fünfjährige, das Stück von 10 zu 16 Louisdor. Gegenwärtig fürchtet man ein Verbot, da in Italien eine Seuche sich zeigen soll. Es ward auch von der Weinausfuhre gesprochen, die gegenwärtig sehr stark nach Schwaben ist; es haben sich schon Käufer zu dem diesjährigen Wein am Stock gemeldet.

Um 2 Uhr ab. Es war ein schöner Moment. Von der Höhe den Hüttner und Zürcher See, mit dem jen-

seitigen Ufer des letztern, zunächst die mannigfaltigen, mit Wäldern, Frucht-, Obstbau und Wiesen geschmückten Höhen und Täler zu sehen. Bis nach der Stadt zu war alles klar, so wie hinaufwärts gegen Stäfa, Rapperswyl, bis in die Gebirge von Toggenburg.

Herr Pfarrer Beyel von Hütten begleitete uns. Als wir schöne Stechpalmen bemerkten, sagte er, daß er auf dem Berge rechts einen starken Stamm, wie ein Mannsschenkel, etwa zwölf Fuß hoch, gefunden habe.

Wir kamen an den Grenzstein zwischen Schwyz und Zürch. Man sagt, die Schwyzer haben den Aberglauben, wenn sie mit dem Stocke an die Seite des Zürcher Wappens schlagen, daß es der ganze Kanton Zürch übel fühle.

Man sieht rückwärts die ganze Reihe des Albis, so wie, nach den freien Ämtern zu, die niedern Gebirgsreihen, an denen die Reuß hinfließt; der Anblick ist jenen Gegenden sehr günstig.

Auf dem Weg scheint das Gebirg grobe Breccie zu sein und die Kalkfelsen, die hie und da aus dem Grase heraussehen, herabgestürzt. Man sieht Utznach liegen, und die Aussicht nach dem obern Teil des Sees wird immer schöner. Rechts des Fußsteiges ist eine Art von natürlichem Wall, hinter dem die Sihl herfließt. Dem ersten Anblicke nach sollte es an einigen Stellen nicht große Mühe und Kosten erfordern, den Hügel mit einem Stollen zu durchfahren und so viel Wasser, als man wollte, zu Wässerung und Werken in die unterhalb liegende Gegend zu leiten; ein Unternehmen, das freilich in einem demokratischen Kantone und bei der Komplikation der Grundstücke, die es betreffen würde, nicht denkbar ist.

Man wendet sich nach Schindeleggi hinein; die Aussicht verbirgt sich, man kommt über die Sihl, über eine hölzerne Brücke. Man kommt in ein wildes Tal,

dessen Seiten mit Fichten bewachsen sind; der reißende steinige Sihlfluß bleibt links.

Die Felsen sind ein feinerer Sandstein, der in gröbere Breccie übergeht. Man ist gleich in einer andern Welt. Man erhebt sich rechts auf kahlen Triften über das Sihltal. Man kommt an einem Brunnen vorbei, der wegen seiner Frische berühmt ist. Triften, ferne Alpenhütten auf ziemlich sanften Höhen.

Man kommt auf die Chaussee, die von Wollerau heraufgeht, auf welcher die Waren von Schwyz über Steinen und zum Turn nach Richterswyl und nach Bach gebracht werden; sie ist hier flach und gut.

Man naht sich wieder der Sihl. Rechts über dem Wege zeigen sich Flußgeschiebe in großer Höhe; links fand sich ein schwarzes Quarzgestein, von der größten Festigkeit, mit Schwefelkies durchsetzt, in großen Wacken. Man verläßt die Straße und wendet sich links. Brücke über die Biber. Starker Stieg; die Gegend bleibt sich ähnlich. Um 5 Uhr sahen wir Einsiedeln, kamen gegen 6 Uhr an und logierten zum Pfauen gegen der Kirche über.

---

Freitag, den 29. September als am Michaelstage.

Wir besahen des Morgens die Kirche. Unsinnige Verzierung des Chors. Der Schatz wird nur zum Teil gezeigt, unter dem Vorwande, daß man nach einem Diebstahle die besten Sachen beiseite gebracht habe.

In der Bibliothek stehen schöne bunte Glasscheiben in Rahmen an den Fenstern herum.

Im Naturalienkabinett ist ein kleiner wilder Schweinskopf und einige andere Teile des Tiers in Sandstein, bei Utznach gefunden, merkwürdig. Ingleichen schöne Adularien, ein Granat mit natürlichen Fässetten von Mittelgröße.

In dem Kupferstichkabinett, unter der Bibliothek, hängen einige der besten Kupferstiche von Martin Schön.

Der Bibliothekarius führte uns nicht selbst herum. Sein Klostername war Michael, und er hatte also das Recht, am Tage seines Patrons ein feierliches Hochamt zu lesen. Wir wohnten einem Teil desselben bei, nicht sehr erbaut von der Musik.

Um 11 Uhr von Einsiedeln ab. Ein Nebel überzog den Himmel und die Gipfel der Berge, nur ein wenig blauer Himmel sah durch. Da wir kein Kyanometer bei uns hatten, schätzten wir die Erscheinung nach Ultramarin; die gegenwärtige ward nur für die Ultramarin-Asche gehalten. Wir gingen das Dorf und moorige Tal hinauf; ein Fußpfad von Kieseln ist streckenweise nicht übel, ja in der Nachbarschaft von Sägemühlen mit Sägespänen bestreut. Nonnenkloster rechts, sieht wie ein Gut aus; das Gebäude ist ohne Mauer. Wir erinnerten uns der Murate in Florenz.

So gingen wir im Tale der Alp, am rechten Ufer derselben, auf einem leidlichen Fußwege hin, kamen über das Bette des Flusses. Sie bringt meist Kalk, wenig Sandstein, einige Stücke sehr festen und serpentinartigen Gesteines. Bet- und Bettelzölle. Empfundne Reisen. Schiefriger Quarz. Das Alptal erschien auch darum traurig, weil kein Vieh zu sehen war, das noch auf den höhern Alpen weidet. Schneidemühle mit schönem Bretter- und Bohlenvorrat; eine Kirche und Wirtshaus scheinen sich daran kristallisiert zu haben. Diese kleine Gruppe von Gebäuden heißt selbst Alptal.

Nun steigt man rechts auf einem steilen Weg in die Höhe, über Kalkfelstrümmern, Platten und Fichtenstämmen. Erster Gießbach; über demselben rauher Stieg. Schlucht nennen sie hier Tobel, so wie fast überall in der Schweiz. Holzverschwendung. Alte, stehende, ganz kahle

Stämme. Knüppelstieg, rauhester Stieg. Ruheplatz beim Kapellchen. Böses Augurium, daß uns noch ein starker Stieg bevorstehe. Wir kamen nun wirklich in den Nebel. Wüste Schlucht und Gießbach, daneben einige Trift und leidlicher Pfad. Rötliches Thongestein. Graues schiefriges Thongestein mit ganz feinen Pflanzenabdrücken.

Wir hatten nun die Höhe des Schwyzer Hakens erstiegen, allein alle Aussicht war durch nahe und ferne Nebel gehindert. Sie zogen auf die seltsamste Weise in der Tiefe und an den Höhen hin; unten über dem Tale von Schwyz schwebte ein weißer wolkenartiger, ein graulicher ließ den gegenüberstehenden Berg halb durchsehen, ein anderer drang zu unserer linken Seite von den Mythen herunter und bedeckte sie völlig.

Wir kehrten in einem einzelnen Hause ein. Als wir nach der Weite des Weges fragten, sagte man uns, daß wir wohl anderthalb Stunden brauchen würden. „Wir aber", fuhr der Mann fort, „knebeln ihn wohl in einer Stunde hinunter." Wir hatten Ursache, uns dieses Ausdrucks zu erinnern, denn der Stieg war abscheulich, über schlüpfrige feuchte Matten. Man kommt über eine Brücke und findet einen bedeckten Ruheplatz. Dann ist der Weg gepflastert, aber nicht unterhalten.

Wir traten nun wieder aus der Nebelregion heraus, sahen den Lauerzer See, die Berge, die ihn einschließen, den schönen Raum, in welchem die Häuser von Schwyz liegen, und das angenehme Tal nach Brunnen hin.

Die Berggipfel waren alle mit vielfachen Wolken und Nebeln bedeckt, so daß ihre Massen selten durchblickten und meist nur geahnet werden konnten. Ein seltsamer Schein in den Wolken und Nebeln zeigte den Untergang der Sonne an. Diese Hüllen lagen so gehäuft über einander, daß man bei einbrechender Nacht nicht glaubte, daß es wieder Tag werden könne.

---

Sonnabend, den 30. September.

Schwyz. Schöner Anblick des völlig grünen, mit hohen zerstreuten Fruchtbäumen und weißen Häusern übersäten Landes; die steilen dunkeln Felsen dahinter, an denen die Wolken sinkend hinstrichen. Die Mythen und übrigen Berge waren klar, der Himmel blickte an verschiedenen Orten blau durch; einige Wolken waren von der Sonne erleuchtet. Man sieht einen Streif des Vierwaldstätter Sees, beschneite Gebirge jenseits; der Eingang ins Mottental aus dem Tal von Schwyz erscheint links. Die Heiterkeit der Nebel war ein Vorbote der Sonne. Unaussprechliche Anmut, sobald nur einzelne Sonnenblicke hier- und dahin streifen. Kein Besitztum ist mit einer Mauer eingeschlossen; man übersieht alle Wiesen und Baumstücke. Die Nußbäume sind besonders mächtig.

Betrachtung über die Lage des ganzen Kantons, bezüglich auf politische Verhältnisse.

Sie rechnen hier nach Münzgulden, die Karolin zu dreizehn Gulden.

Um ein Viertel auf Neun gingen wir bei heiterm Sonnenschein ab, herrlicher Rückblick auf die ernsten Mythen. Von unten lagen sie im leichten Nebel und Rauchdunste des Ortes, am Gipfel zogen leichte Wolken hin.

Erst gepflasterter Weg, dann ein schöner gleicher Fußpfad. Hölzerne Brücke über die Motte, flache große Weide mit Nußbäumen, rechts Kartoffel- und Kohlbau. Hübsche Mädchen mit der Mutter, auf den Knien, Kartoffeln ausmachend. Granitblöcke in den Mauern; schöne, fortdauernde, eingeschloßne Fläche; kleiner vorliegender Hügel schließt das Tal nach dem See zu, von beiden Seiten fruchtbarer Abhang nach der Motte zu. Kirche von Brunnen auf Kalk und schiefrigem Thon. Das Tal verbreitet sich rechts. Die Wiesen sind wegen der Tiefe

schon saurer. Wir sahen Kühe, zu ihrer Reise über den Gotthard beschlagen. Bei einer Sägemühle ist ein schöner Rückblick.

Wir kamen nach Brunnen und an den See in einem schönen Moment; wir schifften uns ein. Nackte Kalkflöze, die nach Mittag und nach Mitternacht einfallen und sich gleichsam über einen Kern, auf dem sie ruhen, hinlegen. Die großen Flöze teilen sich wieder in kleinere, die sehr zerklüftet sind, so daß der Felsen an einigen Orten wie aufgemauert erscheint. Der Teil des Sees nach Stanz zu verschwindet. Freiheits-Grütli. Grüne des Sees, steile Ufer, Kleinheit der Schiffe gegen die ungeheuern Felsmassen. Schwer mit Käse beladnes Schiff. Waldbewachsne Abhänge, wenige Matten, wolkenumhüllte Gipfel, Sonnenblicke, gestaltlose Großheit der Natur. Abermals nord- und südwärts fallende Flöze, gegen dem Grütli über. Links steile Felsen, Konfusion der Flöze hüben und drüben, die selbst in ihren Abweichungen korrespondieren. Kleine Kirche, links Sissigen. Tal hineinwärts, erst gelinde ansteigende, dann steile Matten. Angenehmer Anblick der Nutzbarkeit zwischen dem Rauhsten. Die Seelinie macht das Ganze so ruhig. Schwanken der Bergbilder im See. Gegen Platten ist eine schöne Stelle, erst kahler Fels und Steinrutsche, dann anmutige, nicht allzusteile Matten mit schönen Bäumen und Büschen umgeben, Felsen bis auf ihre höchsten Gipfel bewachsen.

Es begegneten uns Schiffe, welche Vieh transportiert hatten. Wir stiegen aus in Tells Kapelle. Wenn man die gegenüberstehenden Felsen aus der Kapelle gleichsam als ein geschloßnes Bild sieht, so geben sie gleich einen andern Anblick. Freitag nach Himmelfahrt wird da gepredigt, die Zuhörer sitzen in Schiffen. Man fährt abermals an einer Felsenecke vorbei und blickt nun

ins Urner Tal. Nach einem ungeheuern steilen Felsen folgen niedere Matten. Man sieht Flüelen, schönste Alpe herwärts von demselben; hinterwärts sieht man ins flache Tal, von steilen Gebirgen umgeben.

Wir gingen gegen Altorf. Hinter Flüelen schöne Wiesen, rastende Kühe, Plattenweg, Kieselbreccie mit Löchern, ingleichen eine feinere; man findet eine in die andere übergehend. Schwalbenversammlung auf den Weiden.

Altorf. Wir logierten in dem schwarzen Löwen. Artige Türschlösser, die man von außen aufstößt und von innen aufzieht. Kastagnettenrhythmus der Kinder mit Holzschuhen. Der Ort selbst mit seinen Umgebungen erscheint im Gegensatz von Schwyz, er ist schon stadtmäßiger, und alle Gärten sind mit Mauern umgeben. Ein italienisches Wesen scheint durch, auch in der Bauart. So sind auch die untern Fenster vergittert; die starke Passage scheint solche Vorsicht notwendig zu machen. Hübsche Art, das kurze Grummet in Netzen einzufassen. Ton der großen Glocke der läutenden Kühe. Schellen der Maultiere.

---

Sonntag, den 1. Oktober.

Altorf. Regenwolken, Nebel, Schnee auf den nächsten Gipfeln. Kühe wurden durchgetrieben. Die Leute tragen kleine hölzerne Gefäße, die Tiere einige Melkstühle; denn die Leute nähren sich unterweges von der Milch.

Der Wirt zum schwarzen Löwen heißt Franz Maria Arnold.

Höflicher Abschied. Schein wechselseitiger Zufriedenheit. Weltgleichnis.

Halb Neune gingen wir ab. Schöne Matten rechts und links. Nebelwesen. Man weiß nicht, ob sie steigen,

sinken, sich erzeugen oder verzehren, wegziehen oder sich herabstürzen. Herrliche Felswände, Kalk.

Breite klare Quelle, Sonne, blauer Himmel durchblickend, an den Bergen Wolkengebilde. Kindergeschrei aus der Höhle. Steile Kalkfelsen links bis auf die Wiese herab, wie vorher bis auf die Oberfläche des Sees. Rückwärts und niedrig erschien ein fast horizontales Stück eines sehr breiten Regenbogens. Das Zickzack der Felslager erscheint wieder. An die Reuß. Granitgeschiebe. Artig bemalte saubere Kirche mit einem Jagdwunder, ungefähr wie des heiligen Hubertus.

Rastende Kühe auf der Weide. Sechzehn Stück kosten ungefähr einen Louisdor des Tags.

Zusammengestürzte Massen Gneis. Man geht von der Straße ab und kommt auf einen meist angenehmen bequemen Fußpfad bis zum Steg.

Bisher hatte das Tal meist gleiche Weite; nun schließt ein Felsstock die eine Hälfte ab, er besteht aus einem sehr quarzhaften Glimmerschiefer.

Nachmittag war das Wetter völlig schön. Gleich hinter dem Orte kommt das Wasser aus dem Maderaner Tal; man sieht einen Pilger- und Mineralogenweg den Berg hinaufgehen.

Wir traten unsern Weg nach dem Gotthard an. Schiefricht Talkgestein. Etwas höher schöner Rückblick nach dem Steg. Eigentümlicher Charakter der Gegend; der Einblick hinaufwärts verkündigt das Ungeheure. Um halb Viere war die Sonne schon hinter dem Berge. Erster Wasserfall, zweiter schönerer. Grünlich Gestein mit viel Glimmer, Granit; schöner Wasserfall, etwas Baumtrocknis. Herrlicher Blick auf die Reuß, an einer alten Fichte und einem großen Felsen vorbei. Immer Granit, mit Talk gemischtes Quarzgestein. Prächtiger Rückblick in die hinabstürzende Reuß. Die Felsmassen werden immer

ganzer, ungeheurer. Echo. Sehr schlechter Weg, flacheres Bette der Reuß. Brücke. Zweite Brücke. Nacht. Von der Höhe Rückblick in die Tiefe; die Lichter in den Häusern und Sägemühlen nahmen sich, in der ungeheuern nächtlichen Schlucht, gar vertraulich aus. Die Herrlichkeit des Herrn nach der neusten Exegese. Wasen.

Alte Wirtin; ihre Familiengeschichte, so wie ihre Geduldslehre.

---

Montag, den 2. Oktober.

Wasen. Früh 6 Uhr war es klar in der Nähe, Nebel an den Höhen, bald Anzeigen des blauen Himmels und der durchdringenden Sonne.

Um 7 Uhr ab, die Nebel zerteilten sich, Schatten der Berggipfel in den Wolken. Karge Vegetation, horizontale Wolkensoffitten; unter Wasen grüne Matten mit Granitblöcken und geringen Fichtengruppen. Schöner mannigfaltiger Wasserfall, erst kleine Absätze, dann ein großer, dann teilt sich das Wasser in die Breite, sammelt sich wieder in der Mitte und trennt sich wieder, bis es endlich zusammen in die Reuß stürzt. Brücke; Wasserfall über Felsen, die noch ganz scharfkantig sind; schöne Austeilung des Wassers darüber. Man ist eigentlich in der Region der Wasserfälle. Betrachtung, daß der Vierwaldstätter See auch darum einen sehr ruhigen Eindruck macht, weil kein Wasser in denselben hineinstürzt.

Alles sieht fast grau umher aus, von zerstreutem Granit, verwittertem Holz und grau gewordnen Häusern; man sieht noch etwas Kartoffelblau und kleine Gärtchen. Granitwände unzerstörlich scheinend. Verwitterter Granit. Brücke. Die Steine derselben, die Felsen, besonders die, welche das Wasser bei hohem Strome bespült, hellgrau; Nebel, gleichsam als Gehänge über das Tal hin, Sonne an den Gipfeln, rechts die Berge durch die leichten Nebel,

die sich an ihnen hinziehen, noch erleuchtend. Pflanzen werden immer dürftiger; man kommt noch vor einem ansehnlichen Wasserfall vorbei, an den Höhen sieht man durch den Nebel lange Wasserstreifen sich herunterbewegen. Granitfelsen wie aufgebaute Pyramiden, ganz glatte Wände der losen Felsstücke, Obeliskenform. Vorwärts steiles Amphitheater der Schneeberge im Sonnenlichte.

Nach 8 Uhr waren wir in Göschenen. Starker Stieg. Maultierzug. Man hatte kaum den Weg, der durch einen großen Sturz von Granitblöcken versperrt gewesen war, wieder aufgeräumt durch Sprengen und Wegschaffen derselben. Die holzschleppenden Weiber begegneten uns. Sie erhalten oben im Urserner Tal 6 Gr. für die Last, das Holz kostet sie 3 Gr. bei Göschenen; die andere Hälfte ist ihr Tragelohn. Sturz der Reuß in großen Partien. Brücke. Inschrift in Granit dabei: Schricker, wahrscheinlich der Vorgesetzte beim Brückenbau. Das Tal Urseren baut den Weg fast bis Göschenen. Sonderbare Aussichten in die Tiefe rückwärts; Kühe und Holzträgerinnen stiegen herauf, Nebel zugleich mit. Granitwände; die trocknen Stellen sehen grau, die feuchten violett aus. Zum erstenmal beschien heut' die Sonne unsern Weg und die durch ungeheure Granitblöcke schäumende Reuß. Aufgeräumte, vor kurzem verschüttete Straße. Die Nebel zogen schnell die Schlucht herauf und verhüllten die Sonne. Harter Stieg. Vogelbeerbaum mit den schönsten Früchten. Wir ließen die Kühe an uns vorbei. Die Fichten verschwinden ganz. Teufelsbrücke. Rechts ungeheure Wand, Sturz des Wassers. Stieg, Sonne, Nebel, starker Stieg, Wandsteile der ungeheuern Felsen, Enge der Schlucht. Drei große Raben kamen geflogen. Die Nebel schlugen sich nieder, die Sonne war hell. Urner Loch, Urserner Tal, ganz heiter,

die flache grüne Wiese. Die Urserner Kirche, Hospital mit seinem alten Turme, völlig wie vor alters. Der Schnee ging nicht ganz bis an die Wiese herab. Weidendes Vieh; die Berge hinter Realp waren völlig beschneit, unten vom grünen vorstehenden Abhang, oben vom blauen Himmel begrenzt. Schon war alle Mühe vergessen, der Appetit stellte sich ein. Glimmerschiefer zeigte sich an allen Seiten, Jade in einer Mauer. Schlitten mit Käsen durch den Schmutz fahrend. Bächlein zur Wässerung, übermäßige Düngung der Matten. Granit mit viel Feldspat, aber noch immer sich zum Blättrigen neigend. Brücke über die Reuß. Hospital, zum goldnen Löwen oder der Post eingekehrt.

---

Dienstag, den 3. Oktober.

Um halb Neune von Hospital aufwärts. Glimmerschiefer mit vielem und schönem Quarz. Den ersten Schnee neben uns. Schöner, breiter, gleichförmiger Wasserfall, Glimmerschieferplatten stürzen gegen den Berg ein, über die denn das Wasser hinüberströmen muß. Schöne Sonne. Kahles leeres Tal, abhängige abgewitterte Seiten. Ultramarin zu 30 Scudi. Ungeheuere, ganz glatte Wände des blättrigen Granites. Große Massen, Platten und Blöcke desselben Gesteines. Wasserfall. Ganz heiterer Himmel. Wir nahten uns nun nach und nach dem Gipfel. Moor, Glimmersand, Schnee. Alles quillt um einen herum. Seen.

Ich fand den Pater Lorenz noch so munter und gutes Mutes als vor zwanzig Jahren. Seine verständigen und mäßigen Urteile über die gegenwärtigen Verhältnisse in Mailand. Stammbuch eingeführt seit einigen Jahren. Jost Has, ein junger Mensch von Luzern, künftig zum Postboten bestimmt, acht Monate beim Pater wohnhaft. Mineralienhandel der Köchin, große Menge

Adularien. Erzählung, wo sie solche hernimmt. Mineralogische Moden: erst fragte man nach Quarzkristallen, dann nach Feldspäten, darauf nach Adularien und jetzt nach roten Schörlen (Titanit).

Nach Tische gingen wir wieder herunter und waren so leicht und bald in Hospital, daß wir uns verwunderten und der Bergluft diese Wirkung zuschrieben.

Nach der Observation eines gewissen Johnston, die in des Kapuziners Buch eingeschrieben ist, soll das Kloster 46° 33′ 45″ nördlicher Breite liegen.

Im Heruntergehen bemerkten wir eigens zackige Gipfel hinter Realp, die daher entstehen, wenn die obersten Enden einiger Granitwände verwittern, die andern aber stehen bleiben. Das Wetter war ganz klar. Aus der Reußschlucht, von der Teufelsbrücke herauf, quollen starke Nebel, die sich aber gleich an den Berg anlegten.

---

Mittwoch, den 4. Oktober.

Um halb Neun von Hospital ab. Völlig klarer Himmel ohne eine Spur von Wolken; es war frisch, ein wenig Reif war gefallen. Über Urseren, wo die Sonne hinschien, zog ein horizontaler leichter Duft. In Urseren besuchten wir die Kabinette des Landammann Nagers und Dr. Halters. Auch ist ein Spezereihändler, Karl Andreas Christen, daselbst, der mit Mineralien handelt; wollte man an sie schreiben, so müßte man nicht versäumen, Urseren an der Matt auf die Adresse zu setzen. Wir kehrten in den Drei Königen ein, aßen zu Mittag, der Wirt heißt Meyer.

Als wir wieder gegen die Teufelsbrücke kamen, stiegen feuchte Nebel uns entgegen, vermischten sich mit dem Wasserstaub, so daß man nicht wußte, woher sie kamen und wohin sie gingen. Gleichheit der Steinart.

Das Ungeheuere läßt keine Mannigfaltigkeit zu. Schnee, der die Vögel in die Schlingen jagt. Maultierzug. Ton des Kühhornes. Mist für ein Rittergut auf dem Wege zerstreut und verderbt. Bei Göschenen ein schöner Sonnenblick das Seitental herein; Nebel und Wolken vermehrten sich an den Gipfeln, unter Wasen hingen sie schon soffittenmäßig. Wir kehrten wieder am Zoll ein. Fünf Franzosen des Nachts.

---

Donnerstag, den 5. Oktober.

Früh um 7 Uhr von Wasen ab. Oben war der Nebel schon verteilt, wir kamen wieder in denselben hinab. Sonderbarer Anblick der Gebirge in Nebel als ganz flacher Massen. Resoluter Wasserfall. Allgemeine Klage, daß die Bauern so geldgierig wären. Ähnlichkeit der Weiber. Reise als Halbroman zu schreiben. Scherz über so viele halbe Genres. Wir kamen wieder in die Region der Nußbäume und nahmen am Steg im Gasthof zum Stern wieder etwas zu uns und gingen nachher den Fußweg gegen Altorf. Wasser- und Brotgelübde der geizigen Wirtin. Grüne Farbe des Wassers mit dem Grünen des durchscheinenden Talkes verglichen. Orangenfarbe des abgehauenen Erlenstocks. Schwaches Brett am Stieg, das gebrochen war, inzwischen wir abwesend gewesen.

Anmutige Gegend an der Reuß. Naiver Ausspruch: es ist gut, aber es gefällt mir nicht. Gneis. Zickzack wie des Kalkes, nur im großen. Es ist ein Fehler bei Fußreisen, daß man nicht oft genug rückwärts sieht, wodurch man die schönsten Aussichten verliert.

Wir kamen wieder zur Kirche an der Jagdmatt; Jäger und Hunde knien vor dem Hirsch, der eine Veronika zwischen dem Geweihe hat. Die Kirche war offen

und geputzt, niemand weit und breit, der darauf Acht gehabt hätte. Begriff von geistlicher und weltlicher Polizei. Der Glimmerschiefer geht noch weit ins Tal hinunter auf beiden Seiten. Der Charakter des Gebirgs zeigt zugleich an, wo der Kalk anfängt. Beschneite höhere Gebirge in der Nähe. Frage, ob das Schneeniveau dieser Berge mit dem Urserner dasselbe sei. Über Verkürzung des Wegs und Verbreiterung der Plätze in Gedanken. Geschichte des Jägers, der einen Mann statt der Gemse erschoß. Zur Strafe war ihm verboten, zehn Jahre kein Gewehr zu führen. Gemsen kommen noch öfters vor, es ward eben eine ausgehauen. Murmeltiere, noch im Felle, die an der Luft trockneten, hatten wir in Hospital gesehen. Kleine Vögel werden unzählig in Schlingen gefangen. In Altorf verzehrten wir ein gutes und wohlbereitetes Berghuhn.

---

Freitag, den 6. Oktober.

Wolken auf den Bergen in Klippenform. Unter verschiedenen theoretischen Gesprächen gingen wir von Altorf zeitig ab und kamen zum See. Um 9 Uhr ab. Leichtes Gebäude der Schiffe, es hält eins nur drei Jahr. Die größten Stürme erregt der Föhnwind, der im Frühjahr, besonders aber im Herbst über die Berge von Mittag kommt; es entstehen große Wellen und Wirbel. Die Bagage der Reisenden wird auf den Vorderteil der Schiffe gelegt, so wie man sich überhaupt mehr vorwärts setzt. Kleiner Fußtritt des Steuermanns. Es ward von Gemsen und Lauinen gesprochen. Wir kamen der Axe Flüe näher; ungeheuere Felswand und Halbbucht, dann folgt eine zweite, etwas tiefere, dann die Platten. Das Steuerruder ist, wie die andern, nur mit einem leichten Ringe von Schlingholz befestigt. Die Beleuchtung war

schön, die Kapelle lag im Schatten, die Kronalp im Lichten; sie wird wegen der Krone von Flözen auf ihrer Höhe so genannt. Matten, Wald, Abhang und Steile. Alles Menschenwerk, wie auch alle Vegetation, erscheint klein gegen die ungeheuren Felsmassen und Höhen.

Wir fuhren nun quer über den See nach der linken Landspitze zu. Die Schwyzer Mythenberge erscheinen wieder. Ein Reiger flog auf. Wir kamen am Rütli vorbei. Kurz vor der Ecke sind Flöze wie Mauerwerk und Türme. Den See hinauf war's trübe, und die Sonne stach. Gegen Brunnen über die Ecke anmutig überhangende Bäume. Man sah die Mythen in völliger Breite, Brunnen, einen Teil der Landbucht von Schwyz, die schönen, nicht allzusteilen Matten der Schwyzer rechts am See. Wir hielten uns an der linken Seite. Ein Wirtshaus steht in Fels und Waldgebüsch am See. Wir nahmen Piemonteser Soldaten und Luzerner Frauen ein. Man sah Beckenried von weiten, Pilatusberg in Wolken. Es entstand ein Gegenwind, wir kamen an der Grenze von Uri und Unterwalden vorbei, die sehr leicht gezeichnet ist.

Hier ist der Anblick vorwärts mannigfaltig, groß und interessant: das linke Ufer ist waldig und schön bewachsen, man sieht Beckenried an einem fruchtbaren Abhange eines Berges liegen, dessen steiler Gipfel nach und nach sanft bis in die Mitte des Bildes abläuft; hinter diesen schönbewachsnen Strichen ahnet man die Fläche von Stanz. Der wolkenbedeckte Pilatus blickt hervor; alsdann sieht man den Bergrücken, der, teils fruchtbar, teils mit Holz bewachsen, Unterwalden nordwärts gegen den Luzerner See begrenzt. Rechts liegt Gersau, und bald sieht man die Enge, durch die der See seine Wendung nordwestwärts nimmt.

Eine beliebte Äpfelsorte wird in dieser Gegend Breitacher genannt; die Italiener nennen sie melaruzzi.

Näher Beckenried sahen wir die Seiten des Rigi in den Wolken, der Gipfel war klar. In der Entfernung vom See sahen wir Weggis, einen Ort, der durch einen langsam vorschiebenden Kiesboden, nicht etwa durch einen Felsensturz, vor kurzer Zeit von der Stelle geschoben wurde. Das Schieben des Erdreichs, wobei alles zu Grunde ging, was sich auf der Oberfläche befand, dauerte 14 Tage, so daß die Leute ihre Häuser abtragen und das Holz wegschaffen konnten. Ein Haus wurde dergestalt herumgedreht, daß es jetzt nach einer andern Seite hinsieht. Man fängt wieder an, zu bauen. Man sieht nun Beckenried näher. Die Gegend bleibt ungefähr, wie sie oben beschrieben worden, nur daß die Proportionen und Distanzen sich verändern.

Wir langten nun um halb Ein Uhr an und gingen den Fußpfad nach Stanz. Es ist der angenehmste Weg, den man sich denken kann. Er geht unmittelbar am See hin und steigt sanft in die Höhe durch grüne Matten, hohe Nuß- und andere Fruchtbäume und reinliche Häuser, die an dem sanften Abhang liegen, dessen oben gedacht ist. Wir kamen über eine breite Steinrütsche, die durch einen Gießbach heruntergeschoben worden; es hat diese Naturwirkung schon so viel gutes Terrain weggenommen und wird noch mehr wegnehmen. Die Landleute haben ein fremdes Ansehen, sie sind wohlgebildet, aber blaß; der feuchte Boden setzt sie Skrofel und Hautkrankheiten aus. Der See macht nun hier einen Busen gegen ein niedriges Land zu, dieses ist nordwärts durch die Mittagsseite eines sanft abhängenden Berges begrenzt, welcher sehr gut bebaut ist. Die Bäume hingen voll Obst, die Nüsse wurden abgeschlagen. Die Bucht endigt sich mit flachen sumpfigen Wiesen. Wir kamen durch Buochs, wobei ein Landungsplatz für diese Seite ist. Landleute mit Hanf beschäftigt. Schön gepflasterter Weg über eine

Höhe, zwischen Matten, auf welchen Kühe schwelgten. Dergleichen Matten werden im Frühjahr abgeätzt, und wenn das Heu gemacht ist, wachsen sie abermals stark genug, daß die Kühe bis auf den Winter hinreichende Nahrung finden. Man kommt durch ein schmales Tal zwischen eingezäunten Matten und endlich auf die schöne, völlig ebene Fläche, worauf Stanz, nicht zu nahe von hohen Bergen umgeben, liegt. Wir traten im Gasthof zur Krone ein, welcher der Kirche gegenüber auf einem hübschen Platze liegt. In der Mitte steht ein Brunnen, auf den der alte Winkelried mit den Speeren im Arm gestellt ist. Nikolaus von der Flüe hing in der Stube. Auf gemalten Fensterscheiben waren über verschiedenen Wappen die Hauptmomente der Schweizer Chronik aufgezeichnet. Wir lasen in einem Buche: Kleiner Versuch einer besondern Geschichte des Freistaats Unterwalden. Luzern 1789. In der Dedikation der sonderbare Titel: Helvetisch großmächtige.

Heilige, Helden, Staatsleute und Frauen aus der Geschichte des Landes.

---

Sonnabend, den 7. Oktober.

Stanz. Früh Nebel; doch der Schein der Morgensonne hie und da auf den Berggipfeln. Gegen 8 Uhr ab. Flache Matten zwischen Bergen; man glaubt zu sehen, wie der ehemals höhere See hier hereingewirkt und das Erdreich zubereitet. Gegen Stanzstad wird es sumpfiger. Am Landungsplatze selbst ist rings herum die Ansicht gar angenehm, wegen den mannigfaltigen Bergen, Buchten und Armen des Sees, die man sieht oder ahnet. Schöne Sand- oder graue Wackenplatten lagen am See, hierher aus dem Luzernischen transportiert. Die Mädchen haben auf den kleinen Strohhüten

vier Schleifen, wechselsweise rot und grün. Wir fuhren ab, es war etwas neblig.

In der Mitte des Kreuzes, das der See bildet, ist der Anblick höchst interessant, der Charakter der Ufer variiert nach allen Seiten. Luzern liegt in seiner Bucht, umgeben von sanften fruchtbaren Höhen, welche sich rechts an dem Ufer des Arms, der nach Küßnacht hineinreicht, erstrecken. Blickt man nordwärts nach Küßnacht, so liegt rechts ein artiges Vorgebirge, von mannigfaltiger Gestalt, das gut bewachsen und bebaut ist. Ostwärts ist das Wasser zwischen steilen und dunkelbewachsnen Wänden eingefaßt, und die Spitze von Gersau scheint nur einen geringen Durchgang in den obern Teil des Sees zu lassen. Südwärts sieht man nun den berühmten Wartturm von Stanzstad, den kleinen Ort auf seiner Fläche, umgeben von den mannigfaltigsten Gebirgen und Vorgebirgen, hinter denen südwestwärts der Pilatus hervorsieht.

Wir sahen uns überall nach dem Raynalischen Monument um, aber vergebens; man wies uns den Felsen, wo es gestanden hatte. Durch die Zuleitung des goldnen Knopfs auf der Spitze ward es vom Gewitter getroffen, beschädigt und abgetragen.

Wir fuhren an dem artigen Vorgebirge vorbei; es besteht aus sehr neuen Kalk- und Thonflözen. In Stanz, so wie in Uri, ziehen sie Birn an den Häusern; wir hatten einige vom erstern Ort mitgenommen, die von einem unglaublichen Trieb des Saftes aufgeschwollen waren, so daß die Epiderm in Höckern aufgetrieben ist, ja sogar der Stiel saftige Exantheme an sich hatte.

Küßnacht. Gasthof zum Engel. Nach Tische gingen wir ab und fanden einen sanft in die Höhe steigenden, angenehmen Weg. Gesprengte Granitblöcke lagen an der Seite, man hatte sie von einer Matte, die man reinigte,

herüber an die Straße geschafft; wahrscheinlich liegen sie dort als ungeheure Geschiebe. Die Steinart ist die des Gotthards, nur weniger blättrig. Man erreicht die Höhe der kleinen Erdzunge, welche den Vierwaldstätter und den Zuger See trennt. Kapelle zum Andenken von Geßlers Tod. Man sieht nun rückwärts von oben herunter eine anmutig gebaute, aufsteigende Bucht vom Luzerner See herauf. Wir fanden einige Kastanienbäume, sehr schön bestandne Matten und Baumstücke, deren hohes Gras und Kraut von den Kühen mehr zertreten als gefressen ward. Wir erblickten den Zuger See, eigner Charakter desselben, sanft abhängende Berge. Arth liegt rechts im Winkel. Besondere Bauart der kleinen Schiffe; sie sind nur aus zwei Stücken zusammengesetzt und gleichen also völlig einem großen ausgehöhlten Baumstamm; die Bänke stehen durchaus quer und passen sauber in die Fugen; an den Seiten sind noch Bretter aufgesetzt, an denen die Ruder angebracht sind. Man fährt sehr schnell damit. Die Ruder sind klein und der Takt viel geschwinder. Links wird ein Sandstein gebrochen. Man fährt nun um die Ecke; der See nimmt nordwärts einen sehr heitern Charakter an, indem er, nur von Hügeln umgeben, die Berge des untern Landes in der Ferne zeigt. Im Grunde beim Ausfluß sieht man Cham, über den ein ferner flacher Berg hervorragt. Rechts besteht das Ufer aus Thonflözen, über denen sich ein mit artigen Gruppen bewachsner Berg hervorhebt. Dann erscheint eine angenehme Fläche am See, mit fruchtbaren Höhen begrenzt, ein weitläufiges Dorf Oberwyl darin erbaut. Man sieht wieder etwas Weinbau. Man kommt nach Zug. Eingekehrt im Ochsen. Der Ort ist reinlich und alt, aber gut gebauet, liegt an einer Anhöhe, ist der Stapelort von den Gütern, die nach Zürch gehen und daher kommen. Er liefert den kleinen Kantonen Töpfer-

ware, weil diesen aller Thon zu dem Endzweck mangelt. Es sind auch verschiedene Feuerhandwerke daselbst in guter Nahrung.

Schöne gemalte Scheiben im Wirtshaus.

---

Sonntag, den 8. Oktober.

Um 8 Uhr aus Zug. Angenehmes fruchtbares Tal; hinaufwärts etwas Fruchtbau, hie und da in den Tiefen und Flächen Moorland. Halbbedeckter Tag.

Baar. Fläche umher, Mannigfaltigkeit. Gute Wiesen, Baumstücke; nasse Wiesen, Weiden, Erlen. Auf den besten Wiesen wächst viel Leontodon. Der Ort ist artig gebaut, eine geräumige Gasse und dann zerstreute Häuser zwischen Wiesen und Gärten. Man findet dahinter eine große Gemeinweide mit Obstbäumen. Man kommt an einen Bach und steigt aufwärts. Ilex aquifolium, das wir auf den Mittelbergen gefunden. Artiges Buschholz, Knüppelstieg dadurch. Auf der Höhe Fruchtbau, etwas magrer, doch gemischter Boden. Man sieht rückwärts einen Teil des Zuger Sees. Weiterhin wird der Boden sumpfig, man findet keine Häuser mehr. Der Fahrweg ist abscheulich. Saures Gras und niedres Röhricht wird zum Streuen gehauen.

Man kommt über die Sihlbrücke. Der Aufstieg gegenüber im Zürcher Gebiet ist steil, aber der Weg gut. Endlich gelangt man wieder zur Aussicht des Zürcher Sees, den man rechts hat, links das nördliche Ende des Zuger Sees. Man steigt hinab, große Mannigfaltigkeit nach dem See zu, schöner Torf. Claußen, ein kleiner Ort. Der letzte Teil des Weges ist ein abscheulich unterhaltenes Pflaster. Horgen. Dies der Stapelort der Waren, die von Zürch und Zug kommen. Wir aßen im Löwen, schöne Aussicht des Gasthauses. Wir fuhren bei einem warmen Abend in zwei Stunden nach Stäfa.

---

# Stäfa

Lage desselben am See, fast eine Stunde lang. Häuser durch die Besitzungen getrennt. Kultur im höchsten Grade. Einige Landbuchten vom See herein mit fruchtbarem Erdreich gegen die Hügel, die Hügel selbst fruchtbar. Beschreibung der Aussicht vom Balkon meines Zimmers. Links die Straße durchs Ort, an der andern Seite derselben mit Mauer erhöhter Weingarten und Brunnen, weiter in eine artige Hecke eingezäunte Besitztümer, Feld mit gelben Rüben, ein größeres mit weißen Rüben; keimende neue Saat, bestellte Flecke, umgegrabene Flecke, schwarzer Boden, Rübenfeld. Häuser zwischen Baumstücken am Fuße der Hügel, Wiesenflecken, Weinberge den Hügel hinauf, oberwärts neue Anlagen geteilter Gemeingüter und besser benutzter Privatgüter. Ostwärts Kirchenhügel, mit Wein, Feldbau, Fruchtbäumen, Häusern und der Kirche. Im Hintergrund kahle Berge um den Wallenstädter See. Rechte Seite der Straße. Hausgarten, Weingarten des Nachbars, Haus des Nachbars, das die Aussicht unterbricht, weiter rechts südwärts hinter dem Hausgarten und Weingarten des Nachbars gegen Mittag und Südwest ununterbrochene Wiesen, dicht mit Fruchtbäumen besetzt, bis an den See hinunter. Die Fläche des Sees und das jenseitige Ufer, heitere Ortschaften daran hingezogen und bis an die steilern Höhen die Abhänge so viel als möglich genutzt. Wenn man mit dem Perspektiv die Flächen durchläuft, so ist es eine unendliche Welt, die man übersieht. Im Süden zeigen sich die Gipfel der Berge bei Einsiedeln und Schwyz, jetzt schon stark beschneit, da die ganze untere Landschaft noch vollkommen grün ist, und kaum einige Bäume durch rot und braune Tinten das Alter des Jahrs verkündigen. Was man sonst von Ökonomen

wünschen hört, das sieht man hier vor Augen, den höchsten Grad von Kultur, mit einer gewissen mäßigen Wohlhabenheit. Man kann wohl sagen: es ist keine Hütte hier am Ort, alles Häuser und meist große Gebäude, die aber anzeigen, daß ein Landwirt darinnen wohnt.

---

Montag, den 9. Oktober.

Früh am Tagebuch diktiert. Die Schweizer Chronik wegen der Tellischen Geschichte. Mit Meyer über die Behandlung derselben; über Behandlung überhaupt bei Gelegenheit der Schillerschen Briefe.

---

Dienstag, den 10. Oktober.

Abschrift des Tagebuchs. Verzeichnis der Mineralien und Einpacken derselben. Tschudis Chronik. Zeichnung Tells mit dem Knaben. Niobe, Vorlesung.

---

Mittwoch, den 11. Oktober.

Abschrift des Tagebuchs fortgesetzt. Friese des Julius Roman. Andrea del Sarto, Vorlesung. Einpacken der Steine.

---

Donnerstag, den 12. Oktober.

Abschrift des Tagebuchs fortgesetzt. Ferneres Einpacken und Vorlesung der florentinischen Kunstgeschichte.

---

Freitag, den 13. Oktober.

Diktiert den Entwurf zu einer Abhandlung über die Gegenstände der bildenden Kunst. Vorlesung wie gestern.

---

Sonnabend, den 14. Oktober.

Brief an Schiller. Vorlesung wie gestern.

---

## An Schiller.

Den 14. Oktober.

An einem sehr regnichten Morgen bleibe ich, werter Freund, in meinem Bette liegen, um mich mit Ihnen zu unterhalten und Ihnen Nachricht von unserm Zustande zu geben, damit Sie, wie bisher, uns mit Ihrem Geiste begleiten und uns von Zeit zu Zeit mit Ihren Briefen erfreuen mögen.

Kaum hatte ich mich in Zürch mit dem guten Meyer zusammengefunden, kaum waren wir zusammen hier angelangt, kaum hatte ich mich an seinen mitgebrachten Arbeiten, an der angenehmen Gegend und ihrer Kultur erfreut, als die nahen Gebirge mir eine gewisse Unruhe gaben und das schöne Wetter den Wunsch unterhielt, mich ihnen zu nähern, ja sie zu besteigen. Der Instinkt, der mich dazu trieb, war sehr zusammengesetzt und undeutlich. Ich erinnerte mich des Effekts, den diese Gegenstände vor zwanzig Jahren auf mich gemacht: der Eindruck war im Ganzen geblieben, die Teile waren verloschen, und ich fühlte ein wundersames Verlangen, jene Erfahrungen zu wiederholen und zu rektifizieren. Ich war ein anderer Mensch geworden, und also mußten mir die Gegenstände auch anders erscheinen. Meyers Wohlbefinden und die Überzeugung, daß kleine gemeinschaftliche Abenteuer, so wie sie neue Bekanntschaften schneller knüpfen, auch den alten günstig sind, wenn sie nach einigem Zwischenraum wieder erneut werden sollen, entschieden uns völlig, und wir reisten mit dem besten Wetter ab, das uns auch auf das vorteilhafteste 11 Tage begleitete. Ein vollständiges, obgleich aphoristisches Tagebuch teile ich in der Folge mit, indessen wird Ihre liebe Frau, die einen Teil der Gegenden kennt, vielleicht eins und das andere aus der Erinnerung hinzufügen.

Bei unserer Zurückkunft fand ich Ihre beiden lieben Briefe, mit den Beilagen, die sich unmittelbar an die Unterhaltung anschlossen, welche wir auf dem Wege sehr eifrig geführt hatten, indem die Materie von den vorzustellenden Gegenständen, von der Behandlung derselben durch die verschiedenen Künste oft von uns, in ruhigen Stunden, vorgenommen worden. Vielleicht zeigt Ihnen eine kleine Abhandlung bald, daß wir völlig Ihrer Meinung sind; am meisten aber wird mich's freuen, wenn Sie Meyers Beschreibungen und Beurteilungen so vieler Kunstwerke hören und lesen. Man erfährt wieder bei dieser Gelegenheit, daß eine vollständige Erfahrung die Theorie in sich enthalten muß. Um desto sichrer sind wir, daß wir uns in einer Mitte begegnen, da wir von so vielen Seiten auf die Sache losgehen.

Wenn ich Ihnen nun von meinem Zustande sprechen soll, so kann ich sagen, daß ich bisher mit meiner Reise alle Ursache habe zufrieden zu sein. Bei der Leichtigkeit, die Gegenstände aufzunehmen, bin ich reich geworden, ohne beladen zu sein; der Stoff inkommodiert mich nicht, weil ich ihn gleich zu ordnen oder zu verarbeiten weiß, und ich fühle mehr Freiheit als jemals, mannigfaltige Formen zu wählen, um das Verarbeitete für mich oder andere darzustellen. Von den unfruchtbaren Gipfeln des Gotthards bis zu den herrlichen Kunstwerken, welche Meyer mitgebracht hat, führt uns ein labyrinthischer Spazierweg durch eine verwickelte Reihe von interessanten Gegenständen, welche dieses sonderbare Land enthält. Sich durchs unmittelbare Anschauen die naturhistorischen, geographischen, ökonomischen und politischen Verhältnisse zu vergegenwärtigen und sich dann durch eine alte Chronik die vergangnen Zeiten näher zu bringen, auch sonst manchen Aufsatz der arbeitsamen Schweizer zu nutzen, gibt, besonders bei der Umschrieben-

heit der helvetischen Existenz, eine sehr angenehme Unterhaltung; und die Übersicht sowohl des Ganzen als die Einsicht ins Einzelne wird besonders dadurch sehr beschleunigt, daß Meyer hier zu Hause ist, mit seinem richtigen und scharfen Blick schon so lange die Verhältnisse kennt und sie in einem treuen Gedächtnisse bewahrt. So haben wir in kurzer Zeit mehr zusammengebracht, als ich mir vorstellen konnte, und es ist nur schade, daß wir um einen Monat dem Winter zu nahe sind; noch eine Tour von vier Wochen müßte uns mit diesem sonderbaren Lande sehr weit bekannt machen.

Was werden Sie nun aber sagen, wenn ich Ihnen vertraue, daß, zwischen allen diesen prosaischen Stoffen, sich auch ein poetischer hervorgetan hat, der mir viel Zutrauen einflößt? Ich bin fast überzeugt, daß die Fabel vom Tell sich werde episch behandeln lassen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der sonderbare Fall eintreten, daß das Märchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anstatt daß man sonst, um etwas zu leisten, die Geschichte zur Fabel machen muß. Doch darüber künftig mehr. Das beschränkte, höchst bedeutende Lokal, worauf die Begebenheit spielt, habe ich mir wieder recht genau vergegenwärtigt, so wie ich die Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menschen in diesen Gegenden, so gut als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es kommt nun auf gut Glück an, ob aus diesem Unternehmen etwas werden kann.

Nun aber entsteht eine Frage, die uns doch von Zeit zu Zeit zweifelhaft ist: wo wir uns hinwenden sollen, um sowohl Meyers Kollektaneen als meinen eignen alten und neuen Vorrat aufs bequemste und baldigste zu verarbeiten. Leider sind hier am Orte die Quartiere nicht auf den Winter eingerichtet, sonst leugne

ich nicht, daß ich recht geneigt gewesen wäre, hier zu bleiben, da uns denn die völlige Einsamkeit nicht wenig gefördert haben würde. Dazu kommt, daß es der geschickteste Platz gewesen wäre, um abzuwarten, ob Italien oder Frankreich aufs künftige Frühjahr den Reisenden wieder anlockt oder einläßt. In Zürch selbst kann ich mir keine Existenz denken, und wir werden uns wohl nunmehr sachte wieder nach Frankfurt begeben.

Überhaupt aber bin ich auf einer Idee, zu deren Ausführung mir nur noch ein wenig Gewohnheit mangelt. Es würde nämlich nicht schwer werden, sich so einzurichten, daß man auf der Reise selbst mit Sammlung und Zufriedenheit arbeiten könnte. Denn wenn sie zu gewissen Zeiten zerstreut, so führt sie uns zu andern desto schneller auf uns selbst zurück; der Mangel an äußern Verhältnissen und Verbindungen, ja die lange Weile ist demjenigen günstig, der manches zu verarbeiten hat. Die Reise gleicht einem Spiel: es ist immer Gewinn und Verlust dabei, und meist von der unerwarteten Seite; man empfängt mehr oder weniger, als man hofft, man kann ungestraft eine Weile hinschlendern, und dann ist man wieder genötigt, sich einen Augenblick zusammenzunehmen. Für Naturen wie die meine, die sich gerne festsetzen und die Dinge festhalten, ist eine Reise unschätzbar: sie belebt, berichtigt, belehrt und bildet.

Ich bin auch jetzt überzeugt, daß man recht gut nach Italien gehen könnte, denn alles setzt sich in der Welt nach einem Erdbeben, Brand und Überschwemmung so geschwind als möglich in seine alte Lage, und ich würde persönlich die Reise ohne Bedenken unternehmen, wenn mich nicht andere Betrachtungen abhielten. Vielleicht sehen wir uns also sehr bald wieder, und die Hoffnung, mit Ihnen das Erbeutete zu teilen und zu einer immer größern theoretischen und praktischen Vereinigung zu ge-

langen, ist eine der schönsten, die mich nach Hause lockt. Wir wollen sehen, was wir noch alles unterweges mitnehmen können. So hat Basel wegen der Nähe von Frankreich einen besondern Reiz für mich; auch sind schöne Kunstwerke, sowohl ältere als ausgewanderte, daselbst befindlich.

---

Sonntag, den 15. Oktober.

Über die Motive und die übrigen Teile der bildenden Kunst. Vorlesung wie gestern. Abends Friese des Julius Roman detailliert. (Wir kamen diese Tage wegen des Regenwetters nicht aus dem Hause.)

---

Montag, den 16. Oktober.

Sehr schönes Wetter. Früh einiges diktiert, bei Zeiten gegessen. Nach Tische nach Herrliberg zu Herrn Escher.

---

Dienstag, den 17. Oktober.

Früh Briefe diktiert. Kam die Aldobrandinische Hochzeit an.

---

## An Voigt.

Den 17. Oktober.

Wir sind von unserer Reise, auf der wir die vier kleinen Kantone Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug durchstrichen haben, glücklich zurückgekommen. Das Wetter hat uns sehr begünstigt, und ein ziemlich umständliches Tagebuch wird künftig zu mancherlei Unterhaltung Gelegenheit geben. Jetzt ist man hier am See in der Weinlese begriffen, die um desto mehr die Menschen erfreut, als der Wein im hohen Preis ist und stark ausgeführt wird.

Seit einigen Tagen sind die Nachrichten vom Rhein her beunruhigend, und die Franzosen scheinen selbst an die Schweizer Händel zu suchen; sollte der Krieg wieder angehen, so ist ein ungeheures Unheil zu befürchten.

Indessen wünschte ich Ihnen nur einen Blick von dem kleinen Balkon meines Zimmers in die äußerst kultivierten Besitzungen dieses Orts, den daran stoßenden See und die jenseitigen Ufer.

In acht Tagen wird sich's entscheiden, was wir wegen unserer Rückreise zu beschließen haben, da die ganze Welt ringsum sich wieder zu verwirren drohet. Am Ende bleibt uns wohl nur der Weg, den Wieland vor einem Jahre nahm. Wer hätte denken sollen, daß man in der Schweiz nochmals in Gefahr käme, von Deutschland abgeschnitten zu werden!

Daß wir auf unserer Reise brav Steine geklopft haben, können Sie leicht denken, und ich habe deren fast mehr, als billig ist, aufgepackt. Wie soll man sich aber enthalten, wenn man zwischen mehreren Zentnern von Adularien mitten inne sitzt! Unter mehrern bekannten Dingen bringe ich auch einige seltne und vorzüglich schöne Sachen mit. Ich wünschte, schon läge alles ausgepackt vor Ihnen und ich genösse Ihre Unterhaltung wieder. Doch die Zeit wird auch kommen, und wir wollen ihr ruhig entgegengehn. Leben Sie indes mit den werten Ihrigen, denen ich mich bestens empfehle, recht wohl. Professor Meyer empfiehlt sich zum besten.

---

## An den Herzog von Weimar.

Den 17. Oktober.

Kaum sind wir aus der unglaublichen Ruhe, in welcher die kleinen Kantone hinter ihren Felsen versenkt liegen, zurückgekehrt, als uns vom Rhein und aus Italien

her das Kriegsgeschrei nach- und entgegenschallt. Bis dieser Brief Sie erreicht, wird manches entschieden sein; ich spreche nur ein Wort vom gegenwärtig Nächsten.

Die Franzosen haben an Bern einen Botschafter geschickt mit dem Begehren, man solle den englischen Gesandten sogleich aus dem Lande weisen. Sie geben zur Ursache an: „Man sehe nicht ein, was er gegenwärtig in der Schweiz zu tun habe, als der Republik innere und äußere Feinde zu machen und aufzureizen.“ Die Berner haben geantwortet: „Es hange nicht von ihnen ab, indem der Gesandte an die sämtlichen Kantone akkreditiert sei.“ Der französische Abgeordnete ist deshalb nach Zürch gekommen. Das Weitere steht zu erwarten. Mir will es scheinen, als suchten die Franzosen Händel mit den Schweizern. Die Überbliebnen im Direktorio sind ihre Freunde nicht; in Barthélemy ist ihr Schutzpatron verbannt. Ein verständiger Mann, der von Paris kommt und die letzten Szenen mit erlebt hat, behauptet, daß es nicht sowohl der royalistischen als der friedliebenden Partei gegolten habe.

Unsre eilftägige Reise, auf der wir die Kantone Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug durchstrichen, ist sehr vom Wetter begünstigt worden. Der Pater Lorenz ist noch so munter, als wir ihn vor so viel Jahren kannten. Tausendmal, ja beständig habe ich mich der Zeit erinnert, da wir diesen Weg zusammen machten. Ich habe viel Freude gehabt, diese Gegenstände wieder zu sehen und mich in mehr als einem Sinne an ihnen zu prüfen. Meine mehrere Kenntnis der Mineralogie war ein sehr angenehmes Hilfsmittel der Unterhaltung. Die Kultur dieser Gegenden, die Benutzung der Produkte ist ein sehr einfacher, aber faßlicher und angenehmer Anblick. Es war eben die Zeit des Bellenzer Marktes, und die Straße des Gotthards war mit Zügen sehr

schönen Viehes belebt. Es mögen diesmal wohl an 4000 Stück, deren jedes hier im Lande 10 bis 15 Louisdor gilt, hinübergetrieben worden sein. Die Kosten des Transports aufs Stück mögen ungefähr 5 Laubtaler sein; geht es gut, so gewinnt man aufs Stück 2 Louisdor gegen den Einkaufspreis und also, die Kosten abgezogen, 3 Laubtaler. Man denke, welche ungeheure Summe also in diesen Tagen ins Land kommt. Eben so hat der Wein auch großen Zug nach Schwaben, und die Käse sind sehr gesucht, so daß ein undenkliches Geld einfließt und alles äußerst teuer wird.

Ich lege eine kleine Schilderung, eine Aussicht von meinem Balkon, bei. Die Kultur ist um den Zürcher See wirklich auf dem höchsten Punkt, und der Augenblick der Weinlese macht alles sehr lebhaft.

Meyer empfiehlt sich zu Gnaden, er ist fleißig mit dem Pinsel und der Feder gewesen. Der letzte Kasten von Rom, der die Aldobrandinische Hochzeit enthielt, ist eben angekommen; wir waren seit einiger Zeit wegen desselben in Sorgen. In einigen Tagen gedenken wir nach Zürch zu gehen und erwarten, was uns die Kriegs- oder Friedensgöttin für einen Weg nach Hause zeigen wird, wo wir Sie gesund und vergnügt anzutreffen hoffen. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin zu Gnaden und erhalten mir Ihre geneigten Gesinnungen.

---

## An Cotta.

Den 17. Oktober.

Wir sind von unserer Fuß- und Wasserreise glücklich wieder in Stäfa angelangt und werden in wenigen Tagen nach Zürch gehen. Dürfte ich Sie bitten, alles, was von nun an bei Ihnen anlangt, bei sich liegen zu

lassen, bis ich es entweder selbst abhole oder einen Ort, wohin es gesendet werden könnte, bezeichnen kann. Das Kriegsfeuer, das sich überall wieder zu entzünden scheint, setzt einen Reisenden in eine sehr zweifelhafte Lage. Ich habe indessen von der kurzen Zeit den möglichsten Gebrauch gemacht. Von den Winterszenen des Gotthards, die nur noch durch Mineralogie belebt werden können, durch die auf mancherlei Weise fruchtbaren, genutzten, und in ihren Einwohnern emsigen Gegenden von Unterwalden, Zug und Zürch, wo uns nun besonders die Weinlese umgibt, haben wir uns in ein Museum zurückgezogen, das durch die von Meyer aus Italien mitgebrachten eigenen Arbeiten und sonstige Acquisitionen gebildet wird, und sind also von dem Formlosesten zu dem Geformtesten übergegangen. Besonders wichtig ist die Kopie des antiken Gemäldes der sogenannten Aldobrandinischen Hochzeit, die im eigentlichsten Sinne mit Kritik gemacht ist, um darzustellen, was das Bild zu seiner Zeit gewesen sein kann, und was jetzt, nach so mancherlei Schicksalen, noch übrig ist. Er hat dazu noch einen so ausführlichen Kommentar geschrieben, der alles enthält, was noch über die Vergleichung des alten und leider so oft restaurierten Bildes, seiner gegenwärtigen Kopie und einer ältern Kopie von Poussin, nach der die Kupferstiche gemacht sind, zu sagen ist. Das Bild selbst, von einem geschickten Meister zu Titus Zeiten mit Leichtigkeit und Leichtsinn auf die Wand gemalt, nunmehr, so viel es möglich war, nachgebildet und wieder hergestellt vor sich zu sehen, sich daran erfreuen und sich über seine Tugenden und Mängel besprechen zu können, ist eine sehr reizende und belehrende Unterhaltung. Das Bild ist 8 Fuß lang, 3½ Fuß hoch, und die Figuren sind nicht gar 2 Fuß Leipziger Maß; die Kopie ist in allem, sowohl in der Größe als den Farben, den Tugenden und

den Fehlern, dem Original möglichst gleich gehalten. Ich hoffe, daß Sie dereinst, wenn es bei mir aufgestellt sein wird, das Vergnügen, es zu beschauen, mit uns teilen werden. Leben Sie recht wohl und gedenken mein.

---

Mittwoch, den 18. Oktober.

Eingepackt. Kam zu Mittag der junge Escher. Wir gingen spazieren und beschauten uns noch die Kultur des Ortes. Abends den Anfang von Tschudis Chronik gelesen.

---

Donnerstag, den 19. Oktober.

Mit Einpacken beschäftigt. Verschiedene Spaziergänge.

---

Freitag, den 20. Oktober.

Absicht zu verreisen durch Gegenwind gehindert.

---

Sonnabend, den 21. Oktober.

Früh 10 Uhr von Stäfa ab. Mittags zu Herrliberg bei Herrn Hauptmann Escher.

---

Sonntag, den 22. Oktober.

Früh Herrn Eschers Kabinett, das sehr schöne Suiten des Schweizergebirges enthält.

---

## Zürich

Montag, den 23. Oktober.

Bei Professor Fäsi und Hauptmann Bürkli; dann zu Chorherr Rahn, dessen Kabinett kostbare Stücke der Schweizer Mineralien enthält. Nach Tische zu Chorherr Hottinger und Dr. Lavater. Abends bei Frau Schultheß.

---

Dienstag, den 24. Oktober.

Früh Briefe. Dann das Bild von Füßli im Rathause; darauf in die Kunsthandlung. Nach Tische zu Mako, sodann zu Herrn Antistes Heß.

---

## An Voigt.

Den 25. Oktober.

Ihre werten Briefe vom 22. September bis den 6. Oktober haben mich in Zürch aufs freundlichste empfangen, als wir von den obern Gegenden des Zürcher Sees in die Stadt kamen. Die Heiterkeit, womit Sie mich von den mancherlei Zuständen und Vorfällen, die Ihnen nah sind, unterrichten, vermehrt den Mut und die Lust, auch wieder bald zurückzukehren. Wir gedenken noch Basel zu sehen und alsdann über Schaffhausen, Tübingen und wahrscheinlich über Ansbach und Nürnberg unsere Rückreise zu nehmen. Die Herbsttage haben hier noch viel angenehme Stunden, und wir hoffen, daß uns auch auf dem Wege die Jahrszeit günstig sein soll.

Nun einiges kürzlich über den Inhalt Ihrer gefälligen Briefe.

Dauthe ist ein verdienstvoller Mann; wie er sich aus den Dekorationen des Schlosses ziehen wird, wollen wir abwarten. Ich zweifle, daß er die Mannigfaltigkeit der Motive habe, die nötig sind, um einen so großen Raum mit Glück zu dekorieren. Ich würde hierzu unter der gehörigen Aufsicht und der regulierenden Einwirkung eher Personen wählen, die erst ganz frisch Rom und Paris gesehen und sich daselbst einen Reichtum der Mittel und einen Geschmack der Zusammensetzung erworben haben. Indessen bin ich für mein Teil zufrieden, wenn nur jemand die Sache in Teilen angibt und im Ganzen

dirigiert; denn auf- oder abgenommen ist alles am Ende ganz einerlei, was gemacht wird. Wenn man einen rechten Park sehen will, so muß man nur vier Wochen in der Schweiz umherziehen, und wenn man Gebäude liebt, so muß man nach Rom gehen. Was wir in Deutschland, ja aller Orten, der Natur aufdringen und der Kunst abgewinnen wollen, sind alles vergebliche Bemühungen.

Verzeihen Sie mir diese gleichsam hypochondrischen Reflexionen; ich freue mich Ihres guten Humors, der aus Ihren freundschaftlichen Briefen hervorleuchtet, um desto mehr, als ich immer selbst vielleicht allzusehr zum Ernste geneigt bin.

Wegen des Apothekers will ich mich in Tübingen erkundigen, wo ich einen sehr braven Mann in dieser Kunst habe kennen lernen. Heute kommen uns von Basel wieder Friedenshoffnungen; es bleibt uns nichts übrig, als daß wir abwarten.

Lassen Sie sich unser Theater einigermaßen empfohlen sein. Ich freue mich, wenn der Almanach Ihnen etwas Angenehmes gebracht hat. Sowohl dieser als der Viewegische sollte schon aufgewartet haben, wenn meine Bestellungen alle wären richtig besorgt worden. Leben Sie recht wohl! Es ist eine der angenehmsten Hoffnungen, der ich entgegen sehe, Sie noch vor Ende des nächsten Monats zu umarmen.

---

## An Böttiger.

Den 25. Oktober.

Es war unserm Meyer und mir ein angenehmer Empfang in Zürch, auch einen Brief von Ihnen vorzufinden; denn besonders seitdem die Aldobrandinische

Hochzeit dem weit und breit gewaltigen Buonaparte glücklich entronnen und vor wenigen Tagen in Stäfa angelangt war, so konnte der Wunsch nicht außen bleiben, dieses dem Moder und den Franzosen entrißne Bild schon in Weimar aufgestellt und von Ihnen beleuchtet zu sehen. Es wird, sorgfältig eingepackt, auf der Reise mitgeführt, weil wir diesen Schatz fremden Händen und neuen Zufällen nicht aussetzen mögen.

Seitdem ich mit Meyer wieder zusammen bin, haben wir viel theoretisiert und praktisiert, und wenn wir diesen Winter unsern Vorsatz ausführen und ein Epitome unserer Reise und Nichtreise zusammenschreiben, so wollen wir abwarten, was unsere Verlagsverwandte für einen Wert auf unsere Arbeit legen; es soll keiner von der Konkurrenz ausgeschlossen sein. Unsere Absicht ist, ein paar allgemein lesbare Oktavbände zusammenzustellen und im dritten das als Noten und Beilagen nachzubringen, was vielleicht nur ein spezielleres Interesse erregen könnte. Davon soll denn bei unserer nächsten Zurückkunft weiter gehandelt werden, um desto ausführlicher, als wir uns Ihre Beihilfe zu erbitten haben.

Das gute Zeugnis, das Sie unserm Theater geben, hat mich sehr beruhigt, denn ich leugne nicht, daß der Tod der Becker mir sehr schmerzlich war. Sie war mir in mehr als einem Sinne lieb. Wenn sich manchmal in mir die abgestorbne Lust, fürs Theater zu arbeiten, wieder regte, so hatte ich sie gewiß vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmutigeres. Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet, sie überraschte mich in den formlosen Gebirgen. Liebende haben Tränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Toten; ich wünschte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelänge.

Über die Genauigkeit, mit welcher Meyer die Kunstschätze der alten und mittlern Zeit rezensiert hat, werden Sie erstaunen und sich erfreuen, wie eine Kunstgeschichte aus diesen Trümmern gleichsam wie ein Phönix aus einem Aschenhaufen aufsteigt. Wie wichtig ein solcher neuer Pausanias sei, fällt erst in die Augen, wenn man recht deutlich anschaut, wie die Kunstwerke durch Zeit und offenbare oder geheime Ereignisse zerstreut und zerstört werden. Wie manche Unterhaltung soll uns dies und alles, was damit verwandt ist, diesen Winter geben! Gegenwärtig wollen wir nur noch von Basel in das nicht gelobte Land hinübersehen und dann wahrscheinlich über Schaffhausen und durch Schwaben unsern Rückweg antreten.

Leben Sie recht wohl und gedenken unserer!

Das Exemplar des Vasenheftes soll von Frankfurt wieder zurückkommen. Den neuen Musenalmanach habe ich noch nicht gesehen; da ihm das Gewürz der Bosheit und Verwegenheit mangelt, so fürchte ich, daß er sich mit seinem vorjährigen Bruder nicht werde messen können.

Nochmals ein Lebewohl und die besten Grüße an Freund Wieland, dessen freundliche wohlbehaltne Tochter ich gestern mit Freuden gesehen habe; das Enkelchen schlief, sonst könnte ich von dem auch einige Nachricht geben.

---

## An Schiller.

Den 25. Oktober.

Ehe ich von Zürch abgehe, nur einige Worte, denn ich bin sehr zerstreut und werde es wohl noch eine Weile bleiben, denn wir gedenken auf Basel, von da auf Schaffhausen, Tübingen und so weiter zu gehen; wahrscheinlich treffe ich am letzten Orte wieder etwas von Ihnen an.

Keinen Musenalmanach, keinen Hermann habe ich noch gesehen, alles das und mehreres wird mir denn wohl in Deutschland begegnen.

Wäre die Jahrszeit nicht so weit, so sähe ich mich wohl noch gern einen Monat in der Schweiz um, um mich von den Verhältnissen im ganzen zu unterrichten. Es ist wunderbar, wie alte Verfassungen, die bloß auf Sein und Erhalten gegründet sind, sich in Zeiten ausnehmen, wo alles zum Werden und Verändern strebt. Ich sage heute weiter nichts als ein herzliches Lebewohl. Von Tübingen hören Sie mehr von mir.

---

Wir hatten kaum in diesen Tagen unser Schema über die zuläßlichen Gegenstände der bildenden Kunst mit großem Nachdenken entworfen, als uns eine ganz besondre Erfahrung in die Quere kam. Ihnen ist die Zudringlichkeit des Vulkans gegen Minerven bekannt, wodurch Erichthonius produziert wurde. Haben Sie Gelegenheit, so lesen Sie diese Fabel ja in der ältern Ausgabe des Hederichs nach, und denken dabei: daß Raphael daher Gelegenheit zu einer der angenehmsten Kompositionen genommen hat. Was soll denn nun dem glücklichen Genie geraten oder geboten sein? Leben Sie nochmals recht wohl.

---

Später.

Ich habe vorhin über einen Fall gescherzt, der uns unvermutet überrascht und erfreut hat; er schien unsere theoretischen Bemühungen umzustoßen und hat sie aufs neue bestärkt, indem er uns nötigte, die Deduktion unserer Grundsätze gleichsam umzukehren. Ich drücke mich also hierüber nochmals so aus:

Wir können einen jeden Gegenstand der Erfahrung

als einen Stoff ansehen, dessen sich die Kunst bemächtigen kann, und da es bei derselben hauptsächlich auf die Behandlung ankommt, so können wir die Stoffe beinahe als gleichgültig ansehen; nun ist aber bei näherer Betrachtung nicht zu leugnen, daß die einen sich der Behandlung bequemer darbieten als die andern und daß, wenn gewisse Gegenstände durch die Kunst leicht zu überwinden sind, andere dagegen unüberwindlich scheinen. Ob es für das Genie einen wirklich unüberwindlichen Stoff gebe, kann man nicht entscheiden; aber die Erfahrung lehrt uns, daß in solchen Fällen die größten Meister wohl angenehme und lobenswürdige Bilder gemacht, die aber keineswegs in dem Sinne vollkommen sind, als die, bei welchen der Stoff sie begünstigte. Denn es muß sich die Kunst ja fast schon erschöpfen, um einem ungünstigen Gegenstande dasjenige zu geben, was ein günstiger schon mit sich bringt. Bei den echten Meistern wird man immer bemerken, daß sie da, wo sie völlig freie Hand hatten, jederzeit günstige Gegenstände wählten und sie mit glücklichem Geiste ausführten. Gaben ihnen Religions- oder andere Verhältnisse andere Aufgaben, so suchten sie sich zwar so gut als möglich herauszuziehen, es wird aber immer einem solchen Stück etwas an der höchsten Vollkommenheit, das heißt an innerer Selbständigkeit und Bestimmtheit fehlen. Wunderbar ist es, daß die neuern und besonders die neusten Künstler sich immer die unüberwindlichen Stoffe aussuchen und auch nicht einmal die Schwierigkeiten ahnen, mit denen zu kämpfen wäre; und ich glaube daher, es wäre schon viel für die Kunst getan, wenn man den Begriff der Gegenstände, die sich selbst darbieten, und anderer, die der Darstellung widerstreben, recht anschaulich und allgemein machen könnte.

Äußerst merkwürdig ist mir bei dieser Gelegenheit,

daß auch hier alles auf die Erörterung der Frage ankäme, welche die Philosophen so sehr beschäftigt: inwiefern wir nämlich einen Gegenstand, der uns durch die Erfahrung gegeben wird, als einen Gegenstand an sich ansehen dürfen oder ihn als unser Werk und Eigentum ansehen müssen. Denn wenn man der Sache recht genau nachgeht, so sieht man, daß nicht allein die Gegenstände der Kunst, sondern schon die Gegenstände zur Kunst eine gewisse Idealität an sich haben; denn indem sie bezüglich auf Kunst betrachtet werden, so werden sie durch den menschlichen Geist schon auf der Stelle verändert. Wenn ich nicht irre, so behauptet der kritische Idealismus so etwas von aller Empirie, und es wird nur die Frage sein, wie wir in unserm Falle, in welchem wir, wo nicht eine Erschaffung, doch eine Metamorphose der Gegenstände annehmen, uns so deutlich ausdrücken, daß wir allgemein verständlich sein können und daß wir auf eine geschickte Weise den Unterschied zwischen Gegenstand und Behandlung, welche beide so sehr zusammenfließen, schicklich bezeichnen können.

---

Mittwoch, den 25. Oktober.

Meist mit Vorbereitungen zur Abreise von Zürch beschäftigt.

---

## Heimfahrt

Donnerstag, den 26. Oktober.

Früh 8 Uhr aus Zürch. Um 11 Uhr in Bülach. Wir fanden den Weinstock in dieser Gegend niedergelegt, welches am Zürcher See nicht geschieht. Um 12 Uhr in Eglisau. Gasthof zum Hirsch. Aussicht auf den Rhein.

Ab um halb Zwei. Dunkler Streif zwischen den Regenbogen sehr sichtbar. Mistjotte auf die Saat gegossen. Vom Wege herab nach dem Rheinfall gegangen. Dämmerung; böser Fußweg nach Schaffhausen.

---

Freitag, den 27. Oktober.

Die drei Basaltfelsen: Hohentwiel, Hohenkrähen und der dritte bei Engen. Gegen Mittag in Engen. Geschichte des Bauers, der sein schlechtes Häuschen anmalen ließ und darüber immer Einqartierung bekam. Abends in Tuttlingen.

---

Sonnabend, den 28. Oktober.

Bis Balingen.

---

Sonntag, den 29. Oktober.

Bis Tübingen.

---

Montag, den 30. und Dienstag, den 31. Oktober.

Blieb man daselbst.

---

## An Schiller.

Tübingen, den 30. Oktober.

Wir haben die Tour auf Basel aufgegeben und sind gerade auf Tübingen gegangen. Die Jahrszeit, Wetter und Weg sind nun nicht mehr einladend, und da wir einmal nicht in der Ferne bleiben wollen, so können wir uns nun nach Hause wenden. Welchen Weg wir nehmen, ist noch unentschieden.

Viel Glück zum Wallenstein! Ich wünsche, daß, wenn wir kommen, ein Teil schon sichtbar sein möge. Meyer grüßt bestens. Möchten wir Sie mit den Ihrigen recht

gesund finden. Von der Hälfte des Wegs, von Frankfurt oder Nürnberg, hören Sie noch einmal von uns.

Humboldt hat von München geschrieben und geht nach Basel. Nochmals Lebewohl und Hoffnung baldigen Wiedersehens.

---

Mittwoch, den 1. November.

Des Morgens 6 Uhr von Tübingen über Echterdingen, aßen daselbst zu Mittag im Hirsch und kamen nach Stuttgart Abends; logierten im Schwarzen Adler.

---

Donnerstag, den 2. November.

Früh 5 Uhr von Stuttgart nach Cannstatt, über den Neckar; nach Fellbach und Waiblingen. Bei Cannstatt große Anzahl Mehlfässer und Wägen, desgleichen auch bei Waiblingen. Allee von Fruchtbäumen, schöner Feldbau. Durch Endersbach und Heppach. Die Rems fließt durch. Frucht- und Weinbau. Geradstetten, Hebsack, Winterbach, Schorndorf. Feldbau auf schöner Fläche. Wiesen und Weinbau. Saat- und Brachfelder wechseln sehr mannigfaltig. Plüdershausen. Feldbau geht fort bis Lorch. Nahe dabei liegt ein Kloster auf einem sanft aufsteigenden kleinen Berge. Man kommt über die Grenze des württembergischen Landes. Gmünd, eine freie Reichsstadt an der Rems, mit grünen Matten und Gärten umgeben. Die Stadt hat zwei Wälle, in der Vorstadt Mist. Sehr altgebaute Häuser. Logierten in der Post.

---

Freitag, den 3. November.

Früh 6 Uhr aus Gmünd. Große Wagenburg und Geschütz vor der Stadt. Hussenhofen. Tal, auf beiden

Seiten mit Wald eingeschlossen. Das Tal wird flächer, man kommt nach Böbingen, über Mögglingen nach Aalen. Schöne Mädchen. Uhr mit einem Tobaksraucher. Chaussee mit Schlacken. Hoher Ofen. Wasseralfingen links. Stieg, fruchtbar Land auf beiden Seiten. Leidensgeschichte. Ort in der Tiefe. Gelber weicher Kalkstein an der Chaussee. Fruchtbare Höhen fahren fort, einzelne Eichen, Fichtenwald. Man kommt nach Buch, über eine Höhe nach Schwabsberg, man sieht Ellwangen vor sich auf der Höhe. Die Jagst fließt unten im Tal. Fichtenwald.

---

Sonnabend, den 4. November.

Von Ellwangen. Der Weg geht nach dem Schloß hinauf, dann auf der fruchtbaren Höhe fort, gegenüber sieht man die Wallfahrt Schöneberg liegen. So lange die Höhe dauert, fruchtbarer Boden von rotem Thon mit Sand vermischt. Böser Knüppelstieg. Man kommt nach Ellenberg. Der Weg führt in eine Tiefe durch Tannenwald. Der Boden ist meist roter Sand. Einige Fischteiche, mit Wald umgeben. Saatfelder, zerstreute Häuser. Dinkelsbühl. Fruchtbare Lage. Die Stadt hat zwei Wälle, ist alt, aber reinlich, man sieht wenig Garten. Guter Fruchtbau. Sandiger Weg. Rechts in einiger Entfernung Ober-Cömmet. Durch Fichtenwald nach Matzmannsdorf und Burk. Königshofen. Bechhofen. Großenried.

---

Sonntag, den 5. November.

Von Großenried des Morgens um Sechs. Feldbau, kleine Waldpartien. Durch Leidendorf. Gutes Feld, Wald mit einer Mauer umgeben. Durch Breiten-

brunn. Rechts Merkendorf, hinter einem Tannenwäldchen. Eschenbach. In einem Tale herunter. Viel Hopfenbau. Einige Mühlen. Durch Ismannsdorf zu einem Stieg herauf, durch Tannenwald, Kiesel und Dendriten. Nach Windsbach. Der Ort hat reinliche Häuser und ist leidlich gepflastert. Über Moosbach, Rudersdorf. Die Aurach fließt dran vorbei. Feldstücke mit Tabak bepflanzt. Durch Hoch nach Schwabach. Die Stadt liegt in einem ganz flachen fruchtbaren Tale, die innere Stadt ist alt, hat aber hie und da schöne neue Häuser, besonders sind vor den Toren viel, und meist von Stein bis unters Dach aufgeführt. Logierten im Lamm.

---

Im stillen Busch den Bach hinab
Treibt Amor seine Spiele,
Und immer leise dip, dip, dap,
So schleicht er nach der Mühle.
Es macht die Mühle klapp, rap, rap;
So geht es stille dip, dip, dap,
Was ich im Herzen fühle.

Da saß sie wie ein Täubchen
Und rückte sich am Häubchen
Und wendete sich ab;
Ich glaube gar, sie lachte.
Und meine Kleider machte
Die Alte gleich zum Bündel.
Wie nur so viel Gesindel
Im Hause sich verbarg!
Es lärmten die Verwandten,
Und zwei verfluchte Tanten
Die machten's teuflisch arg.

---

Montag, den 6. November.

Von Schwabach guter Weg über Reichelsdorf, durch Eibach und Schweinau. Nach Nürnberg des Morgens 10 Uhr. Logis: Rote Hahn.

---

## An Schiller.

Nürnberg, den 10. November.

Wir haben zu unsrer besondern Freude Knebeln hier angetroffen und werden daher etwas länger, als wir gedachten, verweilen. Die Stadt bietet mancherlei Interessantes an, alte Kunstwerke, mechanische Arbeiten, so wie sich auch über politische Verhältnisse manche Betrachtungen machen lassen. Ich sage Ihnen daher nur ein Wort des Grußes und sende ein Gedicht. Es ist das vierte zu Ehren der schönen Müllerin. Das dritte ist noch nicht fertig; es wird den Titel haben Verrat und die Geschichte erzählen, da der junge Mann in der Mühle übel empfangen wird.

Wir haben in dem freundlichen Zirkel der Kreisgesandten bereits einige frohe Tage verlebt und gedenken erst den 15. von hier abzugehen. Wir werden den geraden Weg über Erlangen, Bamberg und Kronach nehmen, und so hoffe ich denn in wenig Tagen das Vergnügen zu haben, Sie wieder zu umarmen und über hundert Dinge Ihre Gedanken zu erfragen.

# Am Rhein, Main und Neckar

1814 und 1815

---

Zu des Rheins gestreckten Hügeln,
Hochgesegneten Gebreiten,
Auen, die den Fluß bespiegeln,
Weingeschmückten Landesweiten
Möget, mit Gedankenflügeln,
Ihr den treuen Freund begleiten.

# Sankt Rochus-Fest zu Bingen

Am 16. August 1814.

Vertraute, gesellige Freunde, welche schon wochenlang in Wiesbaden der heilsamen Kur genossen, empfanden eines Tages eine gewisse Unruhe, die sie durch Ausführung längst gehegter Vorsätze zu beschwichtigen suchten. Mittag war schon vorbei, und doch ein Wagen augenblicklich bestellt, um den Weg ins angenehme Rheingau zu suchen. Auf der Höhe über Biebrich erschaute man das weite, prächtige Flußtal mit allen Ansiedelungen innerhalb der fruchtbarsten Gauen. Doch war der Anblick nicht vollkommen so schön, als man ihn am frühen Morgen schon öfters genossen, wenn die aufgehende Sonne so viel weiß angestrichene Haupt- und Giebelseiten unzähliger Gebäude, größerer und kleinerer, am Flusse und auf den Höhen beleuchtete. In der weitesten Ferne glänzte dann vor allen das Kloster Johannisberg, einzelne Lichtpunkte lagen dies- und jenseits des Flusses ausgesät.

Damit wir aber sogleich erführen, daß wir uns in ein frommes Land bewegten, entgegnete uns vor Mosbach ein italienischer Gipsgießer, auf dem Haupte sein wohlbeladenes Brett gar kühnlich im Gleichgewichte schwenkend. Die darauf schwebenden Figuren aber waren nicht

etwa, wie man sie nordwärts antrifft, farblose Götter- und Heldenbilder, sondern, der frohen und heitern Gegend gemäß, bunt angemalte Heilige. Die Mutter Gottes thronte über allen; aus den vierzehen Nothelfern waren die vorzüglichsten auserlesen; der heilige Rochus, in schwarzer Pilgerkleidung, stand voran, neben ihm sein brottragendes Hündlein.

Nun fuhren wir bis Schierstein durch breite Kornfelder, hie und da mit Nußbäumen geschmückt. Dann erstreckt sich das fruchtbare Land links an den Rhein, rechts an die Hügel, die sich nach und nach dem Wege näher ziehen. Schön und gefährlich erscheint die Lage von Walluf, unter einem Rheinbusen, wie auf einer Landzunge. Durch reich befruchtete, sorgfältig unterstützte Obstbäume hindurch sah man Schiffe segeln, lustig, doppelt begünstigt, stromabwärts.

Auf das jenseitige Ufer wird das Auge gezogen; wohlgebaute, große, von fruchtbaren Gauen umgebene Ortschaften zeigen sich, aber bald muß der Blick wieder herüber: in der Nähe steht eine Kapellenruine, die auf grüner Matte ihre mit Efeu begrünten Mauern wundersam reinlich, einfach und angenehm erhebt. Rechts nun schieben Rebhügel sich völlig an den Weg heran.

In dem Städtchen Walluf tiefer Friede, nur die Einquartierungskreide an den Haustüren noch nicht ausgelöscht. Weiterhin erscheint Weinbau zu beiden Seiten. Selbst auf flachem, wenig abhängigem Boden wechseln Rebstücke und Kornfelder, entferntere Hügel rechts ganz bedeckt von Rebgeländern.

Und so, in freier umhügelter, zuletzt nordwärts von Bergen umgrenzter Fläche liegt Ellfeld, gleichfalls nah am Rheine, gegenüber einer großen bebauten Aue. Die Türme einer alten Burg so wie der Kirche deuten schon auf eine größere Landstadt, die sich auch inwendig durch

ältere, architektonisch verzierte Häuser und sonst auszeichnet.

Die Ursachen, warum die ersten Bewohner dieser Ortschaften sich an solchen Plätzen angesiedelt, auszumitteln, würde ein angenehmes Geschäft sein. Bald ist es ein Bach, der von der Höhe nach dem Rhein fließt, bald günstige Lage zum Landen und Ausladen, bald sonst irgend eine örtliche Bequemlichkeit.

Man sieht schöne Kinder und erwachsen wohlgebildete Menschen, alle haben ein ruhiges, keineswegs ein hastiges Ansehen. Lustfuhren und Lustwandler begegneten uns fleißig, letztere öfters mit Sonnenschirmen. Die Tageshitze war groß, die Trockenheit allgemein, der Staub höchst beschwerlich.

Unter Ellfeld liegt ein neues, prächtiges, von Kunstgärten umgebenes Landhaus. Noch sieht man Fruchtbau auf der Fläche links, aber der Weinbau vermehrt sich. Orte drängen sich, Höfe fügen sich dazwischen, so daß sie, hinter einander gesehen, sich zu berühren scheinen.

Alles dieses Pflanzenleben der Flächen und Hügel gedeiht in einem Kiesboden, der, mehr oder weniger mit Leimen gemischt, den in die Tiefe wurzelnden Weinstock vorzüglich begünstigt. Die Gruben, die man zu Überschüttung der Heerstraße ausgegraben, zeigen auch nichts anders.

Erbach ist, wie die übrigen Orte, reinlich gepflastert, die Straßen trocken, die Erdgeschosse bewohnt und, wie man durch die offenen Fenster sehen kann, reinlich eingerichtet. Abermals folgt ein palastähnliches Gutsgebäude, die Gärten erreichen den Rhein, köstliche Terrassen und schattige Lindengänge durchschaut man mit Vergnügen.

Der Rhein nimmt hier einen andern Charakter an, es ist nur ein Teil desselben, die vorliegende Aue beschränkt ihn und bildet einen mäßigen, aber frisch und

kräftig strömenden Fluß. Nun rücken die Rebhügel der rechten Seite ganz an den Weg heran, von starken Mauern getragen, in welchen eine vertiefte Blende die Aufmerksamkeit an sich zieht. Der Wagen hält still, man erquickt sich an einem reichlich quellenden Röhrwasser: dieses ist der Marktbrunnen, von welchem der auf der Hügelstrecke gewonnene Wein seinen Namen hat.

Die Mauer hört auf, die Hügel verflächen sich, ihre sanften Seiten und Rücken sind mit Weinstöcken überdrängt. Links Fruchtbäume. Nah am Fluß Weidichte, die ihn verstecken.

Durch Hattenheim steigt die Straße; auf der hinter dem Ort erreichten Höhe ist der Lehmenboden weniger kiesig. Von beiden Seiten Weinbau, links mit Mauern eingefaßt, rechts abgeböscht. Reichartshausen, ehemaliges Klostergut, jetzt der Herzogin von Nassau gehörig. Die letzte Mauerecke, durchbrochen, zeigt einen anmutig beschatteten Akaziensitz.

Reiche, sanfte Fläche auf der fortlaufenden Höhe, dann aber zieht sich die Straße wieder an den Fluß, der bisher tief und entfernt gelegen. Hier wird die Ebene zu Feld- und Gartenbau benutzt, die mindeste Erhöhung zu Wein. Östrich in einiger Entfernung vom Wasser, auf ansteigendem Boden, liegt sehr anmutig: denn hinter dem Orte ziehen sich die Weinhügel bis an den Fluß, und so fort bis Mittelheim, wo sich der Rhein in herrlicher Breite zeigt. Langenwinkel folgt unmittelbar; den Beinamen des langen verdient es, ein Ort bis zur Ungeduld der Durchfahrenden in die Länge gezogen, Winkelhaftes läßt sich dagegen nichts bemerken.

Vor Geisenheim erstreckt sich ein flaches, niederes Erdreich bis an den Strom, der es wohl noch jetzt bei hohem Wasser überschwemmt; es dient zu Garten- und Kleebau. Die Aue im Fluß, das Städtchen am Ufer

ziehen sich schön gegen einander, die Aussicht jenseits wird freier. Ein weites hüglichtes Tal bewegt sich zwischen zwei ansteigenden Höhen gegen den Hundsrück zu.

Wie man sich Rüdesheim nähert, wird die niedere Fläche links immer auffallender, und man faßt den Begriff, daß in der Urzeit, als das Gebirge bei Bingen noch verschlossen gewesen, das hier aufgehaltene, zurückgestauchte Wasser diese Niederung ausgeglichen und endlich, nach und nach ablaufend und fortströmend, das jetzige Rheinbett daneben gebildet habe.

Und so gelangten wir in weniger als viertehalb Stunden nach Rüdesheim, wo uns der Gasthof zur Krone, unfern des Tores anmutig gelegen, sogleich anlockte.

Er ist an einen alten Turm angebaut und läßt aus den vordern Fenstern rheinabwärts, aus der Rückseite rheinaufwärts blicken; doch suchten wir bald das Freie. Ein vorspringender Steinbau ist der Platz, wo man die Gegend am reinsten überschaut. Flußaufwärts sieht man von hier die bewachsenen Auen in ihrer ganzen perspektivischen Schönheit. Unterwärts am gegenseitigen Ufer Bingen, weiter hinabwärts den Mäuseturm im Flusse.

Von Bingen heraufwärts erstreckt sich, nahe am Strom, ein Hügel gegen das obere flache Land. Er läßt sich als Vorgebirg in den alten höheren Wassern denken. An seinem östlichen Ende sieht man eine Kapelle, dem heiligen Rochus gewidmet, welche soeben vom Kriegsverderben wieder hergestellt wird. An einer Seite stehen noch die Rüststangen; dessen ungeachtet aber soll morgen das Fest gefeiert werden. Man glaubte, wir seien deshalb hergekommen, und verspricht uns viel Freude.

Und so vernahmen wir denn, daß während den Kriegszeiten, zu großer Betrübnis der Gegend, dieses Gotteshaus entweiht und verwüstet worden. Zwar nicht gerade aus Willkür und Mutwillen, sondern weil hier

ein vorteilhafter Posten die ganze Gegend überschaute und einen Teil derselben beherrschte. Und so war das Gebäude denn aller gottesdienstlichen Erfordernisse, ja aller Zierden beraubt, durch Bivouacs angeschmaucht und verunreinigt, ja durch Pferdestallung geschändet.

Deswegen aber sank der Glaube nicht an den Heiligen, welcher die Pest und ansteckende Krankheiten von Gelobenden abwendet. Freilich war an Wallfahrten hieher nicht zu denken: denn der Feind, argwöhnisch und vorsichtig, verbot alle frommen Auf- und Umzüge als gefährliche Zusammenkünfte, Gemeinsinn befördernd und Verschwörungen begünstigend. Seit vierundzwanzig Jahren konnte daher dort oben kein Fest gefeiert werden. Doch wurden benachbarte Gläubige, welche von den Vorteilen örtlicher Wallfahrt sich überzeugt fühlten, durch große Not gedrängt, das Äußerste zu versuchen. Hiervon erzählen die Rüdesheimer folgendes merkwürdige Beispiel. In tiefer Winternacht erblickten sie einen Fackelzug, der sich ganz unerwartet, von Bingen aus, den Hügel hinauf bewegte, endlich um die Kapelle versammelte, dort, wie man vermuten können, seine Andacht verrichtete. Inwiefern die damaligen französischen Behörden dem Drange dieser Gelobenden nachgesehen, da man sich ohne Vergünstigung dergleichen wohl kaum unterfangen hätte, ist niemals bekannt geworden, sondern das Geschehene blieb in tiefer Stille begraben.

Alle Rüdesheimer jedoch, die, ans Ufer laufend, von diesem Schauspiel Zeugen waren, versichern, seltsamer und schauderhafter in ihrem Leben nichts gesehen zu haben.

Wir gingen sachte den Strand hinab, und wer uns auch begegnete, freute sich über die Wiederherstellung der nachbarlichen heiligen Stätte: denn obgleich Bingen vorzüglich diese Erneuerung und Belebung wünschen muß, so ist es doch eine fromme und frohe Angelegenheit für

die ganze Gegend, und deshalb eine allgemeine Freude auf morgen.

Denn der gehinderte, unterbrochene, ja oft aufgehobene Wechselverkehr der beiden Rheinufer, nur durch den Glauben an diesen Heiligen unterhalten, soll glänzend wieder hergestellt werden. Die ganze umliegende Gegend ist in Bewegung, alte und neue Gelübde dankbar abzutragen. Dort will man seine Sünde bekennen, Vergebung erhalten, in der Masse so vieler zu erwartenden Fremden längst vermißten Freunden wieder begegnen.

Unter solchen frommen und heitern Aussichten, wobei wir den Fluß und das jenseitige Ufer nicht aus dem Auge ließen, waren wir, das weit sich erstreckende Rüdesheim hinab, zu dem alten römischen Kastell gelangt, das, am Ende gelegen, durch treffliche Mauerung sich erhalten hat. Ein glücklicher Gedanke des Besitzers, des Herrn Grafen Ingelheim, bereitete hier jedem Fremden eine schnell belehrende und erfreuliche Übersicht.

Man tritt in einen brunnenartigen Hof; der Raum ist eng, hohe schwarze Mauern steigen wohlgefügt in die Höhe, rauh anzusehen, denn die Steine sind äußerlich unbehauen, eine kunstlose Rustika. Die steilen Wände sind durch neu angelegte Treppen ersteiglich; in dem Gebäude selbst findet man einen eigenen Kontrast wohleingerichteter Zimmer und großer, wüster, von Wachfeuern und Rauch geschwärzter Gewölbe. Man windet sich stufenweise durch finstere Mauerspalten hindurch und findet zuletzt, auf turmartigen Zinnen, die herrlichste Aussicht. Nun wandeln wir in der Luft hin und wider, indessen wir Gartenanlagen, in den alten Schutt gepflanzt, neben uns bewundern. Durch Brücken sind Türme, Mauerhöhen und Flächen zusammengehängt, heitere Gruppen von Blumen und Strauchwerk dazwischen; sie waren diesmal regenbedürftig, wie die ganze Gegend.

Nun, im klaren Abendlichte, lag Rüdesheim vor und unter uns. Eine Burg der mittlern Zeit, nicht fern von dieser uralten. Dann ist die Aussicht reizend über die unschätzbaren Weinberge; sanftere und steilere Kieshügel, ja Felsen und Gemäuer sind zu Anpflanzung von Reben benutzt. Was aber auch sonst noch von geistlichen und weltlichen Gebäuden dem Auge begegnen mag, der Johannisberg herrscht über alles.

Nun mußte denn wohl, im Angesicht so vieler Rebhügel des Eilfers in Ehren gedacht werden. Es ist mit diesem Weine wie mit dem Namen eines großen und wohltätigen Regenten: er wird jederzeit genannt, wenn auf etwas Vorzügliches im Lande die Rede kommt; eben so ist auch ein gutes Weinjahr in aller Munde. Ferner hat denn auch der Eilfer die Haupteigenschaft des Trefflichen: er ist zugleich köstlich und reichlich.

In Dämmerung versank nach und nach die Gegend. Auch das Verschwinden so vieler bedeutender Einzelheiten ließ uns erst recht Wert und Würde des Ganzen fühlen, worin wir uns lieber verloren hätten; aber es mußte geschieden sein.

Unser Rückweg ward aufgemuntert durch fortwährendes Kanonieren von der Kapelle her. Dieser kriegerische Klang gab Gelegenheit, an der Wirtstafel des hohen Hügelpunktes als militärischen Postens zu gedenken. Man sieht von da das ganze Rheingau hinauf und unterscheidet die meisten Ortschaften, die wir auf dem Herwege genannt.

Zugleich machte man uns aufmerksam, daß wir von der Höhe über Biebrich schon die Rochuskapelle als weißen Punkt, von der Morgensonne beleuchtet, deutlich öfters müßten gesehen haben; dessen wir uns denn auch gar wohl erinnerten.

Bei allem diesen konnte es denn nicht fehlen, daß

man den heiligen Rochus als einen würdigen Gegenstand der Verehrung betrachtete, da er, durch das gefesselte Zutrauen, diesen Hader- und Kriegsposten augenblicklich wieder zum Friedens- und Versöhnungsposten umgeschaffen.

Indessen hatte sich ein Fremder eingefunden und zu Tische gesetzt, den man auch als einen Wallfahrer betrachtete und deshalb sich um so unbefangener zum Lobe des Heiligen erging. Allein zu großer Verwunderung der wohlgesinnten Gesellschaft fand sich, daß er, obgleich Katholik, gewissermaßen ein Widersacher des Heiligen sei. Am sechzehnten August, als am Festtage, während so viele den heiligen Rochus feierten, brannte ihm das Haus ab; ein anderes Jahr am selbigen Tage wurde sein Sohn blessiert; den dritten Fall wollte er nicht bekennen.

Ein kluger Gast versetzte darauf: bei einzelnen Fällen komme es hauptsächlich darauf an, daß man sich an den eigentlichen Heiligen wende, in dessen Fach die Angelegenheit gehöre. Der Feuersbrunst zu wehren, sei St. Florian beauftragt; den Wunden verschaffe St. Sebastian Heilung; was den dritten Punkt betreffe, so wisse man nicht, ob St. Hubertus vielleicht Hilfe geschafft hätte. Im übrigen sei den Gläubigen genugsamer Spielraum gegeben, da im ganzen vierzehn heilige Nothelfer aufgestellt worden. Man ging die Tugenden derselben durch und fand, daß es nicht Nothelfer genug geben könne.

Um dergleichen, selbst in heiterer Stimmung, immer bedenkliche Betrachtungen los zu werden, trat man heraus unter den brennend gestirnten Himmel und verweilte so lange, daß der darauf folgende tiefe Schlaf als null betrachtet werden konnte, da er uns vor Sonnenaufgang verließ. Wir traten sogleich heraus, nach den grauen Rheinschluchten hinabzublicken, ein frischer Wind blies

von dorther uns ins Angesicht, günstig den Herüber- wie den Hinüberfahrenden.

Schon jetzt sind die Schiffer sämtlich rege und beschäftigt, die Segel werden bereitet, man feuert von oben, den Tag anzufangen, wie man ihn Abends angekündigt. Schon zeigen sich einzelne Figuren und Geselligkeiten, als Schattenbilder am klaren Himmel, um die Kapelle und auf dem Bergrücken, aber Strom und Ufer sind noch wenig belebt.

Leidenschaft zur Naturkunde reizt uns, eine Sammlung zu betrachten, wo die metallischen Erzeugnisse des Westerwaldes, nach dessen Länge und Breite, auch vorzügliche Minern von Rheinbreitbach vorliegen sollten. Aber diese wissenschaftliche Betrachtung wäre uns fast zum Schaden gediehen: denn als wir zum Ufer des Rheins zurückkehren, finden wir die Abfahrenden in lebhaftester Bewegung. Massenweise strömen sie an Bord, und ein überdrängtes Schiff nach dem andern stößt ab.

Drüben, am Ufer her, sieht man Scharen ziehen, Wagen fahren, Schiffe aus den obern Gegenden landen daselbst. Den Berg aufwärts wimmelt's bunt von Menschen, auf mehr oder weniger gähen Fußpfaden die Höhe zu ersteigen bemüht. Fortwährendes Kanonieren deutet auf eine Folge wallfahrender Ortschaften.

Nun ist es Zeit! auch wir sind mitten auf dem Flusse, Segel und Ruder wetteifern mit Hunderten. Ausgestiegen bemerken wir sogleich mit geologischer Vorliebe am Fuße des Hügels wundersame Felsen. Der Naturforscher wird von dem heiligen Pfade zurückgehalten. Glücklicherweise ist ein Hammer bei der Hand. Da findet sich ein Konglomerat, der größten Aufmerksamkeit würdig. Ein im Augenblicke des Werdens zertrümmertes Quarzgestein, die Trümmer scharfkantig, durch Quarzmasse wieder verbunden. Ungeheure Festigkeit hindert uns, mehr als kleine

Bröckchen zu gewinnen. — Möge bald ein reisender Naturforscher diese Felsen näher untersuchen, ihr Verhältnis zu den ältern Gebirgsmassen unterwärts bestimmen, mir davon gefälligst Nachricht, nebst einigen belehrenden Musterstücken zukommen lassen! Dankbar würde ich es erkennen.

Den steilsten, zickzack über Felsen springenden Stieg erklommen wir mit Hundert und aber Hunderten, langsam, öfters rastend und scherzend. Es war die Tafel des Cebes im eigentlichsten Sinne, bewegt, lebendig; nur daß hier nicht so viel ableitende Nebenwege stattfanden.

Oben um die Kapelle finden wir Drang und Bewegung. Wir dringen mit hinein. Der innere Raum, ein beinahe gleiches Viereck, jede Seite von etwa 30 Fuß, das Chor im Grunde vielleicht 20. Hier steht der Hauptaltar, nicht modern, aber im wohlhäbigen katholischen Kirchengeschmack. Er steigt hoch in die Höhe, und die Kapelle überhaupt hat ein recht freies Ansehen. Auch in den nächsten Ecken des Hauptvierecks zwei ähnliche Altäre, nicht beschädigt, alles wie vor Zeiten. Und wie erklärt man sich dies in einer jüngst zerstörten Kirche?

Die Menge bewegte sich von der Haupttür gegen den Hochaltar, wandte sich dann links, wo sie einer im Glassarge liegenden Reliquie große Verehrung bezeigte. Man betastete den Kasten, bestrich ihn, segnete sich und verweilte, so lange man konnte; aber einer verdrängte den andern, und so ward auch ich im Strome vorbei und zur Seitenpforte hinaus geschoben.

Ältere Männer von Bingen treten zu uns, den herzoglich nassauischen Beamten, unsern werten Geleitsmann, freundlich zu begrüßen; sie rühmen ihn als einen guten und hilfreichen Nachbar, ja als den Mann, der ihnen möglich gemacht, das heutige Fest mit Anstand zu feiern. Nun erfahren wir, daß, nach aufgehobenem Kloster

Eibingen, die inneren Kirchenerfordernisse, Altäre, Kanzel, Orgel, Bet- und Beichtstühle, an die Gemeine zu Bingen zu völliger Einrichtung der Rochuskapelle um ein billiges überlassen worden. Da man sich nun von protestantischer Seite dergestalt förderlich erwiesen, gelobten sämtliche Bürger Bingens, gedachte Stücke persönlich herüberzuschaffen. Man zog nach Eibingen, alles ward sorgfältig abgenommen, der einzelne bemächtigte sich kleinerer, mehrere der größeren Teile, und so trugen sie, Ameisen gleich, Säulen und Gesimse, Bilder und Verzierungen herab an das Wasser; dort wurden sie, gleichfalls dem Gelübde gemäß, von Schiffern eingenommen, übergesetzt, am linken Ufer ausgeschifft und abermals auf frommen Schultern die mannigfaltigen Pfade hinaufgetragen. Da nun das alles zugleich geschah, so konnte man, von der Kapelle herabschauend über Land und Fluß, den wunderbarsten Zug sehen, indem Geschnitztes und Gemaltes, Vergoldetes und Lackiertes in bunter Folgereihe sich bewegte; dabei genoß man des angenehmen Gefühls, daß jeder, unter seiner Last und bei seiner Bemühung, Segen und Erbauung sein ganzes Leben hoffen durfte. Die auch herübergeschaffte, noch nicht aufgestellte Orgel wird nächstens auf einer Galerie, dem Hauptaltar gegenüber, Platz finden. Nun löste sich erst das Rätsel, man beantwortet sich die aufgeworfene Frage: wie es komme, daß alle diese Zierden schon verjährt und doch wohlerhalten, unbeschädigt und doch nicht neu, in einem erst hergestellten Raum sich zeigen konnten.

Dieser jetzige Zustand des Gotteshauses muß uns um so erbaulicher sein, als wir dabei an den besten Willen, wechselseitige Beihilfe, planmäßige Ausführung und glückliche Vollendung erinnert werden. Denn daß alles mit Überlegung geschehen, erhellt nicht weniger aus folgendem. Der Hauptaltar aus einer weit größeren

Kirche sollte hier Platz finden, und man entschloß sich, die Mauern um mehrere Fuß zu erhöhen, wodurch man einen anständigen, ja reich verzierten Raum gewann. Der ältere Gläubige kann nun vor demselbigen Altar auf dem linken Rheinufer knieen, vor welchem er von Jugend an auf dem rechten gebetet hatte.

Auch war die Verehrung jener heiligen Gebeine schon längst herkömmlich. Diese Überreste des heiligen Ruprechts, die man sonst zu Eibingen gläubig berührt und hilfreich gepriesen hatte, fand man hier wieder. Und so manchen belebt ein freudiges Gefühl, einem längst erprobten Gönner wieder in die Nähe zu treten. Hiebei bemerke man wohl, daß es sich nicht geziemt hätte, diese Heiligtümer in den Kauf mit einzuschließen oder zu irgend einem Preis anzuschlagen; nein, sie kamen vielmehr durch Schenkung, als fromme Zugabe, gleichfalls nach St. Rochus. Möchte man doch überall in ähnlichen Fällen mit gleicher Schonung verfahren sein!

Und nun ergreift uns das Gewühl! Tausend und aber tausend Gestalten streiten sich um unsere Aufmerksamkeit. Diese Völkerschaften sind an Kleidertracht nicht auffallend verschieden, aber von der mannigfaltigsten Gesichtsbildung. Das Getümmel jedoch läßt keine Vergleichung aufkommen; allgemeine Kennzeichen suchte man vergebens in dieser augenblicklichen Verworrenheit, man verliert den Faden der Betrachtung, man läßt sich ins Leben hineinziehen.

Eine Reihe von Buden, wie ein Kirchweihfest sie fordert, stehen unfern der Kapelle. Voran geordnet sieht man Kerzen, gelbe, weiße, gemalte, dem verschiedenen Vermögen der Weihenden angemessen. Gebetbücher folgen, Offizium zu Ehren des Gefeierten. Vergebens fragten wir nach einem erfreulichen Hefte, wodurch uns sein Leben, Leisten und Leiden klar würde; Rosenkränze je-

doch aller Art fanden sich häufig. Sodann war aber auch für Wecken, Semmeln, Pfeffernüsse und mancherlei Buttergebackenes gesorgt, nicht weniger für Spielsachen und Galanteriewaren, Kinder verschiedenen Alters anzulocken.

Prozessionen dauerten fort. Dörfer unterschieden sich von Dörfern, der Anblick hätte einem ruhigen Beobachter wohl Resultate verliehen. Im ganzen durfte man sagen: die Kinder schön, die Jugend nicht, die alten Gesichter sehr ausgearbeitet; mancher Greis befand sich darunter. Sie zogen mit Angesang und Antwort, Fahnen flatterten, Standarten schwankten, eine große und größere Kerze erhub sich Zug für Zug. Jede Gemeinde hat ihre Mutter Gottes, von Kindern und Jungfrauen getragen, neu gekleidet, mit vielen rosenfarbenen, reichlichen, im Winde flatternden Schleifen geziert. Anmutig und einzig war ein Jesuskind, ein großes Kreuz haltend und das Marterinstrument freundlich anblickend. „Ach!" rief ein zartfühlender Zuschauer, „ist nicht jedes Kind, das fröhlich in die Welt hineinsieht, in demselben Falle?" Sie hatten es in neuen Goldstoff gekleidet, und es nahm sich, als Jugendfürstchen, gar hübsch und heiter aus.

Eine große Bewegung aber verkündet: nun komme die Hauptprozession von Bingen herauf. Man eilt den Hügelrücken hin, ihr entgegen. Und nun erstaunt man auf einmal über den schönen, herrlich veränderten Landschaftsblick in eine ganz neue Szene. Die Stadt, an sich wohl gebaut und erhalten, Gärten und Baumgruppen um sie her, am Ende eines wichtigen Tales, wo die Nahe herauskommt. Und nun der Rhein, der Mäuseturm, der Ehrenfels! Im Hintergrunde die ernsten und grauen Felswände, in die sich der mächtige Fluß eindrängt und verbirgt.

Die Prozession kommt bergauf, gereiht und geordnet wie die übrigen. Vorweg die kleinsten Knaben, Jüng-

linge und Männer hinterdrein. Getragen der heilige Rochus, in schwarzsamtenem Pilgerkleide, dazu, von gleichem Stoff, einen langen goldverbrämten Königsmantel, unter welchem ein kleiner Hund, das Brot zwischen den Zähnen haltend, hervorschaut. Folgen sogleich mittlere Knaben, in kurzen schwarzen Pilgerkutten, Muscheln auf Hut und Kragen, Stäbe in Händen. Dann treten ernste Männer heran, weder für Bauern noch Bürger zu halten. An ihren ausgearbeiteten Gesichtern glaubt' ich Schiffer zu erkennen, Menschen, die ein gefährliches, bedenkliches Handwerk, wo jeder Augenblick sinnig beachtet werden muß, ihr ganzes Leben über sorgfältig betreiben.

Ein rotseidner Baldachin wankte herauf; unter ihm verehrte man das Hochwürdigste, vom Bischof getragen, von Geistlichwürdigen umgeben, von östreichischen Kriegern begleitet, gefolgt von zeitigen Autoritäten. So ward vorgeschritten, um dies politisch-religiöse Fest zu feiern, welches für ein Symbol gelten sollte des wiedergewonnenen linken Rheinufers, so wie der Glaubensfreiheit an Wunder und Zeichen.

Sollte ich aber die allgemeinsten Eindrücke kürzlich aussprechen, die alle Prozessionen bei mir zurückließen, so würde ich sagen: die Kinder waren sämtlich froh, wohlgemut und behäglich, als bei einem neuen, wundersamen, heitern Ereignis. Die jungen Leute dagegen traten gleichgültig anher. Denn sie, in böser Zeit geborne, konnte das Fest an nichts erinnern; und wer sich des Guten nicht erinnert, hofft nicht. Die Alten aber waren alle gerührt, als von einem glücklichen, für sie unnütz zurückkehrenden Zeitalter. Hieraus ersehen wir, daß des Menschen Leben nur insofern etwas wert ist, als es eine Folge hat.

Nun aber ward von diesem edlen und vielfach-würdigen Vorschreiten der Betrachter unschicklich abgezogen und weg-

gestört durch einen Lärm im Rücken, durch ein wunderliches, gemein-heftiges Geschrei. Auch hier wiederholte sich die Erfahrung, daß ernste, traurige, ja schreckliche Schicksale oft durch ein unversehenes abgeschmacktes Ereignis, als von einem lächerlichen Zwischenspiel, unterbrochen werden.

An dem Hügel rückwärts entsteht ein seltsames Rufen; es sind nicht Töne des Haders, des Schreckens, der Wut, aber doch wild genug. Zwischen Gestein und Busch und Gestrüpp irrt eine aufgeregte, hin und wider laufende Menge, rufend: halt! — hier! — da! — dort! — nun hier! — nun heran! — So schallt es mit allerlei Tönen; Hunderte beschäftigen sich laufend, springend, mit hastigem Ungetüm, als jagend und verfolgend. Doch gerade in dem Augenblick, als der Bischof mit dem hochehrwürdigen Zug die Höhe erreicht, wird das Rätsel gelöst.

Ein flinker, derber Bursche läuft hervor, einen blutenden Dachs behaglich vorzuweisen. Das arme schuldlose Tier, durch die Bewegung der andringenden frommen Menge aufgeschreckt, abgeschnitten von seinem Bau, wird, am schonungsreichsten Feste, von den immer unbarmherzigen Menschen im segenvollsten Augenblicke getötet.

Gleichgewicht und Ernst war jedoch alsobald wieder hergestellt, und die Aufmerksamkeit auf eine neue, stattlich heranziehende Prozession gelockt. Denn indem der Bischof nach der Kirche zuwallte, trat die Gemeinde von Büdesheim so zahlreich als anständig heran. Auch hier mißlang der Versuch, den Charakter dieser einzelnen Ortschaft zu erforschen. Wir, durch so viel Verwirrendes verwirrt, ließen sie in die immer wachsende Verwirrung ruhig dahinziehen.

Alles drängte sich nun gegen die Kapelle und strebte zu derselben hinein. Wir, durch die Wege seitwärts ge-

schoben, verweilten im Freien, um an der Rückseite des Hügels der weiten Aussicht zu genießen, die sich in das Tal eröffnet, in welchem die Nahe ungesehen heranschleicht. Hier beherrscht ein gesundes Auge die mannigfaltigste, fruchtbarste Gegend, bis zu dem Fuße des Donnersbergs, dessen mächtiger Rücken den Hintergrund majestätisch abschließt.

Nun wurden wir aber sogleich gewahr, daß wir uns dem Lebensgenusse näherten. Gezelte, Buden, Bänke, Schirme aller Art standen hier aufgereiht. Ein willkommener Geruch gebratenen Fettes drang uns entgegen. Beschäftigt fanden wir eine junge tätige Wirtin, umgehend einen glühenden weiten Aschenhaufen, frische Würste — sie war eine Metzgerstochter — zu braten. Durch eigenes Handreichen und vieler flinker Diener unabläßige Bemühung wußte sie einer solchen Masse von zuströmenden Gästen genug zu tun.

Auch wir, mit fetter, dampfender Speise nebst frischem, trefflichem Brot reichlich versehen, bemühten uns, Platz an einem geschirmten, langen, schon besetzten Tische zu nehmen. Freundliche Leute rückten zusammen, und wir erfreuten uns angenehmer Nachbarschaft, ja liebenswürdiger Gesellschaft, die von dem Ufer der Nahe zu dem erneuten Fest gekommen war. Muntere Kinder tranken Wein wie die Alten. Braune Krüglein, mit weißem Namenszug des Heiligen, rundeten im Familienkreise. Auch wir hatten dergleichen angeschafft und setzten sie wohlgefüllt vor uns nieder.

Da ergab sich nun der große Vorteil solcher Volksversammlung, wenn, durch irgend ein höheres Interesse, aus einem großen, weitschichtigen Kreise so viele einzelne Strahlen nach *einem* Mittelpunkt gezogen werden.

Hier unterrichtet man sich auf einmal von mehreren Provinzen. Schnell entdeckte der Mineralog Personen,

welche, bekannt mit der Gebirgsart von Oberstein, den Achaten daselbst und ihrer Bearbeitung, dem Naturfreunde belehrende Unterhaltung gaben. Der Quecksilberminern zu Moschellandsberg erwähnte man gleichfalls. Neue Kenntnisse taten sich auf, und man faßte Hoffnung, schönes kristallisiertes Amalgam von dorther zu erhalten.

Der Genuß des Weins war durch solche Gespräche nicht unterbrochen. Wir sendeten unsere leeren Gefäße zu dem Schenken, der uns ersuchen ließ, Geduld zu haben, bis die vierte Ohm angesteckt sei. Die dritte war in der frühen Morgenstunde schon verzapft.

Niemand schämt sich der Weinlust, sie rühmen sich einigermaßen des Trinkens. Hübsche Frauen gestehen, daß ihre Kinder mit der Mutterbrust zugleich Wein genießen. Wir fragten, ob denn wahr sei, daß es geistlichen Herren, ja Kurfürsten geglückt, acht rheinische Maß, das heißt sechzehn unsrer Bouteillen, in vierundzwanzig Stunden zu sich zu nehmen.

Ein scheinbar ernsthafter Gast bemerkte, man dürfe sich zu Beantwortung dieser Frage nur der Fastenpredigt ihres Weihbischofs erinnern, welcher, nachdem er das schreckliche Laster der Trunkenheit seiner Gemeinde mit den stärksten Farben dargestellt, also geschlossen habe:

„Ihr überzeugt euch also hieraus, andächtige, zu Reu und Buße schon begnadigte Zuhörer, daß derjenige die größte Sünde begehe, welcher die herrlichen Gaben Gottes solcherweise mißbraucht. Der Mißbrauch aber schließt den Gebrauch nicht aus. Stehet doch geschrieben: der Wein erfreuet des Menschen Herz! Daraus erhellet, daß wir, uns und andere zu erfreuen, des Weines gar wohl genießen können und sollen. Nun ist aber unter meinen männlichen Zuhörern vielleicht keiner, der nicht zwei Maß Wein zu sich nähme, ohne deshalb gerade einige Verwirrung seiner Sinne zu spüren; wer jedoch bei dem

dritten oder vierten Maß schon so arg in Vergessenheit seiner selbst gerät, daß er Frau und Kinder verkennt, sie mit Schelten, Schlägen und Fußtritten verletzt und seine Geliebtesten als die ärgsten Feinde behandelt, der gehe sogleich in sich und unterlasse ein solches Übermaß, welches ihn mißfällig macht Gott und Menschen, und seinesgleichen verächtlich.

„Wer aber bei dem Genuß von vier Maß, ja von fünfen und sechsen, noch dergestalt sich selbst gleich bleibt, daß er seinem Nebenchristen liebevoll unter die Arme greifen mag, dem Hauswesen vorstehen kann, ja die Befehle geistlicher und weltlicher Obern auszurichten sich im stande findet — auch der genieße sein bescheiden Teil und nehme es mit Dank dahin. Er hüte sich aber, ohne besondere Prüfung weiter zu gehen, weil hier gewöhnlich dem schwachen Menschen ein Ziel gesetzt ward. Denn der Fall ist äußerst selten, daß der grundgütige Gott jemanden die besondere Gnade verleiht, acht Maß trinken zu dürfen, wie er mich, seinen Knecht, gewürdigt hat. Da mir nun aber nicht nachgesagt werden kann, daß ich in ungerechtem Zorn auf irgend jemand losgefahren sei, daß ich Hausgenossen und Anverwandte mißkannt, oder wohl gar die mir obliegenden geistlichen Pflichten und Geschäfte verabsäumt hätte, vielmehr ihr alle mir das Zeugnis geben werdet, wie ich immer bereit bin, zu Lob und Ehre Gottes, auch zu Nutz und Vorteil meines Nächsten mich tätig finden zu lassen — so darf ich wohl mit gutem Gewissen und mit Dank dieser anvertrauten Gabe mich auch fernerhin erfreuen.

„Und ihr, meine andächtigen Zuhörer, nehme ein jeder, damit er nach dem Willen des Gebers am Leibe erquickt, am Geiste erfreut werde, sein bescheiden Teil dahin. Und auf daß ein solches geschehe, alles Übermaß dagegen verbannt sei, handelt sämtlich nach der Vorschrift

des heiligen Apostels, welcher spricht: Prüfet alles und das Beste behaltet."

Und so konnte es denn nicht fehlen, daß der Hauptgegenstand alles Gesprächs der Wein blieb, wie er es gewesen. Da erhebt sich denn sogleich ein Streit über den Vorzug der verschiedenen Gewächse, und hier ist erfreulich zu sehen, daß die Magnaten unter sich keinen Rangstreit haben. Hochheimer, Johannisberger, Rüdesheimer lassen einander gelten, nur unter den Göttern minderen Ranges herrscht Eifersucht und Neid. Hier ist denn besonders der sehr beliebte Aßmannshäuser Rote vielen Anfechtungen unterworfen. Einen Weinbergsbesitzer von Oberingelheim hört' ich behaupten, der ihrige gebe jenem wenig nach. Der Eilfer solle köstlich gewesen sein, davon sich jedoch kein Beweis führen lasse, weil er schon ausgetrunken sei. Dies wurde von den Beisitzenden gar sehr gebilligt, weil man rote Weine gleich in den ersten Jahren genießen müsse.

Nun rühmte dagegen die Gesellschaft von der Nahe einen in ihrer Gegend wachsenden Wein, der Monzinger genannt. Er soll sich leicht und angenehm wegtrinken, aber doch, ehe man sich's versieht, zu Kopfe steigen. Man lud uns darauf ein. Er war zu schön empfohlen, als daß wir nicht gewünscht hätten, in so guter Gesellschaft, und wäre es mit einiger Gefahr, ihn zu kosten und uns an ihm zu prüfen.

Auch unsere braunen Krüglein kamen wiederum gefüllt zurück, und als man die heiteren weißen Namenszüge des Heiligen überall so wohltätig beschäftigt sah, mußte man sich fast schämen, die Geschichte desselben nicht genau zu wissen, ob man gleich sich recht gut erinnerte, daß er, auf alles irdische Gut völlig verzichtend, bei Wartung von Pestkranken auch sein Leben nicht in Anschlag gebracht habe.

Nun erzählte die Gesellschaft, dem Wunsche gefällig, jene anmutige Legende, und zwar um die Wette, Kinder und Eltern, sich einander einhelfend.

Hier lernte man das eigentliche Wesen der Sage kennen, wenn sie von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr wandelt. Widersprüche kamen nicht vor, aber unendliche Unterschiede, welche daher entspringen mochten, daß jedes Gemüt einen andern Anteil an der Begebenheit und den einzelnen Vorfällen genommen, wodurch denn ein Umstand bald zurückgesetzt, bald hervorgehoben, nicht weniger die verschiedenen Wanderungen, so wie der Aufenthalt des Heiligen an verschiedenen Orten verwechselt wurde.

Ein Versuch, die Geschichte, wie ich sie gehört, gesprächsweise aufzuzeichnen, wollte mir nicht gelingen; so mag sie uns auf die Art, wie sie gewöhnlich überliefert wird, hier eingeschaltet stehen.

St. Rochus, ein Bekenner des Glaubens, war aus Montpellier gebürtig, und hieß sein Vater Johann, die Mutter aber Libera, und zwar hatte dieser Johann nicht nur Montpellier, sondern auch noch andere Orte unter seiner Gewalt, war aber ein frommer Mann und hatte lange Zeit ohne Kindersegen gelebt, bis er seinen Rochum von der heiligen Maria erbeten, und brachte das Kind ein rotes Kreuz auf der Brust mit auf die Welt. Wenn seine Eltern fasteten, mußte er auch fasten, und gab ihm seine Mutter an einem solchen Tag nur einmal ihre Brust zu trinken. Im fünften Jahre seines Alters fing er an, sehr wenig zu essen und zu trinken; im zwölften legte er allen Überfluß und Eitelkeit ab und wendete sein Taschengeld an die Armen, denen er sonderlich viel Gutes tat. Er bezeigte sich auch fleißig im Studieren und erlangte bald großen Ruhm durch seine Geschicklichkeit, wie ihn dann auch noch sein Vater auf seinem Todbette durch eine bewegliche Rede, die er an ihn hielte, zu allem

Guten ermahnte. Er war noch nicht zwanzig Jahre alt, als seine Eltern gestorben, da er denn alle sein ererbtes Vermögen unter die Armen austeilte, das Regiment über das Land niederlegte, nach Italien reiste und zu einem Hospital kam, darinnen viele an ansteckenden Krankheiten lagen, denen er aufwarten wollte; und ob man ihn gleich nicht alsobald hinein ließ, sondern ihm die Gefahr vorstellte, so hielte er doch ferner an, und als man ihn zu den Kranken ließ, machte er sie alle durch Berührung mit seiner rechten Hand und Bezeichnung mit dem heiligen Kreuz gesund. Sodann begab er sich ferner nach Rom, befreite auch allda nebst vielen andern einen Kardinal von der Pest und hielt sich in die drei Jahre bei demselben auf.

Als er aber selbsten endlich auch mit dem schrecklichen Übel befallen wurde und man ihn in das Pesthaus zu den andern brachte, wo er wegen grausamer Schmerzen manchmal erschrecklich schreien mußte, ging er aus dem Hospital und setzte sich außen vor die Türe hin, damit er den andern durch sein Geschrei nicht beschwerlich fiele; und als die Vorbeigehenden solches sahen, vermeinten sie, es wäre aus Unachtsamkeit der Pestwärter geschehen; als sie aber hernach das Gegenteil vernahmen, hielte ihn jedermann für töricht und unsinnig, und so trieben sie ihn zur Stadt hinaus. Da er denn, unter Gottes Geleit, durch Hilfe seines Stabes allgemach in den nächsten Wald fortkroch. Als ihn aber der große Schmerz nicht weiter fortkommen ließ, legte er sich unter einen Ahornbaum und ruhete daselbst ein wenig, da denn neben ihm ein Brunnen entsprang, daraus er sich erquickte.

Nun lag nicht weit davon ein Landgut, wohin sich viele Vornehme aus der Stadt geflüchtet, darunter einer namens Gotthardus, welcher viele Knechte und Jagd-

hunde bei sich hatte. Da ereignet sich aber der sonderbare Umstand, daß ein sonst sehr wohlgezogener Jagdhund ein Brot vom Tische wegschnappt und davonläuft. Obgleich abgestraft, ersieht er seinen Vorteil den zweiten Tag wieder und entflieht glücklich mit der Beute. Da argwohnt der Graf irgend ein Geheimnis und folgt mit den Dienern.

Dort finden sie denn unter dem Baum den sterbenden frommen Pilger, der sie ersucht, sich zu entfernen, ihn zu verlassen, damit sie nicht von gleichem Übel angefallen würden. Gotthardus aber nahm sich vor, den Kranken nicht eher von sich zu lassen, als bis er genesen wäre, und versorgte ihn zum besten. Als nun Rochus wieder ein wenig zu Kräften kam, begab er sich vollends nach Florenz, heilte daselbst viele von der Pest und wurde selbst durch eine Stimme vom Himmel völlig wieder hergestellt. Er beredte auch Gotthardum dahin, daß dieser sich entschloß, mit ihm seine Wohnung in dem Wald aufzuschlagen und Gott ohne Unterlaß zu dienen, welches auch Gotthardus versprach, wenn er nur bei ihm bleiben wollte; da sie sich denn eine geraume Zeit mit einander in einer alten Hütte aufhielten; und nachdem endlich Rochus Gotthardum zu solchem Eremitenleben genugsam eingeweiht, machte er sich abermals auf den Weg und kam nach einer beschwerlichen Reise glücklich wieder nach Hause und zwar in eine Stadt, die ihm ehemals zugehört und die er seinem Vetter geschenkt hatte. Allda nun wurde er, weil es Kriegszeit war, für einen Kundschafter gehalten und vor den Landesherrn geführt, der ihn wegen seiner großen Veränderung und armseligen Kleidung nicht mehr kannte, sondern in ein hart Gefängnis setzen ließ. Er aber dankte seinem Gott, daß er ihn allerlei Unglück erfahren ließ, und brachte fünf ganzer Jahre im Kerker zu; wollte es auch nicht einmal

annehmen, wenn man ihm etwas Gekochtes zu essen brachte, sondern kreuzigte noch dazu seinen Leib mit Wachen und Fasten. Als er merkte, daß sein Ende nahe sei, bat er die Bedienten des Kerkermeisters, daß sie ihm einen Priester holen möchten. Nun war es eine sehr finstere Gruft, wo er lag; als aber der Priester kam, wurde es helle, darüber dieser sich höchlich verwunderte, auch, sobald er Rochum ansahe, etwas Göttliches an ihm erblickte und vor Schrecken halbtot zur Erden fiel, auch sich sogleich zum Landesherrn begab und ihm anzeigte, was er erfahren, und wie Gott wäre sehr beleidigt worden, indem man den frömmsten Menschen so lange Zeit in einem so beschwerlichen Gefängnis aufgehalten. Als dieses in der Stadt bekannt worden, lief jedermann häufig nach dem Turm, St. Rochus aber wurde von einer Schwachheit überfallen und gab seinen Geist auf. Jedermann aber sah durch die Spalten der Türe einen hellen Glanz hervordringen, man fand auch bei Eröffnung den Heiligen tot und ausgestreckt auf der Erde liegen und bei seinem Haupt und den Füßen Lampen brennen; darauf man ihn auf des Landesherrn Befehl mit großem Gepränge in die Kirche begrub. Er wurde auch noch an dem roten Kreuz, so er auf der Brust mit auf die Welt gebracht hatte, erkannt, und war ein großes Heulen und Lamentieren darüber entstanden.

Solches geschahe im Jahr 1327 den 16. August; und ist ihm auch nach der Zeit zu Venedig, allwo nunmehr sein Leib verwahret wird, eine Kirche zu Ehren gebaut worden. Als nun im Jahr 1414 zu Konstanz ein Konzilium gehalten wurde und die Pest allda entstand, auch nirgend Hilfe vorhanden war, ließ die Pest alsobald nach, sobald man diesen Heiligen anrief und ihm zu Ehren Prozessionen anstellte.

Diese friedliche Geschichte ruhig zu vernehmen, war

kaum der Ort. Denn in der Tischreihe stritten mehrere schon längst über die Zahl der heute Wallfahrenden und Besuchenden. Nach einiger Meinung sollten zehntausend, nach anderen mehr und dann noch mehr auf diesem Hügelrücken durch einander wimmeln. Ein österreichischer Offizier, militärischem Blick vertrauend, bekannte sich zu dem höchsten Gebote.

Noch mehrere Gespräche kreuzten sich. Verschiedene Bauernregeln und sprüchwörtliche Wetterprophezeiungen, welche dies Jahr eingetroffen sein sollten, verzeichnete ich ins Taschenbuch, und als man Teilnahme bemerkte, besann man sich auf mehrere, die denn auch hier Platz finden mögen, weil sie auf Landesart und auf die wichtigsten Angelegenheiten der Bewohner hindeuten.

„Trockner April ist nicht der Bauern Will. — Wenn die Grasmücke singt, ehe der Weinstock sproßt, so verkündet es ein gutes Jahr. — Viel Sonnenschein im August bringt guten Wein. — Je näher das Christfest dem neuen Monde zu fällt, ein desto härteres Jahr soll hernach folgen; so es aber gegen den vollen und abnehmenden Mond kommt, je gelinder es sein soll. — Die Fischer haben von der Hechtsleber dieses Merkmal, welches genau eintreffen soll: wenn dieselbe gegen dem Gallenbläschen zu breit, der vordere Teil aber spitzig und schmal ist, so bedeutet es einen langen und harten Winter. — Wenn die Milchstraße im Dezember schön weiß und hell scheint, so bedeutet es ein gutes Jahr. — Wenn die Zeit von Weihnachten bis Drei König neblicht und dunkel ist, sollen das Jahr darauf Krankheiten folgen. — Wenn in der Christnacht die Weine in den Fässern sich bewegen, daß sie übergehen, so hofft man auf ein gutes Weinjahr. — Wenn die Rohrdommel zeitig gehört wird, so hofft man eine gute Ernte. — Wenn die Bohnen übermäßig wachsen und die Eichbäume viel Frucht bringen, so gibt

es wenig Getreide. — Wenn die Eulen und andere Vögel ungewöhnlich die Wälder verlassen und häufig den Dörfern und Städten zufliegen, so gibt es ein unfruchtbares Jahr. — Kühler Mai gibt guten Wein und vieles Heu. — Nicht zu kalt und nicht zu naß, füllt die Scheuer und das Faß. — Reife Erdbeeren um Pfingsten bedeuten einen guten Wein. — Wenn es in der Walpurgisnacht regnet, so hofft man ein gutes Jahr. — Ist das Brustbein von einer gebratenen Martinsgans braun, so bedeutet es Kälte, ist es weiß, Schnee."

Ein Bergbewohner, welcher diese vielen auf reiche Fruchtbarkeit hinzielenden Sprüche, wo nicht mit Neid, doch mit Ernst vernommen, wurde gefragt, ob auch bei ihnen dergleichen gäng und gäbe wäre. Er versetzte darauf, mit so viel Abwechselung könne er nicht dienen, Rätselrede und Segen sei bei ihnen nur einfach und heiße:

Morgens rund,
Mittags gestampft,
Abends in Scheiben;
Dabei soll's bleiben,
Es ist gesund.

Man freute sich über diese glückliche Genügsamkeit und versicherte, daß es Zeiten gebe, wo man zufrieden sei, es eben so gut zu haben.

Indessen steht manche Gesellschaft gleichgültig auf, den fast unübersehbaren Tisch verlassend, andere grüßen und werden gegrüßt: so verliert sich die Menge nach und nach. Nur die zunächst Sitzenden, wenige wünschenswerte Gäste, zaudern; man verläßt sich ungern, ja man kehrt einigemal gegen einander zurück, das angenehme Weh eines solchen Abschieds zu genießen, und verspricht endlich, zu einiger Beruhigung, unmögliches Wiedersehen.

Außer den Zelten und Buden empfindet man leider in der hohen Sonne sogleich den Mangel an Schatten,

welchen jedoch eine große neue Anpflanzung junger Nußbäume auf dem Hügelrücken künftigen Urenkeln verspricht. Möge jeder Wallfahrende die zarten Bäume schonen, eine löbliche Bürgerschaft von Bingen diese Anlage schirmen, durch eifriges Nachpflanzen und sorgfältiges Hegen ihr, zu Nutz und Freude so vieler Tausende, nach und nach in die Höhe helfen!

Eine neue Bewegung deutet auf neues Ereignis: man eilt zur Predigt, alles Volk drängt sich nach der Ostseite. Dort ist das Gebäude noch nicht vollendet, hier stehen noch Rüststangen, schon während des Baues dient man Gott. Eben so war es, als in Wüsteneien von frommen Einsiedlern mit eigenen Händen Kirchen und Klöster errichtet wurden. Jedes Behauen, jedes Niederlegen eines Steins war Gottesdienst. Kunstfreunde erinnern sich der bedeutenden Bilder von Le Sueur, des heiligen Bruno Wandel und Wirkung darstellend. Also wiederholt sich alles Bedeutende im großen Weltgange, der Achtsame bemerkt es überall.

Eine steinerne Kanzel, außen an der Kirchmauer auf Kragsteinen getragen, ist nur von innen zugänglich. Der Prediger tritt hervor, ein Geistlicher in den besten Jahren. Die Sonne steht hoch, daher ihm ein Knabe den Schirm überhält. Er spricht mit klarer verständlicher Stimme einen rein verständigen Vortrag. Wir glaubten, seinen Sinn gefaßt zu haben, und wiederholten die Rede manchmal mit Freunden. Doch ist es möglich, daß wir bei solchen Überlieferungen von dem Urtext abwichen und von dem unsrigen mit einwebten. Und so wird man im nachstehenden einen milden, Tätigkeit fordernden Geist finden, wenn es auch nicht immer die kräftigen, ausführlichen Worte sein sollten, die wir damals vernahmen:

„Andächtige, geliebte Zuhörer! In großer Anzahl besteigt ihr an dem heutigen Tage diese Höhe, um ein

Fest zu feiern, das seit vielen Jahren durch Schickung Gottes unterbrochen worden. Ihr kommt, das vor kurzem noch entehrt und verwüstet liegende Gotteshaus hergestellt, geschmückt und eingeweiht zu finden, dasselbe andächtig zu betreten und die dem Heiligen, der hier besonders verehrt wird, gewidmeten Gelübde dankbar abzutragen. Da mir nun die Pflicht zukommt, an euch bei dieser Gelegenheit ein erbauliches Wort zu sprechen, so möchte wohl nichts besser an der Stelle sein, als wenn wir zusammen beherzigen: wie ein solcher Mann, der zwar von frommen, aber doch sündigen Eltern erzeugt worden, zur Gnade gelangt sei, vor Gottes Thron zu stehen, und, für diejenigen, die sich im Gebet gläubig an ihn wenden, vorbittend, Befreiung von schrecklichen, ganze Völkerschaften dahinraffenden Übeln, ja vom Tode selbst erlangen könne?

„Er ist dieser Gnade gewürdigt worden, so dürfen wir mit Zutrauen erwidern, gleich allen denen, die wir als Heilige verehren, weil er die vorzüglichste Eigenschaft besaß, die alles übrige Gute in sich schließt, eine unbedingte Ergebenheit in den Willen Gottes.

„Denn obgleich kein sterblicher Mensch sich anmaßen dürfte, Gott gleich oder demselben auch nur ähnlich zu werden, so bewirkt doch schon eine unbegrenzte Hingebung in seinen heiligen Willen die erste und sicherste Annäherung an das höchste Wesen.

„Sehen wir doch ein Beispiel an Vätern und Müttern, die, mit vielen Kindern gesegnet, liebreiche Sorge für alle tragen. Zeichnet sich aber eins oder das andere darunter in Folgsamkeit und Gehorsam besonders aus, befolgt ohne Fragen und Zaudern die elterlichen Gebote, vollzieht es die Befehle sträcklich und beträgt sich dergestalt, als lebte es nur in und für die Erzeuger, so erwirbt es sich große Vorrechte. Auf dessen Bitte und

Vorbitte hören die Eltern und lassen oft Zorn und Unmut, durch freundliche Liebkosungen besänftigt, vorübergehen. Also denke man sich, menschlicher Weise, das Verhältnis unsers Heiligen zu Gott, in welches er sich durch unbedingte Ergebung emporgeschwungen."

Wir Zuhörenden schauten indes zu dem reinen Gewölbe des Himmels hinauf: das klarste Blau war von leicht hinschwebenden Wolken belebt, wir standen auf hoher Stelle. Die Aussicht rheinaufwärts licht, deutlich, frei, den Prediger zur Linken über uns, die Zuhörer vor ihm und uns hinabwärts.

Der Raum, auf welchem die zahlreiche Gemeinde steht, ist eine große, unvollendete Terrasse, ungleich und hinterwärts abhängig. Künftig, mit baumeisterlichem Sinne zweckmäßig herangemauert und eingerichtet, wäre das Ganze eine der schönsten Örtlichkeiten in der Welt. Kein Prediger, vor mehrern tausend Zuhörern sprechend, sah je eine so reiche Landschaft über ihren Häuptern. Nun stelle der Baumeister aber die Menge auf eine reine, gleiche, vielleicht hinterwärts wenig erhöhte Fläche, so sähen alle den Prediger und hörten bequem; diesmal aber, bei unvollendeter Anlage, standen sie abwärts, hinter einander, sich in einander schickend, so gut sie konnten: eine von oben überschaute wundersame, stillschwankende Woge. Der Platz, wo der Bischof der Predigt zuhörte, war nur durch den hervorragenden Baldachin bezeichnet, er selbst in der Menge verborgen und verschlungen. Auch diesem würdigen obersten Geistlichen würde der einsichtige Baumeister einen angemessenen, ansehnlichen Platz anweisen und dadurch die Feier verherrlichen. Dieser Umblick, diese dem geübten Kunstauge abgenötigten Betrachtungen hinderten nicht, aufmerksam zu sein auf die Worte des würdigen Predigers, der zum zweiten Teile schritt und etwa folgendermaßen zu sprechen fortfuhr:

„Eine solche Ergebung in den Willen Gottes, so hoch verdienstlich sie auch gepriesen werden kann, wäre jedoch nur unfruchtbar geblieben, wenn der fromme Jüngling nicht seinen Nächsten so wie sich selbst, ja mehr wie sich selbst geliebt hätte. Denn ob er gleich, vertrauensvoll auf die Fügungen Gottes, sein Vermögen den Armen verteilt, um als frommer Pilger das heilige Land zu erreichen, so ließ er sich doch von diesem preiswürdigen Entschlusse unterwegs ablenken. Die große Not, worin er seine Mitchristen findet, legt ihm die unerläßliche Pflicht auf, den gefährlichsten Kranken beizustehen, ohne an sich selbst zu denken. Er folgt seinem Beruf durch mehrere Städte, bis er endlich, selbst vom wütenden Übel ergriffen, seinen Nächsten weiter zu dienen außer stand gesetzt wird. Durch diese gefahrvolle Tätigkeit nun hat er sich dem göttlichen Wesen abermals genähert: denn wie Gott die Welt in so hohem Grade liebte, daß er zu ihrem Heil seinen einzigen Sohn gab, so opferte St. Rochus sich selbst seinen Mitmenschen."

Die Aufmerksamkeit auf jedes Wort war groß, die Zuhörer unübersehbar. Alle einzeln herangekommenen Wallfahrer und alle vereinigten Gemeindeprozessionen standen hier versammelt, nachdem sie vorher ihre Standarten und Fahnen an die Kirche zur linken Hand des Predigers angelehnt hatten, zu nicht geringer Zierde des Ortes. Erfreulich aber war nebenan, in einem kleinen Höfchen, das gegen die Versammlung zu unvollendet sich öffnete, sämtlich herangetragene Bilder auf Gerüsten erhöht zu sehen, als die vornehmsten Zuhörer ihre Rechte behauptend.

Drei Muttergottesbilder von verschiedener Größe standen neu und frisch im Sonnenscheine, die langen rosenfarbenen Schleifenbänder flatterten munter und lustig im lebhaftesten Zugwinde. Das Christuskind in Goldstoff

blieb immer freundlich. Der heilige Rochus, auch mehr als einmal, schaute seinem eigenen Feste geruhig zu, die Gestalt im schwarzen Samtkleide wie billig oben an.

Der Prediger wandte sich nun zum dritten Teil und ließ sich ungefähr also vernehmen:

„Aber auch diese wichtige und schwere Handlung wäre von keinen seligen Folgen gewesen, wenn St. Rochus für so große Aufopferungen einen irdischen Lohn erwartet hätte. Solchen gottseligen Taten kann nur Gott lohnen, und zwar in Ewigkeit. Die Spanne der Zeit ist zu kurz für grenzenlose Vergeltung. Und so hat auch der Ewige unsern heiligen Mann für alle Zeiten begnadigt und ihm die höchste Seligkeit gewährt: nämlich andern, wie er schon hienieden im Leben getan, auch von oben herab für und für hilfreich zu sein.

„Wir dürfen daher in jedem Sinne ihn als ein Muster ansehn, an welchem wir die Stufen unsers geistlichen Wachstums abmessen. Habt ihr nun in traurigen Tagen euch an ihn gewendet und glückliche Erhörung erlebt durch göttliche Huld, so beseitiget jetzt allen Übermut und anmaßliches Hochfahren; aber fragt euch demütig und wohlgemut: Haben wir denn seine Eigenschaften vor Augen gehabt? Haben wir uns beeifert, ihm nachzustreben? Ergaben wir uns, zur schrecklichsten Zeit, unter kaum erträglichen Lasten, in den Willen Gottes? Unterdrückten wir ein aufkeimendes Murren? Lebten wir einer getrosten Hoffnung, um zu verdienen, daß sie uns nun so unerwartet als gnädig gewährt sei? Haben wir in den gräßlichsten Tagen pestartig wütender Krankheiten nicht nur gebetet und um Rettung gefleht? Haben wir den Unsrigen, näher- oder entfernteren Verwandten und Bekannten, ja Fremden und Widersachern in dieser Not beigestanden, um Gottes und des Heiligen willen unser Leben dran gewagt?

„Könnt ihr nun diese Fragen im stillen Herzen mit Ja! beantworten, wie gewiß die meisten unter euch redlich vermögen, so bringt ihr ein löbliches Zeugnis mit nach Hause.

„Dürft ihr sodann, wie ich nicht zweifle, noch hinzufügen: wir haben bei allem diesen an keinen irdischen Vorteil gedacht, sondern wir begnügten uns an der gottgefälligen Tat selbst; so könnt ihr euch um desto mehr erfreuen, keine Fehlbitte getan zu haben und ähnlicher geworden zu sein dem Fürbittenden.

„Wachset und nehmet zu an diesen geistlichen Eigenschaften auch in guten Tagen, damit ihr zu schlimmer Zeit, wie sie oft unversehens hereinbricht, zu Gott durch seinen Heiligen Gebet und Gelübde wenden dürfet.

„Und so betrachtet auch künftig die wiederholten Wallfahrten hieher als erneute Erinnerungen, daß ihr dem Höchsten kein größeres Dankopfer darbringen könnt, als ein Herz gebessert und an geistlichen Gaben bereichert!"

Die Predigt endigte gewiß für alle heilsam: denn jeder hat die deutlichen Worte vernommen und jeder die verständigen praktischen Lehren beherzigt.

Nun kehrt der Bischof zur Kirche zurück; was drinnen vorgegangen, blieb uns verborgen. Den Widerhall des Tedeum vernahmen wir von außen. Das Ein- und Ausströmen der Menge war höchst bewegt, das Fest neigte sich zu seiner Auflösung. Die Prozessionen reihten sich, um abzuziehen; die Büdesheimer, als zuletzt angekommen, entfernte sich zuerst. Wir sehnten uns aus dem Wirrwarr und zogen deshalb mit der ruhigen und ernsten Binger Prozession hinab. Auch auf diesem Wege bemerkten wir Spuren der Kriegswehetage. Die Stationen des Leidensganges unsers Herrn waren vermutlich zerstört. Bei Erneuerung dieser könnte frommer Geist und redlicher Kunstsinn mitwirken, daß jeder, er sei wer er

wolle, diesen Weg mit teilnehmender Erbauung zurücklegte.

In dem herrlich gelegenen Bingen angelangt, fanden wir doch daselbst keine Ruhe; wir wünschten vielmehr nach so viel wunderbaren, göttlichen und menschlichen Ereignissen, uns geschwind in das derbe Naturbad zu stürzen. Ein Kahn führte uns flußabwärts die Strömungen. Über den Rest des alten Felsendammes, den Zeit und Kunst besiegten, glitten wir hinab; der märchenhafte Turm, auf unverwüstlichem Quarzgestein gebaut, blieb uns zur Linken, der Ehrenfels rechts; bald aber kehrten wir für diesmal zurück, das Auge voll von jenen abschließenden graulichen Gebirgsschluchten, durch welche sich der Rhein seit ewigen Zeiten hindurcharbeitete.

So wie den ganzen Morgen, also auch auf diesem Rückwege begleitete uns die hohe Sonne, obgleich aufsteigende vorüberziehende Wolken zu einem ersehnten Regen Hoffnung gaben; und wirklich strömte er endlich alles erquickend nieder und hielt lange genug an, daß wir auf unserer Rückreise die ganze Landesstrecke erfrischt fanden. Und so hatte der heilige Rochus, wahrscheinlich auf andere Nothelfer wirkend, seinen Segen auch außer seiner eigentlichen Obliegenheit reichlich erwiesen.

---

# Im Rheingau Herbsttage

Supplement des Rochus-Festes 1814.

Das lebendige Schauen der nunmehr zu beschreibenden Örtlichkeiten und Gegenstände verdanke ich der geliebten wie verehrten Familie Brentano, die mir an den Ufern des Rheins, auf ihrem Landgute zu Winkel, viele glückliche Stunden bereitete.

Die herrliche Lage des Gebäudes läßt nach allen Seiten die Blicke frei, und so können auch die Bewohner, zu welchen ich mehrere Wochen mich dankbar zählte, sich ringsumher, zu Wasser und Land, fröhlich bewegen. Zu Wagen, Fuß und Schiff erreichte man auf beiden Ufern die herrlichsten, oft vermuteten, öfters unvermuteten Standpunkte. Hier zeigt sich die Welt mannigfaltiger, als man sie denkt; das Auge selbst ist sich in der Gegenwart nicht genug — wie sollte nunmehr ein schriftliches Wort hinreichen, die Erinnerung aus der Vergangenheit hervorzurufen? Mögen deshalb diese Blätter wenigstens meinem Gefühl an jenen unschätzbaren Augenblicken und meinem Dank dafür treulich gewidmet sein.

---

Den 1. September.

Kloster Eibingen gibt den unangenehmsten Begriff eines zerstörten würdigen Daseins. Die Kirche alles Zubehörs beraubt, Zimmer und Säle ohne das mindeste

Hausgerät, die Zellenwände eingeschlagen, die Türen nach den Gängen mit Riegeln verzimmert, die Fache nicht ausgemauert, der Schutt umherliegend. Warum denn aber diese Zerstörung ohne Zweck und Sinn? Wir vernehmen die Ursache. Hier sollte ein Lazarett angelegt werden, wenn der Kriegsschauplatz in der Nähe geblieben wäre. Und so muß man sich noch über diesen Schutt und über die verlassene Arbeit freuen. Man scheint übrigens gegenwärtig die leeren Räume zu Montur-kammern und Aufbewahrung älterer, wenig brauchbarer Kriegsbedürfnisse benutzen zu wollen. Im Chor liegen Sättel gereihet, in Sälen und Zimmern Tornister, an abgelegten Montierungsstücken fehlt es auch nicht, so daß, wenn eine der Nonnen vor Jahren die Gabe des Vorgesichts gehabt hätte, sie sich vor der künftigen Zerrüttung und Entweihung hätte entsetzen müssen. Die Wappen dieser ehemals hier beherbergten und ernährten Damen verzieren noch einen ausgeleerten Saal.

Hierauf besuchten wir in Rüdesheim das Brömserische Gebäude, welches zwar merkwürdige, aber unerfreuliche Reste aus dem sechzehnten Jahrhundert enthält. Nur ist ein Familiengemälde der Herrn von Cronenburg, von 1549, in seiner Art besonders gut und der Aufmerksamkeit aller Freunde des Altertums und der Kunst würdig.

In der Stadtkirche auf dem Markt befindet sich das Wunderbild, das ehemals so viele Gläubige nach Not-Gottes gezogen hatte. Christus knieend, mit aufgehobenen Händen, etwa acht Zoll hoch, wahrscheinlich die übrig gebliebene Hauptfigur einer uralten Ölbergsgruppe. Kopf und Körper aus Holz geschnitzt. Das Gewand von feinem Leinenzeuge aufgeklebt, fest anliegend, wo die Falten schon ins Holz geschnitzt waren, an den rohen Armen aber locker, die Ärmel bildend und ausgestopft, das Ganze bekreidet und bemalt. Die angesetzten Hände zwar zu

lang, die Gelenke und Nägel hingegen gut ausgedrückt; aus einer nicht unfähigen, aber ungeschickten Zeit.

---

Den 2. September.

Ungefähr in der Mitte von Winkel biegt man aus nach der Höhe zu, um Vollraths zu besuchen. Erst geht der Weg zwischen Weinbergen, dann erreicht man eine Wiesenfläche; sie ist hier unerwartet, feucht und mit Weiden umgeben. Am Fuß des Gebirges auf einem Hügel liegt das Schloß, rechts und links fruchtbare Felder und Weinberge, einen Bergwald von Buchen und Eichen im Rücken.

Der Schloßhof, von ansehnlichen Wohn- und Haushaltungsgebäuden umschlossen, zeugt von altem Wohlstande; der kleinere hintere Teil desselben ist den Feldbedürfnissen gewidmet.

Rechts tritt man in einen Garten, der, wie das Ganze, von altem Wohlhaben und gutsherrlicher Vorsorge zeugt und jetzt als eine belebte Ruine uns eigentümlich anspricht. Die sonst pyramiden- und fächerartig gehaltenen Obstbäume sind zu mächtigen Stämmen und Ästen kunstlos wild ausgewachsen, überschatten die Beete, ja verdrängen die Wege und geben, von vortrefflichem Obste reich behangen, den wundersamsten Anblick. Eine Lustwohnung, von dem Kurfürsten aus der Greiffenklauischen Familie erbaut, empfängt mit sichtbarstem Verfall den Eintretenden. Die untern Räume sind völlig entadelt; der Saal des ersten Stocks erweckt durch Familienbilder, die, ohne gut gemalt zu sein, doch die Gegenwart der Persönlichkeiten aussprechen, das Andenken einer früheren blühenden Zeit. Lebensgroß sitzt ein behaglicher Greiffenklau, der auf sich und seinen Zustand sich etwas einbilden durfte. Zwei Gattinnen und mehrere Söhne, Domherrn, Soldaten und Hofleute stehen ihm zur Seite,

und was von Kindern, vielleicht auch Verwandten, auf ebenem Boden nicht Platz fand, erscheint als Gemälde im Gemälde oben in Bilde. So hängen auch Kurfürsten, Domherrn und Ritter lebensgroß, in ganzen und halben Figuren umher, in dem nicht verwüsteten, aber wüsten Saale, wo alte reiche Stühle zwischen vernachlässigten Samenstauden und anderm Unrat unordentlich noch ihren Platz behaupten. In den Seitenzimmern schlottern die Goldledertapeten an den Wänden; man scheint die Tapeziernägel, die sie festhielten, zu anderm Gebrauch herausgezogen zu haben.

Wendet nun das Auge von diesem Greuel sich weg gegen das Fenster, so genießt es, den verwilderten fruchtbaren Garten unter sich, der herrlichsten Aussicht. Durch ein sanft geöffnetes Tal sieht man Winkel nach seiner Länge; überrheinisch sodann Nieder- und Oberingelheim, in fruchtbarer Gegend. Wir gingen durch den vernachlässigten Garten, die Baumschulen aufzusuchen, die wir aber in gleichem Zustande fanden; der Gärtner, wollte man wissen, liebe die Fischerei.

Draußen unter dem Garten, auf der Wiese, zog eine große, wohlgewachsene Pappel unsere Aufmerksamkeit an sich: wir hörten, sie sei am Hochzeitsfeste des vorletzten Greiffenklau gepflanzt, dessen Witwe noch zuletzt diese Herrlichkeiten mit ungebändigter Lust genossen habe. Nach dem frühzeitigen Tode eines Sohnes aber ging der Besitz dieses schönen Guts auf eine andere Linie hinüber, welche, entfernt wohnend, für dessen Erhaltung weniger besorgt zu sein scheint. Einen wunderlichen, in einen kleinen Teich gebauten Turm gingen wir vorüber und verfügten uns in das ansehnliche Wohngebäude.

Hatten wir gestern im Kloster Eibingen die Zerstörung gesehen, welche durch Änderung der Staatsverhältnisse, Religionsbegriffe, durch Kriegsläufte und

andere Sorgen und Bedürfnisse mit Willen und Unwillen einreißt, sahen wir dort ein aufgehobenes Kloster, so fanden wir hier die Spuren einer alten Familie, die sich selbst aufhebt. Die ehrwürdigen Stammbäume erhielten sich noch an den Wänden der umherlaufenden Gänge. Hier sproßten Greiffenklaue und Sickingen gegen einander über und verzweigten sich ins Vielfache; die vornehmsten und berühmtesten Namen schlossen sich weiblicherseits an den Greiffenklauischen.

Auf einem andern dieser Bilder knieten Bischöfe, Äbte, Geistliche, Frauen unter dem Baume, von dem sie entsprossen, Heil erbittend. Ein drittes Gemälde dieser Art war, mutwillig oder absichtlich, entstellt; es hatte jemand den Stammvater herausgeschnitten, vielleicht ein Liebhaber solcher Altertümer, denen nirgends zu trauen ist. Da schwebten nun Äste und Zweige in der Luft, das Verdorren weissagend.

Wie unterhaltend übrigens in guten lebendigen Zeiten diese Galerien für Familienglieder, für Verwandte müssen gewesen sein, kann man noch daraus ermessen, daß die Grundrisse mancher Besitzungen mit ihren Grenzen, Gerechtsamen, streitigen Bezirken, und was sonst bemerklich sein mochte, hier aufgehangen und vor das Auge gebracht sind.

Doch fehlte nunmehr manches, was Besuchende hier in früherer Zeit gekannt hatten, und wir entdeckten zuletzt in einer Kammer sämtliche Familienbilder, flözweise über einander geschichtet und dem Verderben geweiht. Einige sind wert, erhalten zu sein, allen hätte man wohl einen Platz an den Wänden gegönnt. In wenigen Zimmern finden sich noch Stühle und Bettstellen, Kommoden und dergleichen, durch Zeit und Unordnung langsam verdorben und unbrauchbar.

In der kleinen Kapelle wird noch Gottesdienst ge-

halten; auch diese ist nur notdürftig reinlich. Ein paar kleine griechische Bildchen verdienen kaum aus diesem allgemeinen Verderben gerettet zu werden.

Aus solchen traurigen Umgebungen eilten wir in die reiche, frohe Natur, indem wir auf der Höhe des Hügels, Weinberge links, frischgeackerte Fruchtfelder rechts, dem Johannisberg zugingen. Die Grenze des Weinbaues bezeichnet zugleich die Grenze des aufgeschwemmten Erdreichs; wo die Äcker anfangen, zeigt sich die ursprüngliche Gebirgsart. Es ist ein Quarz, dem Thonschiefer verwandt, der sich in Platten und Prismen zu trennen pflegt.

Man kann nicht unterlassen, links hinterwärts nach dem Fluß und nach denen ihn an beiden Ufern begleitenden Landschaften und Wohnlichkeiten umzuschauen, die, im einzelnen schon bekannt, mit größerem Anteil im ganzen überblickt werden.

Überrascht wird man aber doch, wenn man auf den Altan des Johannisberger Schlosses tritt. Denn wollte man auch alle in der Festbeschreibung genannten Orte und Gegenstände wiederholen, so würde sich doch nur dasjenige allenfalls in der Folge dem Gedächtnis darstellen, was man hier auf einmal übersieht, wenn man, auf demselben Flecke stehend, den Kopf nur rechts und links wendet. Denn von Biebrich bis Bingen ist alles einem gesunden oder bewaffneten Auge sichtbar: der Rhein, mit denen daran gegürteten Ortschaften, mit Inselauen, jenseitigen Ufern und ansteigenden Gefilden; links oben die blauen Gipfel des Altkins und Feldbergs, gerade vor uns der Rücken des Donnersbergs! Er leitet das Auge nach der Gegend, woher die Nahe fließt. Rechts unten liegt Bingen, daneben die ahnungsvolle Bergschlucht, wohin sich der Rhein verliert.

Die uns im Rücken verweilende Abendsonne be-

leuchtete diese mannigfaltigen Gegenstände an der uns zugekehrten Seite. Leichte, seltsam, streifenweis vom Horizont nach dem Zenith strebende Wolken unterbrachen die allgemeine Klarheit des Bildes; wechselnde Sonnenblicke lenkten jetzt die Aufmerksamkeit bald da- bald dorthin, und das Auge ward stellenweise mit einzelner frischer Anmut ergetzt. Der Zustand des Schlosses selbst störte nicht diese angenehmen Eindrücke. Leer steht's, ohne Hausgerät, aber nicht verdorben.

Bei untergehender Sonne bedeckte sich der Himmel von allen Seiten mit bunten, immer auf den Horizont sich beziehenden, pfeilförmigen Streifen; sie verkündigten eine Wetterveränderung, über welche die Nacht entscheiden wird.

---

Den 8. September.

Der Morgenhimmel, erst völlig umwölkt, erheiterte sich bei fortdauerndem Nordwind. Nachdem wir in Geisenheim bei einem Handelsmanne ein altes Gemälde gesehen, ging der Weg aufwärts durch einen Eichenbusch, welcher alle vierzehn Jahre zum Behuf der Gerberei abgetrieben wird. Hier findet sich das Quarzgestein wieder und weiter oben eine Art von Totliegendem. Rechts blickt man in ein tiefes, von alten und jungen Eichen vollgedrängtes Bergtal hinab; die Türme und Dächer eines alten Klosters zeigen sich, von dem reichsten Grün ganz eingeschlossen, in wildem, einsamem Grunde — eine Lage, übereinstimmend mit dem Namen dieser heiligen Stätte: denn man nennt sie noch immer Not Gottes, obgleich das Wunderbild, das dem Ritter hier seine Not zujammerte, in die Kirche von Rüdesheim versetzt worden. Völlig unwirtbar erschiene diese Stelle noch jetzt, hätte man nicht einen kleinen Teil der angrenzenden Höhe gerodet und dem Feldbau gewidmet.

Aufwärts dann, eine hochgelegene, bebaute Fläche hin, geht der Weg, bis man endlich auf den Niederwald gelangt, wo eine gerade, lange, breite Fahrstraße vornehme Anlagen verkündigt. Am Ende derselben steht ein Jagdschloß, mit Nebengebäuden. Schon vor dem Hofraum, besser von einem Türmchen, sieht man in der ungeheuren Schlucht den Rhein abwärts fließen. Lorch, Dreieckshausen, Bacharach sind hüben und drüben zu sehen, und mir war in diesem Blick der Anfang einer neuen Gegend und der völlige Abschluß des Rheingaues gegeben.

Auf einem Spaziergang durch den Wald gelangte man zu verschiedenen Aussichten und endlich zu einem auf einer Felskuppe des Vorgebirgs liegenden Altan, von welchem eine der schönsten Übersichten genossen wird: tief unter uns die Strömung des Binger Lochs, oberhalb derselben den Mäuseturm; die Nahe, durch die Brücke von Bingen herfließend, aufwärts der Bergrücken der Rochuskapelle und was dem angehört — eine große, in allen Teilen mannigfaltige Ansicht. Wendet sich das Auge zurück und unterwärts, so sehen wir das verfallene Schloß Ehrenfels zu unsern Füßen.

Durch eine große, wohlbestandne Waldstrecke gelangt man zu dem gegen Norden gerichteten runden Tempel. Hier blickt man von neuem rheinaufwärts und findet Anlaß, alles zu summieren, was man diese Tage her gesehen und wieder gesehen hat. Wir sind mit den Gegenständen im einzelnen wohl bekannt, und so läßt sich durch das Fernrohr, ja sogar mit bloßen Augen, manches Besondere, nah und fern, schauen und bemerken.

Wer sich in der Folge bemühte, den Niederwald besser darzustellen, müßte im Auge behalten, wie das Grundgebirge von Wiesbaden her immer mehr an den Rhein heranrückt, den Strom in die westliche Richtung

drängt und nun die Felsen des Niederwaldes die Grenzen sind, wo er seinen nördlichen Weg wieder antreten kann.

Der steile Fußpfad nach Rüdesheim hinab führt durch die herrlichsten Weinberge, welche mit ihrem lebhaften Grün in regelmäßigen Reihen, wie mit wohlgewirkten Teppichen, manche sich an und über einander drängende Hügel bekleiden.

---

Den 4. September.

Früh in der Kirche, wo der Gottesdienst, wegen einer Greiffenklauischen Stiftung, feierlicher als gewöhnlich begangen wurde. Geputzte und bekränzte Kinder knieten an den Seitenstufen des Altars und streuten in den Hauptmomenten des Hochamtes Blumenblätter aus ihren Körbchen; weil sie aber verschwenderisch damit umgingen und doch in dem feierlichsten Augenblick nicht fehlen wollten, rafften sie das Ausgestreute wieder in ihre Körbchen, und die Gabe ward zum zweiten Male geopfert.

Sodann zu der verfallenen, in ein Winzerhaus verwandelten Kapelle des heiligen Hrabanus. Sie soll das erste Gebäude in Winkel gewesen sein; alt genug scheint es. Die Erde oder vielmehr der Schutt, aufgerafft an der Stelle, wo der Altar gestanden, soll Ratten und Mäuse vertreiben.

Nach Tische in einem mit Menschen überladenen Kahne von Mittelheim nach Weinheim, bei ziemlich lebhaftem Nordostwind. Der Stromstrich wirkt hier stark auf das linke Ufer, nachdem er eine vorliegende Aue weggerissen. Die Wurzeln der alten Weiden sind entblößt, die Stämme vom Eis entrindet. Man hat einen Damm aufgeworfen, um die dahinter liegenden Felder vor Überschwemmung zu sichern.

Am Ende dieses Dammes, gegen Niederingelheim zu, fanden wir ganz eigentliche Dünen, in den ältesten Zeiten vom Wasser abgesetzt, nun ihr leichter Sand vom Winde hin und her getrieben. Unzählige kleine Schnecken waren mit demselben vermengt, ein Teil davon den Turbiniten ähnlich, die sich im Weinheimer Kalktuffe befinden. Daß dergleichen sich noch jetzt in diesem Sandbezirk vermehren, läßt sich folgern, da mir die aufmerksamen Kinder ein Schneckenhaus mit lebendigem Tiere vorgezeigt.

Hinter einer Mühle beginnt ein fruchtbareres Gelände, das sich bis Niederingelheim zieht. Dieser Ort, schon hoch, an einer sanften Anhöhe gelegen, gehört zu dem Distrikt, der sonst des heiligen Römischen Reichs Tal genannt wurde. Karl des Großen Palast fanden wir halb zerstört, zerstückelt, in kleine Besitzungen verteilt; den Bezirk desselben kann man noch an den hohen, vielleicht spätern Mauern erkennen. Ein Stück einer weißen Marmorsäule findet sich an dem Tor eingemauert, mit folgender Inschrift aus dem Dreißigjährigen Kriege:

„Vor 800 Jahren ist dieser Saal des großen Kaisers Carl, nach ihm Ludwig des milden Kaisers Carlen Sohn, im Jahr 1044 aber Kaisers Heinrichs, im J. 1360 Kaisers Carlen Königs in Böhmen Pallast gewesen, und hat Kaiser Carle d. Große, neben andern gegossenen Säulen, diese Säule aus Italia von Ravenna anhero in diesen Pallast fahren lassen, welche man bey Regierung Kaisers Ferdinandi des II und Königs in Hispania Philippi des IV, auch derer verordneter hochlöblicher Regierung in der untern Pfalz, den 6. Aprilis Anno 1628, als der katholische Glauben wiederumb eingeführet worden ist, aufgerichtet.

Münsterus in Historia von Ingelheim des heilg. römisch. Reichs Thal fol. DCLXXXIX."

Den Ort, wo die Küche vor alters gestanden, will

man dadurch entdeckt haben, daß sehr viele Tierknochen, besonders wilde Schweinszähne, in dem nächsten Graben gefunden worden. Während der französischen Herrschaft hat man verschiedene Nachsuchungen getan, auch wurden einige Säulen nach Paris geschafft.

Neuerlich ward, bei Gelegenheit des großen Chausseebaues, Ingelheim vortrefflich gepflastert, das Posthaus gut eingerichtet. Frau Glöckle nennt sich die Postmeisterin, jetzt von Reisenden, besonders Engländern und Engländerinnen, fleißig besucht.

Bei dunkler Nacht gelangten wir auf der Fähre, zwar nicht ohne Unbilden, aber doch glücklich nach Hause.

---

Den 5. September.

Fuhren wir im Wagen nach Rüdesheim, sodann im Kahne, bei einem starken, stromaufwärts wehenden Winde, nach Bingen hinüber; die Fähre brachte den Wagen nach.

Spaziergang am Ufer. Gips ausgeladen, viel mit grauem Thon vermischt. Woher derselbe kommen mag? Spaziergang durch die Stadt; im Gasthaus zum Weißen Roß eingekehrt. Melancholische Wirtin, mit seltsamem Bewußtsein ihres Zustandes. Nach guter und wohlfeiler Bewirtung fuhren wir den Rochusberg hinauf, an den verfallenen Stationen vorbei. Die Rochuskapelle fanden wir offen. Der Mann, der die Wiederherstellung besorgt hatte, war gegenwärtig, froh über sein Werk, das auch wirklich für gelungen gelten kann. Man hat die Kirchenmauern erhöht, so viel als nötig, um dem Hauptaltar von Eibingen gehörigen Raum zu verschaffen. Der Transport kostete nichts; denn die von Bingen hatten alles von drüben herab und hüben herauf getragen, die Schiffer gleichfalls ohne Lohn gefahren. Dadurch war das einzelne wohl erhalten geblieben und nur weniges zu reparieren nötig.

Man beschäftigte sich eben, die Orgel aufzustellen. Als wir denjenigen, den wir für den Meister hielten, nach der Güte der Orgel fragten, erwiderte er mit Bedeutsamkeit: „Es ist eine weiche Orgel, eine Nonnenorgel!“ Man ließ uns einige Register hören; sie waren für den Umfang der Kapelle stark genug.

Nun wendeten wir uns zu der niemals genug zu schauenden Aussicht und untersuchten sodann das Gestein. Auf der Höhe besteht es aus einem dem Thonschiefer verwandten Quarz, am Fuße gegen Kempten zu aus einer Art Totliegendem, welches aus scharfkantigen Quarzstücken, fast ohne Bindungsmittel, besteht. Es ist äußerst fest und hat außen durch die Witterung den bekannten Chalcedon-Überzug erlangt. Es wird billig unter die Urbreccien gerechnet.

Wir fuhren durch die Weinberge hinabwärts, ließen Kempten links und gelangten auf die neue treffliche Chaussee, an deren beiden Seiten ein leicht zu bearbeitender Boden gesehen wird. Da wir nach Oberingelheim verlangten, so verließen wir die Straße und fuhren rechts auf einem sandigen Boden durch junge Kieferwäldchen; sanfte Anhöhen zeigten schon besseres Erdreich; endlich trafen wir Weinberge und gelangten nach Oberingelheim. Dieses Örtchen liegt an einer Anhöhe, an deren Fuß ein Wasser, die Selz genannt, hinfließt.

In dem reinlichen, wohlgepflasterten Orte sind wenig Menschen zu sehen. Zu oberst liegt ein altes, durchaus verfallenes, weitläufiges Schloß, in dessen Bezirk eine noch gebrauchte, aber schlecht erhaltene Kirche. Zur Revolutionszeit meißelte man die Wappen von den Rittergräbern. Uralte Glasscheiben brechen nach und nach selbst zusammen. Die Kirche ist protestantisch.

Ein wunderbarer Gebrauch war zu bemerken. Auf den Häuptern der steinernen Ritterkolossen sah man bunte,

leichte Kronen von Draht, Papier und Band, turmartig zusammengeflochten. Dergleichen standen auch auf Gesimsen, große beschriebene Papierherzen daran gehängt. Wir erfuhren, daß es zum Andenken verstorbener unverheirateter Personen geschehe. Diese Totengedächtnisse waren der einzige Schmuck des Gebäudes.

Wir begaben uns in ein Weinhaus und fanden einen alten Wirt, der, ungeachtet seines kurzen Atems, uns von guten und bösen Zeiten zu unterhalten nicht ermangelte. Die beiden Ingelheime gehörten zu einem Landesstrich, den man die acht Ortschaften nannte, welche seit uralten Zeiten große Privilegien genossen. Die Abgaben waren gering, bei schöner Fruchtbarkeit. Unter französischer Botmäßigkeit hatte man große Lasten zu tragen.

Man baute sonst hier nur weißen Wein, nachher aber, in Nachahmung und Nacheiferung von Aßmannshausen, auch roten; man rühmte dessen Vorzüge, ob man uns gleich mit keinem roten Eilfer mehr dienen konnte; wir ließen uns daher den weißen genannten Jahres wohl schmecken.

Als wir nach Weinheim zurück ans Ufer kamen und nach einem Kahn verlangten, erboten sich zwei Knaben, uns überzufahren. Man zeigte einiges Mißtrauen gegen ihre Jugend, sie versicherten aber, besser zu sein als die Alten; auch brachten sie uns schnell und glücklich ans rechte Ufer.

---

Den 6. September.

Auf einem Spaziergange, bei Gelegenheit, daß eine Mauer errichtet wurde, erfuhr ich, daß der Kalkstein, welcher fast ganz aus kleinen Schnecken besteht, an den jenseitigen Höhen und mehreren Orten gebrochen werde. Da diese Schnecken, nach der neusten Überzeugung, Aus-

geburten des süßen Wassers sind, so wird die ehemalige Restagnation des Flusses zu einem großen See immer anschaulicher.

Man zeigte mir am Rheine zwischen einem Weidicht den Ort, wo Fräulein von Günderode sich entleibt. Die Erzählung dieser Katastrophe an Ort und Stelle, von Personen, welche in der Nähe gewesen und teilgenommen, gab das unangenehme Gefühl, was ein tragisches Lokal jederzeit erregt; wie man Eger nicht betreten kann, ohne daß die Geister Wallensteins und seiner Gefährten uns umschweben.

---

Von diesen tragischen Gefühlen wurden wir befreit, indem wir uns nach den Gewerben des Lebens erkundigten.

Gerberei. Der Stockausschlag eines abgetriebenen Eichenbusches braucht dreizehn bis vierzehn Jahre; dann werden die jungen Eichen geschält, entweder am Stamme oder schon umgeschlagen; dies muß im Safte geschehen. Diese Schale wird von fernen Orten hergeholt, vom Neckar über Heidelberg, von Trier u. s. w. Die Wasserfahrt erleichtert das Geschäft. Mühlen zum Kleinmahlen der Lohe. Häute, die nordamerikanischen, kommen während der letzten Zeit immer über Frankreich. Behandlung der Häute, Zeit des Garwerdens.

Weinbau. Mühe dabei. Vorteile, Gewinn, Verlust. Anno 1811 wurden in Winkel 800 Stück Wein gebaut. Großer Ertrag des Zehnten. Die Güte des Weins hängt von der Lage ab, aber auch von der spätern Lese. Hierüber liegen die Armen und Reichen beständig im Streite; jene wollen viel, diese guten Wein. Man behauptet, es gebe um den Johannisberg bessere Lagen; weil aber jener, als eingeschlossener Bezirk, seine Weinlese ungehindert verspäten könne, daher komme die größere Güte des Er-

zeugnisses. In den Gemeindebezirken werden die Weinberge einige Zeit vor der Lese geschlossen, auch der Eigentümer darf nicht hinein. Will er Trauben, so muß er einen verpflichteten Mann zum Zeugen rufen.

---

Und so hätten wir denn abermals mit dem glücklichen Rundworte geschlossen:

Am Rhein! am Rhein!
Da wachsen unsre Reben!

---

# Kunst und Altertum am Rhein, Main und Neckar

1814 und 1815

## Köln.

Nach einer glücklichen Rheinfahrt wurden wir in Köln von Freunden und Bekannten, ja von Unbekannten mit dem frohen Gruße überrascht: daß jenes von Rubens für seinen Geburtsort gemalte, die Kreuzigung Petri vorstellende, der Kirche dieses Stadtpatrons gewidmete Bild von Paris zurückgebracht werde und nächstens im Triumph zu seiner ehemaligen frommen Stelle wieder gelangen solle. Wir freuten uns, daß einer zahlreichen Bürgerschaft durch eine einfache große Handlung das herrliche Gefühl gegeben sei, nunmehr einem Fürsten anzugehören, der ihnen in so hohem Sinne Recht zu verschaffen und ein schmählich vermißtes Eigentum wieder zu erstatten kräftig genug wäre. Nun durfte man mit desto froherer Teilnahme Kunstliebhaber besuchen, die sich durch ihren wieder erscheinenden Heiligen doppelt getröstet und erquickt fühlten und den allgemeinen Gewinn als Unterpfand betrachteten, daß ihrer eigensten Neigung Sicherheit und Förderniß gelobt sei.

Wenn nämlich im dreizehnten Jahrhundert die bildende Kunst am Niederrhein sich zu regen anfing, so schmückte sie vorzüglich Kirchen, Klöster und öffentliche Gebäude an Mauern und Wänden, oft auch auf großen Tafeln, mit frommen und heiligen Gegenständen; die

neuere Kunst verschaffte dagegen auch dem einzelnen Bürger kleinere Bilder, angemessen dem Innern der Wohnungen und häuslichen Gefühlen. Mit glänzender Sinnlichkeit behandelte sie natürliche beliebte Gegenstände, und jedermann konnte in seiner eigenen Wohnung an herrlichen Werken ein stilles Behagen empfinden.

Solche kunstreiche Umgebungen gehörten nun zu den Bedürfnissen des Bemittelten, zum Anstande des Wohlhabenden. Einheimische Künstler wurden beschäftigt. Ein lebhafter Handel mit Brabant und Holland brachte eine Unzahl solcher Kunstwerke in Umtrieb. Liebhaberei und Gewinn waren zu verbinden, und Gewinn belebte die Neigung. Handelsleute taten sich hervor, welche, in das ferne Ausland wirkend, Kunst und Künstler förderten. Unter solchen wird der Name Jabach mit Ehrfurcht genannt. Dieser vorzügliche Mann, umgeben von seiner wohlgebildeten und wohlhäbigen Familie, wird uns noch jetzt, lebensgroß, durch ein Bild von Lebrun vor Augen gestellt. Es ist vollkommen erhalten noch in Köln und verdient, als eine der ersten Zierden einer bald zu hoffenden öffentlichen Anstalt eingeordnet zu werden.

Nun müssen wir aber jener bedeutenden Richtung gedenken, welche die Kunstliebe in unsern Tagen genommen. Eine gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts vorbereitete, in dem gegenwärtigen aber sich mehr entwickelnde Leidenschaft zu den Resten der alten Kunst, wie sie sich nach und nach aus dem trübern Mittelalter hervortat, erhielt reichliche Nahrung, als Kirchen und Klöster aufgehoben, heilige Gemälde und Gerätschaften verkauft wurden. Nunmehr konnten die schätzbarsten Dinge, welche bisher der Gemeine gehörten, in den Besitz des Privatmanns übergehen. Mehrere Personen in Köln fühlten sich daher veranlaßt, dergleichen zu retten und zusammenzuhalten. Die Herren Boisserée,

Gebrüder, und Bertram stellten mit Neigung, Kenntnis, Ausdauer, Aufwand und Glück eine Reihe solcher Bilder als unterrichtenden Kunstschatz zusammen, welcher, gegenwärtig in Heidelberg befindlich, in Köln ungern vermißt wird. Hier am Orte jedoch besitzen die Herren Wallraf, Lyversberg, Fochem nebst anderen Personen höchst schätzbare Werke dieser Art.

Da nun aber fast alle solche Gemälde von Rauch und Staub mußten behutsam gereinigt, schadhafte Stellen sorgfältig ausgebessert und der Goldgrund vorsichtig hergestellt werden, so bildeten sich Restauratoren, unentbehrliche Personen für jeden Ort, wo sich ein lebhafter Kunstverkehr entwickelt. Ein herrliches Dokument solcher Bemühungen, wo Liebhaber und Künstler patriotisch kunstverständig zusammengewirkt, ist das große aus der Ratskapelle in den Dom versetzte Altarbild. Die mittlere Tafel stellt die Anbetung der heiligen drei Könige vor, die Seitentafeln aber zeigen die übrigen Schutzpatrone der Stadt, ritterlich und jungfräulich, kühn und bescheiden, fromm alle mit einander. Der Künstler lebte zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts.

Alle jene dem Gottesdienst gewidmeten Vorstellungen und Zierden aber, welche durch die unruhige, zerstückelnde Zeit von ihren geweihten Plätzen entfernt wurden, schienen in Privathäusern nicht ganz an ihrer Stelle; daher der heitere, erfinderische Geist der Besitzer und Künstler an schickliche Umgebung dachte, um dem Geschmack zu erstatten, was der Frömmigkeit entrissen war. Man ersann scheinbare Hauskapellen, um Kirchenbilder und Gerätschaften in altem Zusammenhang und Würde zu bewahren. Man ahmte die bunten Glasscheiben auf Leinwand täuschend nach; man wußte an den Wänden teils perspektivische, teils halberhobene klösterliche Gegenstände als wirklich abzubilden.

Diese anmutige Dekorierkunst blieb jedoch nicht lange im Düstern, der muntere Geist der Einwohner führte sie bald ins freie Tageslicht, wo denn der Künstler auch solchen Forderungen genugzutun verstand, indem er den Hintergrund enger, an den Seiten mit Pflanzen und Blumen besetzter Höfe durch wohlgeratene perspektivische Gemälde ins Unendliche zu erweitern glücklich unternahm. Alles dieses und so manches andere, welches auf den Fremden höchst angenehm, neu und bedeutend wirkt, zeugt von einer frohen, frommen, Genuß und Erhebung verlangenden Sinnlichkeit, die, wenn sie zu Zeiten des Drucks und der Not sich so tätig und heiter bewies, in Zeiten der Sicherheit und Ruhe, bei zunehmendem Wohlhaben, neu ermuntert gar bald hervortreten wird.

Betrachtet man also das viele in Köln Verbliebene, Erhaltene, Neubelebte mit Aufmerksamkeit, so wird man gewahr, wie leicht eine Regierung hier einwirken kann, wenn die Obern und Vorgesetzten zuerst dasjenige freundlich anerkennen, was von einzelnen aus freier Neigung und Liebhaberei bisher geschah, und einen solchen frohen Willen auf alle Weise begünstigen. Hierdurch wird den Obgeordneten als Kennern und Liebhabern nichts unbekannt bleiben, was am Orte von Kunstwerken befindlich ist, was zu- und abgeht oder den Besitzer verändert. Zugleich werden sie, die Tätigkeit des einzelnen fördernd, auf den Fall merken, wo lebenslängliche Bemühung eines Privatmannes dem Gemeinwesen auf einmal zu gute kommt: denn es geschieht nicht selten, daß eine Sammlung dem Liebhaber, der sich auf mancherlei Weise beengt fühlt, zur Last wird. Mangel an Raum, Wechsel der Wohnung, verändertes oder abgestumpftes Interesse vermindern oft den Kunstwert in den Augen des Besitzers; und hier ist es, wo die Oberen zu Gunsten beider Teile sich tätig erweisen können. Durch ehrenvolle Auf-

merksamkeit findet sich der Wohlhabende schon dergestalt geschmeichelt, daß er, patriotisch aufgeregt, wo nicht schenkend, doch zu mäßigen Bedingungen sein Besitztum einer öffentlichen Anstalt überläßt und einverleibt. Findet er in seinem Wohnorte nur Gleichgültigkeit, er wird sich in der Fremde des Danks erholen. So wäre z. B. die unübersehbare Sammlung des Baron von Hüpsch, die unter mancherlei Wust die schätzbarsten Gegenstände der Kunst und des Altertums enthielt, nicht von Köln nach Darmstadt gezogen, nicht des Herrn Nose höchst bedeutende Zusammenstellung niederrheinischer Gebirgsarten von Godesberg nach Berlin gewandert, hätten diese Männer in Zeiten gelebt wie diejenigen, denen wir entgegensehen.

Forschen wir nun nach dergleichen Schätzen gegenwärtig in Köln, so werden wir zuerst auf die Sammlung des Herrn Professors und Kanonikus Wallraf gewiesen, der, seiner Vaterstadt leidenschaftlich angeeignet, sein ganzes Leben, Habe und Gut verwendete, ja die ersten Bedürfnisse sich öfters entzog, um alles ihm erreichbare Merkwürdige seinem Geburtsort zu erhalten. Vorzüglich aufmerksam auf römische Altertümer, Bildwerke, Münzen, geschnittene Steine und Inschriften, hat er zugleich neuere Kunstwerke aller Art, Gemälde, Handzeichnungen und Kupferstiche, Bücher, Handschriften, selbst sehr bedeutende Mineralien an sich gebracht. Dieser, wegen Mannigfaltigkeit und Verwicklung, schwer zu übersehende Vorrat konnte weder zu eigenem Genuß noch zum Unterricht anderer jemals geordnet werden, weil selbst die dem Sammler späterhin gestattete freie Wohnung nicht Raum hat, so viel zu fassen, geschweige gesondert aufzustellen. Wünschenswert wär' es daher, wenn man baldmöglichst dem gemeinen Wesen diesen Schatz zueignete, damit die Jahre, welche dem würdigen Besitzer

gegönnt sind, benutzt werden könnten, diese kostbaren Gegenstände mit Genauigkeit zu übernehmen, zu ordnen, genießbar und nutzbar zu machen.

Dieses aber setzt ein hinreichendes Lokal voraus, welches in der weitläuftigen Stadt gar wohl zu finden wäre. Hätte man ein solches bestimmt, so würden die vorhandenen Räume wohl beachtet, damit die verschiedenen Abteilungen der Sammlung gehörig zu sondern wären. Dabei nehme man auf die Zukunft beständig Hinsicht; die Räume würden groß genug eingerichtet, nach Maßgabe einer zu hoffenden Vermehrung. Die Anleitung hiezu würde die Sammlung selbst geben, die, indem sie Gegenstände aller Art besitzt und nach allen Seiten hindeutet, vielerlei Rubriken veranlaßt, die sich in der Folge innerlich vermehren und ausdehnen. Denn auch deshalb ist diese Sammlung so schätzbar, weil sie künftige Konservatoren nötigt, alles Vorkommende nach seiner Art zu würdigen und auch das Geringste als integrierenden Teil des Ganzen zu betrachten. Wie überraschend angenehm würde es alsdann sein, wenn die Lokalitäten geschmackvoll und analog den Gegenständen verziert würden, wovon wir zwar einzelne Beispiele in verschiedenen Städten bewundern, jedoch kein ganzes allgemeines Museum in diesem Sinne verziert wissen. Es ist gar so angenehm unterrichtend, wenn Sarkophagen, Urnen und alle dazu gehörigen Leichen- und Grabgeräte in nachgeahmten Kolumbarien aufgestellt sind; wenn der römische Denkstein, Altar und Cippus von einer Dekoration eingefaßt werden, welche an die Appische Straße erinnert; wenn die Überreste des frühern Mittelalters von Verzierungen ihrer Art, die des späteren gleichfalls übereinstimmend begleitet sind; wenn selbst den Naturreichen durch Abbildung des nicht Vorhandenen nachgeholfen wird. Wollte man diese Gedanken verfolgen und

Vorschläge gelten lassen, so würde gar manches bewirkt werden, welches voraus anzudeuten nur anmaßlich scheinen möchte. In einer Gegend, wo das Wissen nur insofern geschätzt werden kann, als es zugleich ins Leben tritt, wird eine solche Einrichtung schon gefordert. Hier wird der bloß neugierig Gleichgültige unterhalten und angeregt, ja, er mag sich stellen wie er will, belehrt; der Kenner aber läßt sich durch eine solche, der Ordnung noch hinzugefügte Täuschung eben so wenig irre machen als durch die Konfusion der alten Krambude eines Raritätenhändlers. In Köln würde man sich hiezu des Talents eines vorzüglichen Künstlers, Herrn Fuchs, bedienen, der in ähnlichen Fällen schon Erfindungsgabe, Geschmack und Fertigkeit bewiesen. Zugleich aber wird man mit Bedauern den in jugendlichem Alter schon vieles leistenden Joseph Hoffmann vermissen, welcher wohl verdient hätte, bessere Zeiten zu erleben.

Jedermann, der das Gesagte beherzigt, wird sich überzeugen, daß bei weiser, kräftiger Anregung von oben, tüchtiger Gründung und klarer Anlage eines Konservatoriums in Köln Kunst, Geist und Fleiß sogleich sich vereinen werden, dasselbe zu schmücken; da es denn auch an patriotischer Tätigkeit nicht fehlen wird, dasselbige fortwährend zu vermehren und auszustatten. So sehen wir schon gegenwärtig, da ein allgemeiner Vereinigungspunkt nur erst gehofft wird, das rühmliche Beispiel, wie Herr General von Rauch alles dasjenige, was bei Anlage der neuen Festungswerke ausgegraben wird, bei sich sammelt, um solches dereinst dem öffentlichen Gewahrsam zu übergeben. Das Bedeutende, was schon gefunden worden, erregt die schönsten Hoffnungen und sichert diesem trefflichen Kriegsmanne auch von dieser Seite die immerdauernde Dankbarkeit einer wieder auflebenden Stadt.

In Köln jedoch an eine förmliche Kunstakademie zu denken, möchte nicht nötig noch rätlich sein. Republikanische, von alten Zeiten her den Gemütern eingeprägte Formen passen am besten in diesen Gegenden, wenigstens für die freien Künste. Einsichtige Kunstliebe und Gönnerschaft setzt sich überall an die Stelle der Direktion; jeder Künstler zieht in seinem Fache sich seine eigenen Schüler, so wie jeder Schüler sich frei seinen Meister aufsucht. Hier kann jeder, uneingeschränkt von seinesgleichen, durch eigene Arbeiten, durch Restauration und Kunsthandel sich in eine Lage versetzen, die sehr angenehm werden muß, wenn die Regierung sein Talent auch zu ihren Zwecken benutzt, durch angemessene Pensionen sein Talent der ersten Nahrungssorgen überhebt, sodann aber durch billiges Honorar seine außerordentlichen Arbeiten belohnt.

Wird sich nach allgemeinem Wünschen und Hoffen ein zusammenhängendes Kunstverkehr am Rhein und Main verbreiten, so wird auch die Teilnahme des Reisenden nicht fehlen. Der Kunstfreund verlangt nicht immer Originale; trifft und rührt ihn irgend ein merkwürdiges Bild, dessen Besitz nicht zu erlangen ist, so erfreut er sich an einer Kopie. Dieses zeigt sich schon gegenwärtig bei der Freude an der altdeutschen Kunst, daß man Nachbildungen von Gemälden dieser Art verlangt und schätzt. Von jener großen Tafel im Dom hat Herr Leutnant Raabe die Mittelgruppe in Miniatur höchst befriedigend nachgebildet. Herr Beckenkamp beschäftigt sich immerfort mit Kopien derselben, die sogleich ihre Liebhaber finden. Wie viel Umstände treffen nicht zusammen, uns zu versprechen, daß ein freitätiges, uneingeschränktes Kunstleben in diesen Gegenden sich aus einer niemals ganz ausgestorbenen Vorzeit fröhlich entwickeln werde!

Eh' jedoch der Fremde so mannigfaltige Merkwürdigkeiten mit Ruhe genießen kann, wird er vor allem unwiderstehlich nach dem Dom gezogen. Hat er nun dieses leider nur beabsichtigten Weltwunders Unvollendung von außen und innen beschaut, so wird er sich von einer schmerzlichen Empfindung belastet fühlen, die sich nur in einiges Behagen auflösen kann, wenn er den Wunsch, ja die Hoffnung nährt, das Gebäude völlig ausgeführt zu sehen. Denn vollendet bringt ein groß gedachtes Meisterwerk erst jene Wirkung hervor, welche der außerordentliche Geist beabsichtigte: das Ungeheuere faßlich zu machen. Bleibt aber ein solches Werk unausgeführt, so hat weder die Einbildungskraft Macht noch der Verstand Gewandtheit genug, das Bild oder den Begriff zu erschaffen.

Mit diesem leidigen Gefühl, welches einen jeden drückt, kämpften zu unserer Zeit in Köln eingeborne Jünglinge, welche glücklicherweise den Mut faßten, eine Vollendung des Doms, nach der ersten Absicht des Meisters, wenigstens in Zeichnungen und Rissen zu stande zu bringen. Dürfte auch ein solches bildliches Unternehmen gegen die wirkliche Ausführung gering scheinen, so gehörte doch schon hiezu so viel Einsicht als Unternehmungsgeist, so viel Tat als Beharren, so viel Selbständigkeit als Einwirkung auf andere, wenn die Gebrüder Boisserée zur ungünstigsten Zeit ein Kunst- und Prachtwerk so weit fördern sollten, daß es von nun an heftweise wird erscheinen können. Der Grundriß hatte sich glücklicherweise im Original gefunden, so wie auch der Aufriß, später entdeckt, der bisherigen Bemühung, Ausmessung und Vermutung glücklich zu Hilfe kam. In gehöriger Größe werden also Grundriß, Aufrisse, Durchschnitte, perspektivische Zeichnungen nach und nach erscheinen, wodurch ein Werk gebildet wird, das vermöge

seines Inhalts wie durch die Künstler, die es gearbeitet, den lebhaftesten Anteil verdient. Denn daß die Zeichnungen vortrefflicher deutscher Männer, Moller, Fuchs, Quaglio, auch in Deutschland gestochen werden konnten, dazu gehörte von seiten der Unternehmer jene stille, unverwüstliche Vaterlandsliebe, die in den schlimmsten Zeiten dasjenige zu erhalten und zu fördern weiß, was glücklichen Tagen unentbehrlich ist; und so sind die trefflichen Kupferstecher, die Herren Duttenhofer in Stuttgart, Darnstedt in Dresden, zur Teilnahme an dieser wichtigen Arbeit herbeigerufen worden.

Sind wir nun durch Bemühungen von Privatpersonen dazu gelangt, uns einen deutlichen Begriff von jenem unschätzbaren Gebäude zu machen, so daß wir es als ein Wunderwerk, gegründet auf die höchsten christlich-kirchlichen Bedürfnisse, so genial als verständig gedacht, durch vollendete Kunst und Handwerk ausgeführt, in der Einbildungskraft fassen und seine wirklich vorhandenen Teile einsichtig genießen können, so wird man sich nicht verwehren, jene kühne Frage nochmals aufzuwerfen, ob nicht jetzt der günstige Zeitpunkt sei, an den Fortbau eines solchen Werks zu denken.

Hier treffen wir aber bei näherem Erwägen auf die traurige Entdeckung, daß der Dom seit zwanzig Jahren aller Hilfsmittel beraubt ist, um auch nur im baulichen Stand erhalten zu werden. Als Reichsstift, und weil die Güter für den Bauunterhalt mit den Pfründegütern zusammengeworfen waren, hatte die Kirche das eigene und einzige Schicksal, sie, die am meisten bedarf, die ärmste von allen zu werden, indessen andere Kirchen ihre Baugüter behalten oder zurückbekommen haben.

Das erste vor allen Dingen wäre daher, an eine Stiftung zu denken zu vollkommener Erhaltung des Gebäudes. Erhaltung ist aber nicht zu bewirken, wenn man

den Vorsatz des Fortbauens gänzlich aufgibt; denn nicht allein Barschaft reicht hin zu solchen Bedürfnissen, sondern es will auch, bei gegenwärtiger vollkommenen Einsicht in den Willen des Meisters, Kunst und Handwerk aufs neue erregt und belebt sein. Was aber auch geschehe, so ist ein solcher Gegenstand mit Großheit zu behandeln, zu welcher man nur gelangt, wenn man sich die Schwierigkeiten nicht verbirgt noch verleugnet.

Auf alle Weise aber steht der Dom schon jetzt als fester Mittelpunkt; er und die vielen andern Gebäude der Stadt und des Landes bilden im engen Kreise eine ganze Kunstgeschichte. Und auch diese ist literarisch und artistisch vorbereitet, indem jene so leidenschaftlich als gründlich arbeitenden Kunstliebhaber, bei dem Fleiße, den sie dem Kölner Dom gewidmet, ihre Aufmerksamkeit zugleich auf die Vor- und Nachkunst richteten. Daher wurden alte Risse gesammelt, Durchzeichnungen veranstaltet, Kupferstiche und Zeichnungen der vorzüglichsten sogenannten gotischen Gebäude in allen Landen angeschafft, besonders von allen bedeutenden alten Bauwerken des ganzen Niederrheins von der Mosel abwärts. Hieraus könnte ein Werk entstehen, das in mäßigem Format die Epochen der älteren Baukunst in Deutschland, von den ersten christlichen Zeiten an bis zum Erscheinen des sogenannten gotischen Geschmacks im dreizehnten Jahrhundert, in belehrender Form zur Anschauung brächte.

Die den Reisenden zugemessene Zeit war zu kurz, als daß man von allem Bedeutenden hätte völlige Kenntnis nehmen können; jedoch versäumte man nicht, den Herrn Domvikarius Hardy zu besuchen, einen merkwürdigen achtzigjährigen muntern Greis, der, bei angebornem entschiedenen Talent und Kunsttrieb, von Jugend auf sich selbst bildete, physikalische Instrumente künstlich ausarbeitete, sich mit Glasschleifen beschäftigte, vorzüglich

aber, von der bildenden Kunst angezogen, Emaille zu malen unternahm, welches ihm aufs glücklichste gelang. Am meisten jedoch hat er sich dem Wachsbossieren ergeben, wo er denn schon in frühster Jugend die unendlich feinen perspektivisch-landschaftlichen, architektonisch-historischen kleinen Arbeiten verfertigte, dergleichen, von mehreren Künstlern versucht, wir noch bis auf die neuste Zeit sogar in Ringen bewundern. Später beschäftigte er sich mit einer Art, die höchst gefällig ist; er bossierte nämlich halbe Figuren in Wachs, beinahe rund, wozu er die Jahreszeiten und sonst charakteristisch-gefällige Gegenstände wählte, von der lebenslustigsten Gärtnerin mit Frucht- und Gemüskorbe bis zum alten, vor einem frugalen Tisch betenden Bauersmann, ja bis zum frommen Sterbenden. Diese Gegenstände, hinter Glas in ungefähr fußhohen Kästchen, sind mit buntem Wachs harmonisch, dem Charakter gemäß, koloriert. Sie eignen sich, dereinst in einem kölnischen Museum sorgfältig aufbewahrt zu werden; denn man wird hiedurch so deutlich angesprochen, daß wir uns in der Geburtsstadt des Rubens befinden, am Niederrhein, wo die Farbe von jeher die Kunstwerke beherrscht und verherrlicht hat. Die stille Wirkung eines solchen Mannes in seinem Kreise verdient recht deutlich geschildert zu werden, ein Geschäft, welches Herr Kanonikus Wallraf mit Vergnügen übernehmen wird, da er, als ein Jüngerer, diesem würdigen Greis auf dem Lebens- und Kunstwege gewiß manche Anregung verdankt.

Ein Schüler dieses würdigen Mannes, Herr Hagbold, beschäftiget sich mit ähnlichen Arbeiten; doch hat er bisher nur Profilporträte geliefert, denen man eine glückliche Ähnlichkeit nicht absprechen kann. Die Reinlichkeit und Feinheit der Kleidungs- und Putzstücke an diesen Bildern ist höchlich zu loben, und wenn er sie in

der Folge, sowohl von vorn in voller Ansicht, ganz rund, als von der Seite, nur halb erhaben, ausführen wird, so kann es ihm an Beifall und Kunden nicht fehlen.

Noch ist hier ein geschickter Miniaturmaler zu erwähnen, Herr Lützenkirchen, welcher sich, bei sehr schönen Talenten, als ein denkender Künstler erweist und sich auch schon das Vertrauen hoher Personen bei bedeutenden Gelegenheiten erworben hat.

Indem man nun von dem Vergangenen und Gegenwärtigen spricht, was Köln merkwürdig, ehrwürdig und angenehm macht, und sodann fragt, was denn ferner wünschenswert wäre, damit gebildete Personen aller Art ihren Aufenthalt hier gerne wählten, so wird man die Antwort hören, daß Wissenschaft und diejenige Kultur, welche aus dem Studium der alten Sprachen hervorgeht, nebst allem, was geschichtlich heißen kann, hier von frischem angeregt und begünstigt werden sollten; von frischem, sag' ich, denn auch diese Vorzüge haben sich hier nicht ganz verloren. Man darf nur die im Lapidarstil glücklich aufgestellten Inschriften, worin Herr Kanonikus Wallraf sich besonders hervortut, so wie seine heitern und gehaltreichen lateinischen Gelegenheitsgedichte betrachten, man darf die historischen Bemühungen, welche derselbe nebst andern Personen den vaterstädtischen kirchlichen Ereignissen widmet, näher ins Auge fassen, so findet man noch Verzahnungen genug, welche nur auf einen neuen Anbau zu warten scheinen.

Und hier wird man unmittelbar an jene ansehnliche Universität erinnert, welche ehemals hier ihren Sitz hatte. Ihre Lage war vorteilhaft, in der Mitte der Länder zwischen Mosel, Maas und Lippe, auch zur Verbindung mit verwandten Nachbarländern, woher noch bis zur französischen Umwälzung Studierende, meist von katholischer Religion, sich auf diese Universität wendeten, in

solcher Anzahl, daß sie eine sogenannte Nation unter den Studenten ausmachten. Die medizinische Fakultät zog durch ausgezeichnete Lehrer noch bis zu Ende des letzten Jahrzehents holländische Studenten nach Köln, und noch jetzt genießt die Stadt in den angrenzenden Ländern ihren alten Ruhm. Ja in den ersten Jahren der französischen Herrschaft wurde die Hoffnung rege zu Wiederbelebung der alten Universität, und bis in die letzten Zeiten nicht ganz aufgegeben, erhielt sie sich an der Aufmerksamkeit, welche die Zentralschule genoß, die nachher in eine höhere Sekundärschule verwandelt wurde. Ihr blieben bedeutende Güter, Anstalten und Sammlungen, welche zum Teil sich noch vermehrten; wie denn ein wohlbestelltes physikalisches Kabinett angeschafft und ein botanischer Garten ganz neu angelegt wurde. Fänden nun in demselbigen, von den Jesuiten ehemals benutzten Raume die Kunstsammlungen gleichfalls ihren Platz, so würde sich alles Kennenswerte hier vereinigen lassen. Hierauf, wie auf manches andere, gründen die Kölner die Hoffnung, die alte Universität in ihren Mauern wieder erneuert zu sehen.

Alles, was wir bisher an dieser Stadt gerühmet, schien diese Hoffnung zu begünstigen, da nicht mehr die Frage sein kann, ob nicht auch in großen Städten eine Universität gedeihen könne. Ja man wollte behaupten, daß hier, wo die reichsten Schätze der großen Vorzeit zu finden sind, wo geistliche und weltliche Gebäude, Mauern und Türme und so mannigfaltige Kunstsammlungen eine anschauliche Geschichte der Vergangenheit liefern, wo Schiffahrt und Handel das gegenwärtige Leben darstellen, daß hier Lehrenden und Lernenden alles nützlich und förderlich sein müsse, indem in unsern Tagen nicht mehr von Schul- und Parteiwissen, sondern von allgemeinen Weltansichten, auf echte Kenntnisse gegründet, die Rede sei.

Man wolle jenen Universitäten, in kleinen Städten angelegt, gewisse Vorteile nicht streitig machen, es sei aber doch nicht zu leugnen, daß sie sich aus jenen Zeiten herschreiben, wo der Jugend, die aus einem dumpfen Schulzwange zu einem ängstlichen Geschäftszwange gebildet werden sollte, ein gewisser Zwischenraum gegönnt war, in welchem sie sich neben dem Lernen auch abtoben und eine fröhliche Erinnerung vollbrachter Torheiten gewinnen möchte. Gegenwärtig sei dieses aber unzulässig, schädlich und gefährlich: denn der deutsche Jüngling habe sich meist im Felde versucht, habe an großen Taten Anteil genommen, und selbst der Nachwuchs sei schon ernster gesinnt, man verlange nicht nach einer abenteuerlichen hohlen Freiheit, sondern nach einer ausbildenden reichen Begrenzung. Wo sei nun eine solche schönere zu finden als in einer Stadt, die eine Welt in sich enthalte, wo Tätigkeit aller Art sich musterhaft vor dem Geiste des Jünglings bewege und wo junge Leute nicht an Kameradenselbstigkeit, sondern an höhern Weltansichten und an unzähligen Gewerbs- und Kunsttätigkeiten ihre Unterhaltung fänden, wo der Studierende nur über den Fluß zu setzen brauche, um seine Ferien in dem reichsten Bergwerks-, Hütten- und Fabrikenlande nützlich zuzubringen?

Ferner behaupteten die Kölner, daß der Studierende nirgends mehr sich selbst achten und geachtet werden könne als bei ihnen, indem er als Miterbauer einer großen, alten, durch Zeit und Schicksal zurückgekommenen Existenz angesehen werden müsse.

---

## Bonn.

Nach aufmerksamer Betrachtung einiger Kirchen und des öffentlich aufgestellten antiken Monuments unterhielt

in Bonn die Durchreisenden eine Sammlung des Herrn Kanonikus Pick. Dieser heitere, geistreiche Mann hat alles und jedes, was ihm als altertümlich in die Hände kam, gewissenhaft gesammelt, welches schon ein großes Verdienst wäre; ein größeres aber hat er sich erworben, daß er mit Ernst und Scherz, gefühlvoll und geistreich, heiter und witzig ein Chaos von Trümmern geordnet, belebt, nützlich und genießbar gemacht hat. Ohne sein Haus, mit welchem diese Schätze zusammengewachsen sind, durchwandert zu haben, kann man sich hievon keine Vorstellung machen.

Der Treppenraum zeigt eine Menge Porträte von sehr verschiedenem Kunstwert, alle jedoch vereinigt, die Trachten mancher Länder und Zeiten vors Auge zu bringen. Verziert sind die Wohnzimmer mit Kupferstichen und Gemälden, eigens bedeutend auf traurige und frohe vaterländische Ereignisse hinweisend, auf Glück und Unglück eines übermütigen Feindes anspielend. Über den Türen erregt manche inschriftliche Tafel ein bedenkliches Lächeln. Nun aber öffnet sich die Sammlung selbst; man durchschaut sie mit immer verändertem Interesse, welches jederzeit eine historische Richtung zu nehmen genötigt ist. Kupferstiche und Münzen, nach Jahren und Ländern geordnet, Gerätschaften aller Art, alles zierlich zusammengestellt.

Wir gedenken zum Beispiel einer ganzen Wand mit gemalt scheinenden Bildern, merkwürdig durch den Stoff, woraus sie verfertiget worden: Mosaik und Eingelegtes, von Stroh oder Moos Zusammengesetztes, aus gehackter Wolle Gestreutes, samtartig Gewobenes, Gesticktes oder aus Läppchen Zusammengeflicktes. Durch solche Annäherungen werden hundert Dinge, deren Aufbewahrung einen erfahrenen Kunstkämmerer verlegen machte, dem Auge interessant, sie geben dem Geiste Nahrung, ja dem Ge-

schmacksurteil manchen Anlaß. Hiebei ist zu bemerken, daß ein junger Vetter, naturwissenschaftlich unterrichtet, eine schöne Mineraliensammlung, dem Kenner wie dem Liebhaber willkommen, systematisch aufgestellt hat.

Und so, nach ergetzender Betrachtung einer unzähligen Menge älterer Putz- und Scherzgeräte, nimmt man ernsteren Anteil an einer würdig errichteten Scheinkapelle. Geschmackvoll zusammengerahmte bunte alte Glasfenster verbreiten ein düsteres Licht über den beschränkten Raum; gibt man demselben dagegen die erforderliche Hellung, so sieht man die aus aufgehobenen Kirchen geretteten frommen Bedürfnisse aller Art an schicklicher Stelle: geschnitzte Betschemel und Pulte, ein völlig hergestellter Altar, auf demselben ein Reliquienkasten, mit getriebenen Silberfigürchen geziert, mit Emaille reichlich bedeckt; ferner Kruzifixe und Leuchter, alle älteren Ursprungs, nach Form und Materie an jenen heiligen Prachtkasten erinnernd, der in dem kölnischen Dom die Gebeine der drei Könige verwahrt. Den Wänden fehlt es nicht an alten Gemälden, welche sich hier, als hätten sie ihre Stelle nicht verändert, einer gewohnten Nachbarschaft erfreuen.

Gelangt man darauf in ein Zimmer, wo alte Drucke und Manuskripte aufbewahrt, auch andere bedeutende Dinge einstweilen niedergelegt sind, so bedauert man, daß die Unruhe der Zeiten diesen würdigen Mann verhinderte, von seinem ganzen Hause Gebrauch zu machen, um alles in gleichem Sinne zu ordnen und zu bewahren.

Mit dem größten Vergnügen aber betritt man die Gartenterrasse, wo das Talent eines geistreichen Konservators sich in vollem Glanze zeigt. Hier sieht man, unter freiem Himmel, verschiedene architektonische Teile und Glieder, Säulen und Gesimstrümmer, so wie manche

Zieratsreste, zu Ruinen gruppiert, Inschriften zierlich eingemauert, halb erhabene Arbeiten wohl verteilt, große gebrannte Gefäße als Denkmale aufgestellt und, mit wenigen Worten, hie und da wahrhaft rege patriotische Gesinnungen bedeutsam ausgedrückt.

Eine ausführliche Beschreibung dieses glücklichen Unternehmens würde schon der Einbildungskraft und dem Gemüt eine angenehme Unterhaltung geben. Nur eines führe ich an, daß ein kleines, wohlerhaltenes Basrelief, die schlimmen Folgen der Trunkenheit vorstellend, unter einer Weinranke gesehen wurde, die soeben voller Trauben hing.

Denkt man sich Bonn als Residenz und diesen Schatz unverrückt als Kunstkammer, so besitzt der Hof eine Sammlung so allgemein unterhaltend und reizend, als nur zu wünschen ist. Setzte man sie im gleichen Sinne fort, so würden Besitzer und Erhalter sich und andern zu großem Vergnügen bemüht sein.

Während man nun diese Zeit über mit aufgeklärten und, im echten Sinne, freidenkenden Personen umging, so kam die Angelegenheit der ehemals hier vorhandenen Universität zur Sprache. Da man nämlich schon längst an der Wiederherstellung der veralteten hohen Schule in Köln verzweifelt, habe man den Versuch gemacht, eine neue in Bonn zu gründen. Dieses Unternehmen sei deshalb mißlungen, weil man, besonders in geistlichen Dingen, polemisch und nicht vermittelnd verfahren. Furcht und Parteigeist zwischen den verschiedenen Glaubensgenossen sei indessen beschwichtigt, und gegenwärtig die einzig mögliche und vernünftig herbeizuführende Vereinigung der Katholiken und Protestanten könne nicht auf dogmatischem und philosophischem, sondern allein auf historischem Wege gefunden werden, in allgemeiner Bildung durch gründliche Gelehrsamkeit. Eine bedeutende

Universität am Niederrhein sei höchst wünschenswert, da es der katholischen Geistlichkeit und somit auch dem größten Teil der Gemeinde an einer vielseitigern Geistesbildung fehle. Die Abneigung, ja die Furcht vor der Gelehrsamkeit sei früher daher entstanden, daß die Trennung der Christenheit durch Philologie und Kritik geschehen; dadurch sei die alte Kirche in Schrecken gesetzt, Entfernung und Stillstand verursacht worden. Bei veränderten Umständen und Ansichten jedoch könne dasjenige, was die Kirche getrennt, sie nun wieder vereinigen, und vielleicht wäre eine so schwer scheinende Aufgabe bei gegenwärtiger Gelegenheit, im oben angedeuteten Sinne, am sichersten zu lösen.

Wenn die Einwohner von Bonn ihre Stadt zum Sitz einer Universität empfehlen, ist es ihnen nicht zu verargen. Sie rühmen die Beschränktheit ihres Orts, die Ruhe desselben; sie beteuern die Achtung, welche dem Studierenden hier zu teil würde, als notwendigem und nützlichem Mitbewohner; sie schildern die Freiheit, die der Jüngling genießen würde in der herrlichsten Gegend, sowohl landwärts als rheinwärts und überrheinisch. Die Ursachen, warum der erste Versuch mißlungen, kenne man nunmehr und dürfe nur die ähnlichen Fehler vermeiden, so habe man die völlige Gewißheit, diesmal zum Ziele zu gelangen.

Diese und ähnliche Gespräche wurden auf der Terrasse des Schloßgartens geführt, und man mußte gestehen, daß die Aussicht von derselben entzückend sei. Der Rhein und die Siebengebirge links, eine reich bebaute und lustig bewohnte Gegend rechts. Man vergnügt sich so sehr an dieser Ansicht, daß man sich eines Versuchs, sie mit Worten zu beschreiben, kaum enthalten kann.

---

## Neuwied.

Doch unser eigentlichster Zweck ruft uns stromaufwärts, um Neuwieds zu gedenken. Diese freundliche Stadt, erbaut auf einen von Bergen umstellten Raum, ist uns wegen der Altertümer merkwürdig, welche man daselbst gefunden hat und findet. Die neuerdings von Deutschlands Feinden benutzte Gelegenheit, hier über den Rhein zu gehen, ward von den Römern schon ergriffen, sodann aber der sichere und angenehme Raum Kastellen und Wohngebäuden angeeignet. Die Spuren einer einfachen alten Befestigung fanden sich hinter Bieber, eine halbe Stunde von Neuwied, wobei die Überreste eines Bades entdeckt wurden. Die verschütteten Trümmer von städtischen Wohnungen finden sich bei Heddesdorf, wovon schon manches zu Tage gefördert worden. Möge die friedliche Ruhe, deren wir zu genießen hoffen, auch fernere Ausgrabungen begünstigen! Das sorgfältig angelegte Museum in dem Schlosse zu Neuwied würde dadurch bereichert, so wie die Sitten und Gebräuche der ältesten Feinde Deutschlands immer mehr aufgeklärt werden. Von alten Wegen und Schutzmauern, die sich am Main und Rhein weit erstrecken, haben mehrere Schriftsteller gehandelt, und es wird sich nach und nach bei fortgesetzter Bemühung der ganze Zusammenhang endlich vollkommen entwickeln.

---

## Koblenz.

Ungern verlassen wir diese Gegenden und eilen, unseres Zweckes eingedenk, nach Koblenz. Auch hier würde sich ein Mittelpunkt zur Aufbewahrung der Altertümer und zu Förderung der Kunst von selbst bilden. Die herrliche Lage des Orts, die schönen Straßen und Gebäude, die günstigen Wohnräume sind für den Einheimischen er-

freulich, für den Fremden einladend. Da diese Stadt zum beständigen Sitz einer Regierung bestimmt ist, so kann es hier niemals an vorzüglichen Männern fehlen, deren Aufmerksamkeit gar manches entdecken und versammeln wird; wie denn zum Anfange die wenigen, aber bedeutenden Reste der Abtei Laach mit Vorsicht und Sorgfalt hieher zu retten wären.

Die Juristenschule zu Koblenz ist eine neue Anstalt, die wohl schwerlich, isoliert wie sie steht, erhalten werden dürfte, dagegen die Güter der dortigen Sekundärschule wohl zu einem höhern Gymnasium hinreichten, welches jener dem Niederrhein zugedachten Universität vorarbeitete; und gewiß würden die Glieder solcher Anstalten sich einem Bunde, der Kunst und Altertum zu fördern gedächte, willig und kräftig anschließen.

Überschaut man von der Kartaus die köstliche Lage der Stadt und deren reiche Umgebung, so bedauert man die unwiederherstellbaren Ruinen der Festung Ehrenbreitstein, welche nun im Sinne der neueren Kriegskunst wieder ausgebessert werden. Das schöne, weitläuftige, der Stadt sich verbindende Schloß hingegen sieht man gern, von außen wenigstens, unbeschädigt. Die Frage, inwieweit es als Residenz wieder herzurichten sei, liegt außer unserm Kreise; aber des traurigen Schicksals müssen wir gedenken, welches überhaupt den Niederrhein betroffen hat, daß durch seltsame Fügung weit und breit alle Fürstensitze verödet sind, während am Oberrhein noch die meisten geblieben. Welch einen schönen Sommeraufenthalt würden höchste und hohe Personen finden, wenn die noch ziemlich erhaltenen großen Schlösser Poppelsdorf, Brühl, Bensberg, Benrath und andere wieder eingerichtet und neue Lebenselemente von da aus in die Gegend verbreitet würden. Für die Zwecke, welche wir im Auge haben, könnte daraus die günstigste Wirkung entspringen.

---

## Mainz.

Der Bewohner von Mainz darf sich nicht verbergen, daß er für ewige Zeiten einen Kriegsposten bewohnt: alte und neue Ruinen erinnern ihn daran. Aber auch diese wird der eifrige Forscher zu Vermehrung seiner Kenntnisse, zu Bildung des Geistes nutzen; und so sind wir einem fleißigen und sorgfältigen Manne, Herrn Professor Lehné, vielen Dank schuldig, daß er manches bekannte Altertümliche mehr bezeichnet und bestimmt, anderes aber neu aufgefunden, gesammelt und geordnet hat. Seine Karte, worauf die Lage des römischen Mainz und der sich darauf beziehenden Kastelle, in Vergleichung mit der heutigen Stadt und deren Festungswerken, dargestellt ist, gibt einen freien Überblick über das Vergangene, welches, von dem Gegenwärtigen fast verschlungen, unseren Sinnen entzogen ist. Die Mauern des uralten Kriegspostens, die innerhalb desselben ehemals befindlichen Tempel und Gebäude werden uns wieder vergegenwärtigt, so wie außerhalb das Denkmal des Drusus, die Wasserleitung, der künstliche Teich, die Gräber wieder an ihre Stelle treten; und schnell faßt der Reisende die Verhältnisse solcher Baulichkeiten gegen einander, die ihm sonst nur ein Rätsel geblieben.

Das Bibliotheksgebäude enthält in seinen unteren Hallen wohlgeordnete Altertümer. In anschaulichster Ordnung sind die Grabsteine römischer Soldaten aufgestellt, die, aus allen Nationen zusammengefordert, hier in der Garnison ihren Tod fanden. Name, Geburtsort, Zahl der Legion ist auf jeder Tafel bezeichnet. Man fand sie reihenweis an Hügel angelehnt, hinter jedem die Urne, das Gebein enthaltend, zum Beweise, wie hoch in jener Zeit der einzelne geschätzt wurde.

In derselben Halle finden sich Monumente anderer

Art, welche, so wie die besonders aufbewahrten antiken Gefäße und Gerätschaften, in Kupfer gestochen und von einer Erklärung begleitet, ein Werk bilden, welches hoffentlich bald die Wünsche der Liebhaber befriedigen und unter denselbigen einen neuen Vereinigungspunkt stiften wird.

Außer der Büchersammlung enthält das Gebäude manches wissenschaftlich Brauchbare. Was von physikalischem Apparat, von mineralogischen und anderen Gegenständen der vormaligen Universität angehörte, ist hier aufbewahrt und kann einer künftigen Lehranstalt zum Grunde dienen.

Eine Anzahl schätzbarer Gemälde, die aus Paris hierher gebracht worden, ist gleichfalls geräumig und genießbar aufgestellt und wird immer beitragen, die Kunstliebe in Stadt und Gegend zu beleben.

Herr Graf Kesselstadt, Freund und Erhalter von Gemälden und Altertümern, versäumt keine Gelegenheit, seine bedeutende Sammlung zu bereichern. Die Gemälde des Landschaftmalers Kaspar Schneider vergnügen mit Recht die Liebhaber. Ein Künstler und Gemäldehändler, namens Arbeiter, besitzt schöne Sachen und läßt sich billig finden. Genug, es steht hier so manches beisammen, daß kein Zweifel übrig bleibt, Mainz werde in dem rheinischen Kunstverein sich an seiner Stelle tätig und förderlich erweisen.

Zum Schlusse sei es vergönnt, einen Wunsch auszusprechen, welcher der jetzigen und künftigen Lage von Mainz so ganz gemäß ist. Möge der militärische Genius, der über diesem Orte waltet, hier eine Kriegsschule anordnen und gründen, hier, wo mitten im Frieden jeder, der die Augen aufschlägt, an Krieg erinnert wird. Tätigkeit allein verscheucht Furcht und Sorge, und welch ein Schauplatz der Befestigungs- und Belagerungskunst hat

sich hier nicht schon so manchmal eröffnet! Jede Schanze, jeder Hügel würde lehrreich zu dem jungen Krieger sprechen und ihm täglich und stündlich das Gefühl einprägen, daß hier vielleicht der wichtigste Punkt sei, wo die deutsche Vaterlandsliebe sich zu den festesten Vorsätzen stählen müsse.

---

## Biebrich.

Nach so vielen Ruinen alter und neuer Zeit, welche den Reisenden am Niederrheine nachdenklich, ja traurig machen, ist es wieder die angenehmste Empfindung, ein wohlerhaltenes Lustschloß zu sehen, das, unerachtet der gefährlichsten Nachbarschaft, in völligem Stande von seinem Fürsten bewohnt, durch einen Hof belebt wird, der den Fremden des liberalsten Empfanges genießen läßt. Die hier befindlichen Bibliotheken und Naturaliensammlungen, deren Ordnung durch die vieljährigen Unbilden des Kriegs gelitten, werden nun bald auch zum Nutzen und Vergnügen der Einheimischen und Vorübergehenden aufgestellt sein; wie denn Herr Kammerherr von Nauendorf seine ansehnliche und wohlgeordnete Mineraliensammlung dem Liebhaber mit Vergnügen belehrend vorweist.

---

## Wiesbaden.

Hier ist in gedachter Rücksicht schon viel geschehen, und mehrere aus Klöstern gewonnene Bücher in guter Ordnung aufgestellt. Ein altes Manuskript, die Visionen der heiligen Hildegard enthaltend, ist merkwürdig. Was neu in dieser Anstalt angeschafft wird, hat vorzüglich den Zweck, die Staatsdiener mit dem Laufenden der literarischen und politischen Welt bekannt zu machen. Sämtliche Zeitungen und Journale werden deshalb vollständig und in bester Ordnung gehalten. Dieses geschieht

unter der Aufsicht des Herrn Bibliothekar Hundeshagen, welcher dem Publikum schon durch die Bemühungen um den Palast Friedrichs I. zu Gelnhausen rühmlich bekannt ist. Leider ist die ganze vollendete Ausgabe dieses Werks bei dem Bombardement von Hanau verbrannt, wiewohl die Kupfertafeln glücklich gerettet worden; deshalb man die Hoffnung nähren kann, daß die günstigere Zeit auch die Reife dieses Werks befördern werde. Der Plan der Festung Mainz, von jenem talentvollen Manne herausgegeben, zeigt nicht weniger von dessen Fleiß und Geschicklichkeit. Unter ihm arbeiten beständig mehrere junge Leute an ähnlichen Unternehmungen.

Das Kabinett des Herrn Oberbergrat Cramer ist ein vorzüglicher Schmuck dieses Ortes. Es enthält eine vollständige systematische Folge der Mineralien und außerdem belehrende Prachtstücke aus den wichtigen Bergwerken des Westerwaldes. Der gefällige, theoretisch und praktisch gebildete Besitzer, auch als Schriftsteller seines Faches geschätzt, widmet Kurgästen und Durchreisenden jede freie Stunde zur Unterhaltung und Unterricht.

Dem Freunde der Baukunst wird der große Kursaal, so wie die neuangelegten Straßen, Vergnügen und Muster gewähren. Diese durch ansehnliche Befreiungen und Zuschüsse von höchsten Behörden entschieden begünstigten Anlagen zeugen von des Herrn Baudirektor Götz und des Herrn Bauinspektor Zais Talenten und Tätigkeit. Die großen Wohnräume, die in den neuangelegten schönen Häusern entstehen, beleben die Hoffnung, daß mancher Vorsatz auszuführen sei, den man hier im stillen nährt, um eine so viel besuchte, an Ausdehnung und Umfang täglich wachsende Stadt durch Sammlungen und wissenschaftliche Anstalten noch bedeutender zu machen. Schon haben mehrere Freunde der Kunst, der Natur und des Altertums sich unterzeichnet, eine Gesellschaft zu

bilden, welche sowohl überhaupt als besonders für diese Gegend um alles Merkwürdige bemüht wäre. Herr von Gerning, der das Taunusgebirg zum Gegenstand seiner Dichtungen und Betrachtungen vorzüglich gewählt, möchte wohl zu bewegen sein, seine reiche Sammlung hieher zu versetzen und einen Grund zu legen, worauf die Gunst des Fürsten und die Bereitwilligkeit manches dankbaren Fremden gewiß mit Eifer fortbauen würde.

---

## Frankfurt.

Unter so vieler Jahre Kriegsdruck und Dulden hat sich diese Stadt auf das prächtigste und heiterste hervorgebaut. Ein Fremder, wenn er sie lange nicht besucht hat, erstaunt, und Einheimische bewundern täglich das längst Bekannte. Der mit großer Freiheit und Einsicht entworfene Plan bietet noch zum fernern Fortbau die schönsten Räume. Gesegnet ruhen daher an öffentlicher freundlicher Stelle die Reste des Senator Guiollett, welcher die ersten Entwürfe zu diesen weitausgreifenden Anlagen fürstlicher Begünstigung vorlegte und bis an sein Ende der folgerechten Ausführung vorstand. Die Liebe zu den bildenden Künsten im weitesten Sinne hat sich immerfort bei Privatpersonen lebendig erhalten, und es tritt nunmehr der Zeitpunkt ein, wo eine freie Bürgerschaft auch für öffentliche Annäherung und Zusammenordnung einzelner Schätze, durch glücklich zusammentreffende Umstände aufgefordert, gemeinsam Sorge tragen wird.

Gleich beim Beginn kommt uns die erwünschte Nachricht entgegen, daß man sich ernstlich mit dem Gedanken beschäftige, ein neues Bibliotheksgebäude aufzuführen. Die ansehnliche Büchersammlung hatte der neu zu erbauenden Barfüßerkirche weichen müssen und ward bisher in verschiedenen ungünstigen Lokalitäten aufbewahrt. Nunmehr

aber bestimmt man einen der noch freien großen Plätze zu diesem Zweck, wo noch Raum genug ist, daß auch andere öffentliche Anstalten sich würdig anschließen können. Herr Baumeister Heß, durch Lehre und Beispiel seines Herrn Vaters, durch ausbildende Reisen und das Anschauen der großen, geschmackvoll hier schon errichteten Gebäude geübt und erregt, hat den Auftrag, die Risse zu verfertigen. Der einsichtige und tätige Bibliothekar, Herr Professor Schlosser, wird sowohl bei Einrichtung und Aufstellung als bei künftiger planmäßiger Vermehrung sich um seine Vaterstadt höchst verdient machen. Denn man darf wohl sagen, daß mit diesem Gebäude der Grund zu allen übrigen wissenschaftlichen Bemühungen wird gelegt sein. Auch hat dieses wichtige Unternehmen sich schon ansehnlicher patriotischer Beiträge zu erfreuen, indem bei der Feier wiederhergestellter Stadtfreiheit eine sehr bedeutende Subskription zu stande gekommen.

Und vielleicht schließt sich an dieses Lokal eine gegenwärtig schon blühende Anstalt, unter dem Namen Museum bekannt, nachbarlich an. Eine Gesellschaft von Kunstfreunden hatte eine ausreichende Kasse gestiftet, schöne, weitläuftige Räume gemietet, um sich von Zeit zu Zeit zu versammeln und am Kunstgenuß zu ergetzen. Um diesen Mittelpunkt vereinigte sich alsobald gar manches: eine Gemäldereihe füllte den großen Saal, eine reiche Kupferstichsammlung ward von Herrn Brönner nebst ansehnlichem Kapital vermacht, ja sogar alle den aufgehobenen Klöstern entnommenen Gemälde derselben zugeeignet.

Hauptsächlich um dieser Bilder willen ist zu wünschen, daß man an hinreichende Räume denke, um sie würdig aufzustellen, indem sie gegenwärtig über einander geschichtet dastehen und nicht ohne die Unbequemlichkeit des gefälligen Herrn Schütz von dem Kunstfreunde betrachtet werden. Diese Sammlung ist deshalb merkwürdig,

weil sie meist Gemälde von oberdeutschen, oberrheinischen Künstlern enthält, mit welchen Frankfurt mehr in Verkehr gestanden als mit den niederrheinischen, brabäntischen. Holbein der Ältere ward einige Jahre von den Karmeliten bewirtet, dessen Talent man hier ganz zu überschauen und zu würdigen im Fall ist. Möge in einigen Jahren diese Sammlung zur Ergetzung des Liebhabers öffentlich aufgestellt und geordnet sein. Wie schnell wird sie sich alsdann vermehren durch Ankauf, Geschenke und Vermächtnisse. Es werden daher diejenigen, welche dem neu aufzuführenden Bau vorstehen, keinen Tadel zu befürchten haben, daß sie sehr große Räume einrichteten, wenn sie auch für das augenblickliche Bedürfnis unverhältnismäßig scheinen sollten: denn auch solche sind sogleich auf das fruchtbarste zu benutzen.

Sieht der Deutsche sich um, was, zu der schlimmsten Zeit, an vielen Orten Lobens- und Nachahmungswürdiges eingerichtet worden, so wird er gewiß der schönen Anstalt gedenken, welche die Stadt Prag den böhmischen Ständen schuldig geworden. Diese nämlich haben den Vorgang des würdigen Grafen Sternberg, der, als ein edler Kunstfreund und Patriot, seine eigene bedeutende Gemäldesammlung zur öffentlichen Betrachtung ausstellte, zu würdigen gewußt und ihre Kunstschätze zu demselbigen Zweck mit den seinigen vereinigt, und zwar dergestalt, daß das Eigentum einem jeden Besitzer verbleibt, durch angeheftete Namen bezeichnet, und die Freiheit, darüber zu schalten, unbenommen ist. Auch gelobte dieselbe Gesellschaft jährliche Beiträge zum Unterhalt einer Kunst- und Zeichenschule, in welcher sich, durch das belebende Talent des Herrn Direktor Bergler, bewundernswürdige Schüler selbst in den höhern Ständen gebildet haben; und warum sollte man in Frankfurt nicht ein Ähnliches, ja ein Gleiches hoffen können?

Denn schon gegenwärtig ist einem wichtigen, für sich bestehenden Institut eine sichere Gründung zugedacht. Der Dekan aller hier lebenden echten Kunstfreunde, Herr Städel, genießt in seinem hohen Alter noch immer der lebenslänglich mit Einsicht und Beharrlichkeit gesammelten Kunstschätze in dem wohlgelegensten Hause. Mehrere Zimmer sind mit ausgesuchten Gemälden aller Schulen geschmückt; in vielen Schränken sind Handzeichnungen und Kupferstiche aufbewahrt, deren unübersehbare Anzahl so wie ihr unschätzbarer Wert den öfters wiederkehrenden Kunstfreund in Erstaunen setzt. Man will wissen, daß dieser im stillen unablässig vaterländisch denkende, treffliche Mann seine Kunstschätze sämtlich, nebst geräumigem Lokal und ansehnlichen Kapitalien, dem gemeinsamen Nutzen gewidmet habe, wodurch denn freilich Kunstfreude und Kunstsinn hier für ewige Zeiten die gewisseste Anregung und die sicherste Bildung hoffen können.

Herr Dr. Grambs besitzt gleichfalls eine Sammlung, die alle Erwartung übersteigt, an Gemälden, Kupferstichen und Handzeichnungen. Die entschiedene Kunstkenntnis des Besitzers hilft dem Besuchenden zu schneller Aufklärung und gründlicher Einsicht. Dieser unermüdliche Kunstfreund, bis auf die neuesten Zeiten an lebenden Künstlern teilnehmend, beschäftigt und begünstigt mehrere sich entwickelnde Talente, unter welchen Herr Wendelstadt ihm unmittelbar an Handen geht und sich durch Geschicklichkeit zum Lehrer, durch historische Kenntnisse aber zum künftigen Konservator qualifiziert.

Herr Franz Brentano hat, in einem geräumigen wohlerleuchteten Saal so wie in mehreren großen Zimmern, eine treffliche Gemäldesammlung wohlgeordnet aufgestellt; sie ist durch dessen verewigten Schwiegervater, von Birkenstock, der, aus den Rheingegenden abstammend, in der gelehrten und Kunstwelt rühmlichst bekannt war,

während seines lebenslänglichen Aufenthalts in Wien zusammengebracht. Hieran schließt sich eine reiche Kupferstichsammlung, wo unter andern die Werke des Marc-Antons und sonstiger älterer Italiener in Abdrücken geschaut werden, wie sie dem Liebhaber selten vor Augen kommen.

Wer diese benannten Sammlungen zu benutzen das Glück hat, wird seine Kenntnisse, auf welcher Stufe der Einsicht er auch stehe, gewiß erweitert und belebt fühlen.

Herr von Gerning verwahrt ein Museum von vielartigen Schätzen, welche, in größere Räume verteilt, die Freude und Bewunderung eines jeden Liebhabers und Kenners noch mehr erregen würden als gegenwärtig, wo in einer Privatwohnung nicht jedem Gegenstande Gerechtigkeit widerfahren kann. So würde z. B. die Sammlung antiker Vasen, Bronzen und sonstiger Altertümer schon allein, als integrierender Teil einer großen Sammlung, die Aufmerksamkeit überall auf sich ziehen.

Herr Becker, als Medailleur höchst schätzenswert, hat eine bedeutende Folge von Münzen aller Zeiten, zu Aufklärung der Geschichte seines Fachs, einsichtig geordnet. Man findet bei demselben Gemälde von Bedeutung, wohlerhaltene Bronzen und altertümliche Kunstwerke mancher Art.

Einzelne wichtige Gemälde befinden sich hie und da im Privatbesitz. Bei Herrn von Holzhausen auf der Öde ein schätzenswertes Bild von Lukas Cranach: Christus, der die Mütter und Kinder um sich her versammelt, merkwürdig durch die glücklich gedachte Abwechselung der Motive von Mutterliebe und Verehrung des Propheten. Wohlerhaltene Familiengemälde aus der ältern Zeit geben uns einen Begriff von der Würde des genannten Geschlechts und der Kunstliebe seiner Ahnherrn.

Vorzügliche Gemälde zieren auch die Wohnungen des

Herrn Leerse und Frau de Neufville. Eins der schönsten Bilder von van der Neer besitzt Herr Ettling. Die Lausbergische Sammlung ist leider in alle Welt zerstreut.

Hier wollen wir nun einer Art und Weise vorläufig gedenken, wie in der Folge, wenn sich in Frankfurt alles mehr gestaltet und geordnet hat, ein dortiger Kunstfreund Einheimischen und Reisenden den größten Dienst erzeigen könnte. Die Venezianer besitzen nämlich von den Gemälden ihrer Stadt einen Katalog, nach den Epochen der Kunstgeschichte und nach den Jahren, in welchen die Künstler geblüht; sie sind sämtlich in historischer Folge aufgezählt und bei jedem Bilde bemerkt, wo es zu finden. Wenn ein junger Frankfurter Kunstfreund sich dieses Werk zum Muster nähme und im stillen die nötigen Vorbereitungen machte, so könnte er zu rechter Zeit damit hervortreten und dadurch die lehrreichste Übersicht befördern. Jede methodische Zusammenstellung zerstreuter Elemente bewirkt eine Art von geistiger Geselligkeit, welche denn doch das Höchste ist, wonach wir streben.

Ferner dürfen wir nicht verschweigen, wie die hiesigen Kunstfreunde noch auf mancherlei Weise gefördert sind. Herr Morgenstern fährt auch im hohen Alter fort, Gemälde mit bewunderungswürdigem Fleiß und Genauigkeit zu restaurieren. Wie sehr er sich in Geist und Art eines jeden Künstlers zu versetzen weiß, davon zeugen mehrere Kopien, die er im kleinen nach den vorzüglichsten Meisterwerken, die durch seine Hände gegangen, gefertigt und in einem Schränkchen gleichsam als einen Hausaltar zusammengeordnet. Auf diesen Schatz werden gewiß Vorsteher öffentlicher Anstalten aufmerksam bleiben, damit er nicht aus Frankfurt entfernt werde.

Herr Silberberg ist im Besitz der trefflichsten alten und neuen Kupferstiche, die er durch Tausch und Handel

dem Liebhaber zu überlassen geneigt ist. Bei Herrn Boy findet man alle Arten von Kunst- und Naturprodukten, und wie mancher Name bleibt noch demjenigen zu nennen übrig, der eine Anleitung für Fremde, Frankfurt kennen zu lernen, aufsetzen wird.

Überhaupt kann die Lage eines Kunstfreundes nicht günstiger sein als an diesem Orte: man gedenke nur der Auktionen inländischer Verlassenschaften, so wie der Sammlungen, welche auf Spekulation hieher gesendet werden. Der Liebhaber wird dadurch in den Stand gesetzt, sich mit vielen Meistern und ihren Vorzügen bekannt zu machen, ja, wenn er Neigung hat, gelegentlich um mäßige Preise durch treffliche Sachen seinen Kunstvorrat zu vermehren. Solche Ausstellungen finden sich jede Messe öfters doppelt und dreifach, und künftig gewiß häufiger, da bei der ungeheuern Weltbewegung gar manches Kunstwerk seinen Herrn wechselte, gar mancher Liebhaber sich genötigt sieht, einen werten Besitz gegen Barschaft umzutauschen. Und so läßt sich Frankfurt als kunstvermittelnd zwischen dem Ober- und Unterrhein, zwischen dem nordöstlichen und südwestlichen Deutschland, ja zwischen dem In- und Auslande denken.

Forschen wir nun nach dem, was für den Unterricht in Künsten geschieht, so finden wir auch schon deshalb vorläufig gesorgt. Eine der Zeichenschulen, wie sie in Deutschland mit Recht seit langer Zeit beliebt sind, wo man mehr das Auge des Privatmanns und des Handwerkers zu bilden und einen gewissen Geschmack zu verbreiten denkt, als daß man Künstler zu erziehen die Absicht hätte, ist auch hier schon eingerichtet. Herr Reges steht derselbigen vor, unter der Direktion des Herrn Dr. Grambs. Solche Schulen haben außer jenen Zwecken noch den besondern Vorteil, daß sie Noviziate fürs Talent sind, indem die Vorsteher gar bald unterscheiden,

wo angeborne Fertigkeiten sich mit Aufmerksamkeit und Fleiß zusammenfinden, als woran der künftige eigentliche Künstler allein erkannt wird.

Um solche jedoch weiter zu bringen, würde ich hier so wenig als anderswo zu einer Kunstakademie raten. Es gehört schon eine große Masse von gebildeten Künstlern, eine Menge von heranstrebenden Fähigkeiten dazu, wenn man sich entschließen soll, ihnen eine gesetzliche Form, ja ein Oberhaupt zu geben. Wir wissen jede Kunstakademie zu ehren, die in der Hauptstadt eines großen Reichs, in der Fülle von Kunstschätzen von trefflichen Männern geleitet wird; aber ehe man sich's versieht, schleicht sich die republikanische Form auch daselbst ein. So unterscheidet man in Dresden die Schüler der Herren Seidelmann, Grassi, Matthäi, Kügelgen und Hartmann, so wie diejenigen, welche sich an Zingg, Klengel oder Friedrich halten. Ein Unterricht im allgemeinen ist höchst schätzbar; der einzelne Jüngling hingegen will vom einzelnen Meister unterrichtet sein, und wenn er dort nur gehorcht, so werden hier Neigung, Zutrauen und eine gewisse stille Überzeugung höchst kräftig wirken.

Man würde also nach Frankfurt vorzügliche Männer wo nicht gerade berufen, doch ihnen leicht machen, an solchem Orte zu leben: man setzte sie in die Lage, ein schickliches Quartier mieten zu können, und verschaffte ihnen sonst einige Vorteile. Die Oberaufsicht städtischer Kunstanstalten gäbe nun solchen Meistern ein vielversprechendes Talent in die Lehre und zahlte dagegen ein billiges Honorar. Ja der junge Mann dürfte seinen Lehrer selbst wählen, je nachdem er zu einer Kunstart oder zu einer Person Neigung und Zutrauen hätte. Wohlhabende Eltern zahlten für ihre Kinder, wohlwollende Liebhaber für Günstlinge, von denen sie etwas hofften. Wäre ein solcher Meister verheiratet und sonst

nicht einem größern Verhältnisse abgeneigt, so könnte er Jünglinge ins Quartier, an Tisch nehmen und eine förmliche Pension einrichten, wobei ihm die Gebildeten schon als Unterlehrer an Handen gingen. Steht nun eben dasselbe zu tun in einer freien Stadt mehrern frei, so wird man herrliche Wirkungen davon erfahren.

Daß man junge Männer praktisch bilde, fordert die neuste Zeit. Bei einem Meister, wie wir ihn voraussetzen, würden sie zeichnen, malen, kopieren und restaurieren lernen; ja auch mittlere Talente würden nicht, wie es oft geschieht, wo man im Unterricht allzuweit ausholt, in Verdruß und Stocken geraten. Zeigt sich ein eminentes Individuum, so ist noch immer Zeit, ihn einer auswärtigen höheren Anstalt anzuvertrauen.

Daß diejenigen, denen eine solche Übersicht obliegt, auch durchaus dafür sorgen werden, daß den Meistern alles, was sie selbst nicht beischaffen können, an Modellen, Gliedermännern und sonst, genugsam gereicht werde, darf man kaum erwähnen. So steht schon jetzt eine Sammlung von Gipsabgüssen antiker Statuen in dem Garten des Herrn von Bethmann. Und was läßt sich nicht alles von einem Manne erwarten, dessen Neigung und Tätigkeit durch ein so großes Vermögen in lebhafter Bewegung erhalten wird.

Vorschläge dieser Art können wir um so eher tun, als sie dem Zeitgeist gemäß sind und man bei allen Bildungsanstalten die erprobte Erfahrung hat, daß es viel vorteilhafter sei, sie auf eine liberale, humane Weise auszusäen, als auf eine zwingende, klösterlich subordinierende Art ins Enge zusammenzuziehen. Der Frankfurter gehe in die Geschichte zurück, in die Zeiten, wo so viele Künstler neben einander und kurz nach einander blühten, ohne daß man sie irgend einem akademischen Zwange unterworfen hätte, wo der Familienkreis anstatt Schule

und Akademie galt. Man erinnere sich von den ältern bis in die neuesten Zeiten der Feyerabendt, Merian, Roos, Schütz, so wird der Weg vorgezeichnet sein, auf welchem der freistädtische Künstler Ausbildung und Absicht am besten erreicht.

Und hier werden wir denn aufgefordert, noch einiger vorzüglicher Künstler zu gedenken. Herr Schütz, durch den Beinamen „der Vetter“ bezeichnet, setzt die landschaftlichen Arbeiten fort, welche seit Sachtleben sich ununterbrochen mit Nachbildung der Rheingegenden beschäftigen. Seine Zeichnungen in Sepia sind von bewundernswürdiger Reinheit und Fleiß, die Klarheit des Wassers und des Himmels unübertrefflich. Die Darstellung der Ufer an beiden Seiten, der Auen und Felsen und des Stroms selbst ist so treu als anmutig, und das Gefühl, das den Rheinfahrenden ergreift, wird uns bei Betrachtung dieser Blätter mitgeteilt oder wieder erweckt. Die Ölgemälde dieses Künstlers geben ihm Gelegenheit, die Abänderung der Farbentöne, wie sie die Tags- und Jahreszeiten, nicht weniger die atmosphärischen Wirkungen hervorbringen, auf eine glückliche Weise nachzubilden.

Von Herrn Radl sind bei Grambs höchst schätzbare Aquarellzeichnungen zu sehen, Gegenden um Frankfurt so wie anmutige Täler des Taunusgebirges vorstellend, welche, obgleich nach der Natur gezeichnet, doch an geschmackvoller Wahl des Gegenstandes, an kunstmäßiger Austeilung von Licht und Schatten so wie der Farbe nichts zu wünschen übrig lassen.

Solche Künstler dem größeren und auch auswärtigen Publikum bekannt zu machen, wird eine angenehme Pflicht der Kunstvorsteher sein; uns sei es erlaubt, hier einen Vorschlag zu tun, der, wenn er auch etwas wunderbar scheinen sollte, doch gewiß alle Prüfung verdient. Wir haben kein Geheimnis daraus gemacht, daß wir alles,

was einer Pfründe ähnlich sieht, bei unsern Kunstanstalten nicht lieben; dagegen wäre unser Vorschlag dieser. Bei einem geschickten Künstler, der nicht gerade Bestellungen hat oder aufs Geratewohl arbeiten kann, bestelle man, von seiten der Vorsteher, gewissenhaft gearbeitete Bilder; man bezahle sie ihm nach Billigkeit und überlasse sie alsdann Liebhabern um einen geringern Preis. Der Verlust, der hieraus entspringt, wird eine größere Wohltat für den Künstler, als wenn man ihm eine Pension ohne Bedingungen gäbe. Hat er wirklich Verdienst und wird derselbe den Liebhabern allgemeiner bekannt, so werden sich die Bestellungen häufen, und er kann alsdann, mit einiger Klugheit, immer wieder auf seinen Preisen bestehen. Eine genugsam ausgestattete Kasse könnte auf dieses Kapitel eine gewisse Summe festsetzen, und die Vorsteher derselben könnten sich recht gut durch öffentliche Ausstellungen und Ausgebot solcher Arbeiten, vielleicht gar durch Auktion, vor allem Vorwurfe der Parteilichkeit sichern. Und so werden Männer von anerkannter Redlichkeit und geprüfter Einsicht aufs neue Geist und Leben in die Epoche bringen, die wir gegenwärtig vorbereiten.

Indem wir nun bei diesen neuen Einrichtungen republikanische Formen begünstigen, so sei es uns erlaubt, hinzuzufügen, daß es dagegen dem freien Bürger, der sich nicht leicht von jemand will meistern lassen, gar wohl anstehe, an sich selbst gesellige Tugenden auszubilden; denn die Erfahrung von den ältesten bis in die neuesten Zeiten belehrt uns, daß der Bewohner einer freien Stadt sich schwer mit seinesgleichen vereinige. Es ist nichts natürlicher, als daß Unabhängigkeit uns in unserm eigenen Wesen bestärke, wodurch der Charakter, in einer Folge von mehrern Jahren, immer schroffer werden muß; und weil nun ein jeder sich so selbst gewähren läßt, müssen

diejenigen am Ende sich öfters getrennt finden, welche durch die schönsten Bande verknüpft sein könnten. Selbst gemeinsame Liebhaberei ist nicht mehr im stande, solche Gemüter auch nur für einen Moment zu vereinigen: Blumenfreunde werden sich über Blumen, Münzkenner bei Münzen entzweien, wenn der Geist gewohnt ist, seinen Gefühlen und Leidenschaften unbedingt nachzuhängen.

Wie angenehm ist es daher, zu vernehmen, daß in Frankfurt eine Gesellschaft von Kunstfreunden sich reihum versammelt, wo sie an Kupferstichen, im Besitz eines jeden, sich belehrend unterhalten. Hiedurch wird ein so weitläufiges und schwieriges Fach, wo alles auf dem Werte des einzelnen Abdrucks beruht, nach und nach übersehbar. Der weit größere Vorteil aber wird daraus entspringen, daß auch, was andern gehört, geistig unser eigen werde. Das Vortreffliche zu kennen und zu lieben, was man nicht besitzt noch zu besitzen hofft, ist eigentlich der größte Vorzug des gebildeten Menschen, da der rohere, selbstige im Besitz oft nur ein Surrogat für Einsicht und Liebe, die ihm abgehen, zu erwerben sucht. Geschehen solche Mitteilungen künftig in allen Kunstfächern, so wird sich die neue Generation durch allgemeine heitere Friedensbande vereint fühlen, wie in schrecklicher Zeit die eine Hälfte sich zu Schutz und Trutz, die andere zu Rat und Hilfe, das Vaterland zu retten, musterhaft verbündete.

Haben wir nun von den höchsten Beweggründen gesprochen, die uns zu Belebung der Kunst und Wissenschaft treiben, von zart sittlichen und geistigen Mitteln, die dabei anwendenswert sind, so müssen wir auch einem Vorurteil begegnen, welches sich mitunter merken läßt. Der Liebhaber nämlich trennt sich oft zu streng von dem Kunsthändler. Es schreibt sich dieses aus ältern Zeiten her, wo der Wohlhabende dasjenige, was er besaß, eben

deswegen, weil er es besaß, hoch schätzte, ja oft überschätzte. In der neuern, mehr belebten Welt aber kann sich der Liebhaber nicht entbrechen, durch Tausch oder Handel so manches Kunstwerk, dem er entwachsen ist oder für welches seine Liebhaberei sich abstumpfte, einem dritten zu überlassen, dem es Freude macht. Besonders in Frankfurt läßt sich, bei der großen Bewegung, bei dem Zu- und Abströmen von Kunstwerken, kaum ein stationäres Kabinett denken, und man wird es in der Folge gewiß keinem Liebhaber verargen, wenn er, seine Kräfte berechnend, durch veränderten Besitz seine Neigung lebendig zu erhalten sucht.

Und so brauchen wir nicht weit umherzuschauen, wenn wir Beispiele suchen, daß Gewerbstätigkeit mit Liebe zu Wissenschaft und Kunst, wie vor alters, so auch in unsern Tagen recht wohl vereinbar sei: denn wir finden, daß von seiten des Buchhandels sich für Kunst erwünschte Aussichten hervortun. Herr Brönner hat in einem anständigen, wohl angelegten und verzierten Lokal schön eingebundene Bücher aufgestellt, und außerdem, was sich von selbst versteht, findet man bei ihm die neuesten Kupferwerke, ja Gemälde zur Unterhaltung und beliebigem Ankauf. Herr Wenner, auf seiner Reise nach Rom, erwies tätigen Anteil an den dortigen deutschen Künstlern, förderte die Herrn Riepenhausen, Overbeck und Cornelius und übernahm den Verlag der von diesem in Federzeichnungen dargestellten Szenen aus Faust. Sie sind von Ferdinand Ruscheweyh mit großer Liebe und Genauigkeit gestochen, wie sich Liebhaber an den Probedrücken überzeugen können. Auch verpflanzte Herr Wenner die vortrefflichen Kupferstiche nach Canova und Thorwaldsen in seine Vaterstadt, indem er die Betrachtung und Anschaffung derselben erleichterte. Herr Wilmans, gleichfalls Kunstliebhaber, besitzt schätzenswerte Gemälde;

seine Bemühungen um Literatur und Kunst sind allgemein bekannt. Möge doch eine ausführlichere Nachricht, als der Reisende geben kann, von allen Kunstschätzen und Kunsttätigkeiten, welche diese wieder frei auflebende Stadt verherrlichen, bald in dem einen oder andern Verlag erscheinen.

Weil wir aber dieses sowohl von Frankfurt als von verschiedenen schon genannten und noch zu nennenden Orten und Städten wünschen, so ersuchen wir die Unternehmer, eine solche Arbeit nicht ängstlich zu veranstalten, vielmehr von einem leicht entworfenen Heft, welches der Fremde gern für ein billiges anschaffen wird, nur kleine Auflagen zu machen und die nächste darauf erweitert, vermehrter und belebter zu geben. Alles, was in den Tag eingreifen soll, muß ein frisches Ansehen haben, und hier wird kein Werk zum Aufbewahren, sondern nur zum Aufbrauchen verlangt.

Daß auch in den andern Künsten ein tätiger Geist sich zu regen anfange, davon gibt eine Singschule Zeugnis, welche Herr Düring aus eignem Antrieb und aus reiner Liebe zur Kunst unternommen. Diese Anstalt ist schon so weit gediehen, daß junge Personen beiderlei Geschlechts, die sich seiner Leitung anvertraut, bei feierlichen Gelegenheiten in den Kirchen beider Konfessionen Musiken aufgeführt, zum Vergnügen und Erbauung der Gemeinden. Auch in öffentlichen Konzerten ist dieses geschehen. Jeden Sonntag früh findet eine solche Übung statt, zu welcher auf Anmeldung auch Zuhörer gelassen werden. Ein größeres Lokal wäre der Anstalt zu gönnen, wodurch sie auf einmal sehr viel gewinnen würde. Sie empfiehlt sich allen Musikfreunden, und es wird ihr auch weder an Unterstützung fehlen noch an Ausbildung der einzelnen Stimmen, da Frankfurt an Herrn Schmidt einen trefflichen Musikdirektor besitzt und die Oper mit Talenten

geschmückt ist, die nicht allein durch Ausübung ihrer Kunst ergetzen, sondern auch dieselbe durch Lehre und Unterricht zu verbreiten und fortzupflanzen sich zur Pflicht machen.

Nachdem wir nun so manchen frommen Wunsch geäußert, von manchen bedeutenden Vorsätzen und weitaussehenden Planen gesprochen, so gelangen wir endlich zu einer Anstalt, die auf das sicherste gegründet ist und bei welcher eben jetzt eine erneute Tätigkeit hervortritt, um bisherige Stockungen aufzulösen und zufällige Hindernisse zu beseitigen. Es ist hier von der Stiftung die Rede, welche Dr. Senckenberg, gesegneten Andenkens, ausübender Arzt und kenntnisreicher Mann, seiner Vaterstadt hinterlassen. Sie teilt sich in zwei Einrichtungen, die eine zum praktischen, die andere zum theoretischen Zweck. Die erste, ein Bürgerhospital, ist auf ein palastähnliches, von dem Stifter neu errichtetes Gebäude gegründet, so wie durch ansehnliche Kapitalien gesichert. Hieher flossen, von der ersten Zeit an, große Schenkungen und Vermächtnisse, woraus ein bedeutendes Vermögen entstand, welches durch Überschuß der Kasse sich jährlich vermehrt. Hier bleibt also nichts zu wünschen übrig.

Desto mehr Aufmerksamkeit und guten Willen haben wir dagegen auf die zweite Abteilung zu wenden, welche, in theoretisch wissenschaftlicher Absicht angelegt, nicht in gleicher Maße begünstigt ist. Sie umfaßt Haus-, Hof- und Gartenräume der ehemaligen Wohnung des Besitzers. Das Haus, darin einem von den Vorgesetzten ein Quartier bestimmt ist, hat freilich nur beschränkte Zimmer, welche für dasjenige, was sie fassen sollen, nur alsdann hinreichen, wenn alles Enthaltene in bester Ordnung aufgestellt ist. Hier findet sich eine treffliche Bibliothek, welche bis auf die unmittelbaren Nachfolger Hallers hinaufreicht; sie enthält die bedeutendsten ältern ana-

tomischen und physiologischen Bücher und würde, geordnet, fortgesetzt und zum Gebrauch eröffnet, der Stadtbibliothek ein bedeutendes Fach ersparen.

Ein mineralogisches Kabinett, das bis jetzt der Bibliothek nur eingeschoben war, wird soeben abgesondert und aufgeordnet; es enthält viel Vortreffliches, aber nur gruppenweise, ohne innern Zusammenhang. Die Versteinerungen, zur glücklichsten Zeit gesammelt, übertreffen alle Erwartung.

Der botanische Garten ist geräumig genug, um, der Stiftung gemäß, die offizinellen Pflanzen zu enthalten, woneben sich noch Platz finden würde, um das physiologisch Bedeutende, was zur Einsicht in das Pflanzenleben führt und das ganze Studium krönt, weislich anzufügen.

Das ältere chemische Laboratorium ist auf der gegenwärtigen Höhe der Wissenschaft nicht mehr brauchbar; ein neues hinreichendes ward, zum Behuf einer andern Schule, unmittelbar an der Senckenbergischen Gartenmauer erbaut und steht gegenwärtig isoliert, einzeln, unbenutzt.

Das anatomische Theater ist zweckmäßig und geräumig; die daselbst aufgestellten Präparate gehören nicht sämtlich der Anstalt.

Nach dieser kurzen Erwähnung der einzelnen Teile, woraus das Ganze besteht, ist es Pflicht, die Zustände nochmals vorzunehmen, dabei auch Wünsche und Hoffnungen auszusprechen und zu bezeichnen. Hier ist nun wohl vor allen Dingen die Absicht des Stifters zu bedenken, der als wissenschaftlicher, kenntnisreicher Mann sein Hospital nicht besser zu versorgen glaubte, als wenn er ihm eine Studien- und Lehranstalt an die Seite setzte. Er gedachte, den Ärzten seiner Vaterstadt einen Mittelpunkt wissenschaftlicher Mitteilung zu verschaffen; er lud einige nebst andern Bürgern zu Pflegern, rief sie sämt-

lich zu monatlichen Zusammenkünften in sein Lokal und ermunterte sie, Vorlesungen in mehrern Fächern zu halten.

Sein früher unglücklicher Tod unterbrach eine von ihm selbst ausgehende Einleitung; und doch konnte sich dieses Institut einer tätigen und wahrhaft blühenden Periode rühmen zu der Zeit, als der verdiente Reichard, Verfasser der Frankfurter Flora, Stiftarzt war. Indessen nahmen die zu dieser Abteilung bestimmten Kapitalien nicht zu, aus dem Grunde, weil man in einer Handelsstadt dem Praktischen geneigter als dem Wissenschaftlichen ist und sich überhaupt mehr gedrängt fühlt, einem gegenwärtigen Übel abzuhelfen, als einem künftigen vorzubeugen. Diesemnach wurde die Krankenanstalt mit Schenkungen und Vermächtnissen allein bedacht und das Wissenschaftliche vorbeigegangen.

Dieses versank immer mehr in Staub und Verborgenheit und erkrankte an äußern und innern Übeln. Eine medizinische Schule, welche das Studium aufs neue beleben sollte, entstand und verging. Die Kriegslasten wurden und werden mitgetragen, so wie manches andere Unheil, das sich auflud; genug, das Institut ist gegenwärtig so arm, daß es nicht das geringste Bedürfnis aus eigenen Mitteln bestreiten kann. Schon jetzt, bei Anschaffung der Schränke zu Sonderung und Ordnung der Mineralien, muß auf fremde Güte gerechnet werden.

Doch auch hier belebt sich die Hoffnung. Der kurz verstorbene Stiftarzt Dr. Lehr, dem Frankfurt die Einimpfung der Kuhpocken verdankt, hat seine Bibliothek der Senckenbergischen einverleibt, eine Sammlung von Porträten berühmter Ärzte ihr vermacht, so wie ein Kapital von neuntausend Gulden, dessen Zinsen dem jedesmaligen Arzte als Zulage dienen, mit der Bedingung, im Sommerhalbenjahr unentgeltlich Botanik zu lesen.

Herr Dr. Neuburg, ärztlicher Pfleger dieser Anstalt,

dessen Kenntnisse, Tätigkeit und Wohlwollen allgemein anerkannt sind und welcher gegenwärtig das Ordnen der Naturaliensammlung eifrig betreibt, gedenkt, sobald man Besitz und Lücken übersieht, die Doubletten seiner Konchylien und Vögel hieher zu verehren, und gewiß wird Bibliothek und Naturmuseum, wenn es nur erst im reinen den Frankfurter Patrioten vor Augen steht, manchen einzelnen Besitz und manche Wohltat an sich ziehen.

Gedenken wir nun der Pflanzenkunde, so ist aus obigem ersichtlich, daß für diese vorläufig gesorgt sei. Herr Dr. Neeff wird, unter Assistenz der Gärtner Bäumert und Isermann, die zweckmäßige Vollständigkeit des Gartens so wie den Gebrauch desselben nächstes Frühjahr einzuleiten wissen.

Im ganzen wäre jedoch für Botanik in Frankfurt schon viel geleistet, wenn die Pflanzenfreunde sich zu wechselseitigen Besuchen und Mitteilungen vereinigten, besonders aber sich darin verbänden, daß jeder ein einzelnes Fach vorzüglich übernähme. Holländer und Engländer gehen uns mit dem besten Beispiele vor, jene, daß sie eine Gesellschaft errichteten, deren Glieder sich die Aufgabe machten, Prachtpflanzen in der größten Herrlichkeit darzustellen; diese, daß eine Anzahl Gartenfreunde sich verabredeten, ganz einzelnen Abteilungen, wie z. E. den Stachelbeeren, vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen, wobei jeder Teilnehmende sich anheischig machte, nur eine Spielart mit der größten Sorgfalt zu pflegen. Sollte dieses manchem von der wissenschaftlichen Höhe herab kleinlich, ja lächerlich scheinen, so bedenke man, daß ein reicher Liebhaber etwas Seltenes und Augenfälliges zu besitzen wünscht und daß der Obstgärtner auch für die Tafel seiner Kunden zu sorgen hat. Bei einem solchen Verein würde Frankfurt sogleich im botanischen Fache bedeutend erscheinen.

Bliebe der Senckenbergische Garten bloß medizinischen und physiologischen Forderungen gewidmet, so würde der Lehrer an dieser Anstalt sehr gefördert sein, wenn er die Vergünstigung hätte, die Gärten der Herren Salzwedel, Jassoy, Löhrl in und bei Frankfurt, die Anlage des Herrn Metzler über Oberrad mit seinen Zuhörern zu besuchen. Den Besitzern wie den Gästen entstünde daraus gemeinsame Freude und Aufmunterung. In einer lebensreichen Stadt sollte sich alles aufsuchen, was mit einander einigermaßen verwandt ist, und so sollten Botaniker, Blumist, Kunstgärtner, Obst- und Küchengärtner sich nicht von einander sondern, da sie sich einander wechselsweise belehren und nutzen können.

Was die Chemie betrifft, so wird dieser durch den einfachsten Entschluß leicht zu helfen sein, da es weder an Lokal noch an Persönlichkeit fehlt. Das unmittelbar an den Senckenbergischen Stiftsgarten anstoßende Laboratorium, neu und zweckmäßig erbaut, steht, nach aufgehobener medizinischen Schule, herrenlos und unbenutzt, und es muß der allgemeine Wunsch sein, dasselbe dem Senckenbergischen Stifte einverleibt zu sehen. Die höchste obrigkeitliche Anordnung deshalb wird, bei nunmehr beruhigten Zeiten, nicht länger außenbleiben. Herr Dr. Kestner erwartet sehnlichst diese höchste Entscheidung und darf hoffen, daß ihm bei seinen Bemühungen jede Unterstützung nicht fehlen werde. Gewiß sieht durch eine chemische regelmäßige Vorlesung mancher gebildete Einwohner einen seiner schönsten Wünsche glücklich erfüllt. Denn die Gelegenheit, mit dem Umfange der neuern Chemie, die schon den größten Teil der Physik in sich aufgenommen hat, bekannt zu werden, ist jedem größern Ort, besonders Frankfurt zu gönnen. Hier fände der ausübende Arzt die neuesten Erfahrungen und Ansichten, die er auf seiner praktischen Laufbahn zur Seite liegen läßt, bequem über-

liefert. Der Pharmazeut würde besser einsehen lernen, was es denn eigentlich mit den Bereitungen und Mischungen, die er so lange nach Vorschrift unternimmt, für eine Beschaffenheit habe. So viele Personen, die in wichtigen Fabrikunternehmungen die Quellen ihres Reichtums finden, würden durch Übersicht der neuesten Entdeckungen gefördert, andere nach höherer Bildung strebende würden in der chemischen Kenntnis wahre Geisteserhebung gewinnen, ja solche, welche den älteren chemisch-mystischen Vorstellungen nicht abgeneigt sind, würden hier vollkommene Befriedigung finden, wenn sie erkennten, daß so vieles, was unsere Vorfahren in dunkeln Zeiten nur zerstückelt gewahr wurden und im ganzen trübsinnig ahneten, jetzt sich immer mehr an und in einander schließt, sich aufklärt, so daß vielleicht in keinem Fache mehr als im chemischen wissenschaftliche Übersicht das Ideelle in der Wirklichkeit darzustellen vermag.

Wäre es möglich, einen tüchtigen Physiker herbeizuziehen, der sich mit dem Chemiker vereinigte und dasjenige heranbrächte, was so manches andere Kapitel der Physik, woran der Chemiker keine Ansprüche macht, enthält und andeutet, setzte man auch diesen in stand, die zur Versinnlichung der Phänomene nötigen Instrumente anzuschaffen, ohne deshalb einen weitläuftigen, kostspieligen und platzraubenden Apparat aufzuhäufen, so wäre in einer großen Stadt für wichtige, ingeheim immer genährte Bedürfnisse gesorgt und mancher verderblichen Anwendung von Zeit und Kräften eine edlere Richtung gegeben. Zum Lokal solcher physischen Anstalt könnte man mit gutem Gewissen das anatomische Theater bestimmen. Anstatt zu gedenken, daß Herr Dr. Behrends, der, als ein würdiger Schüler Sömmerrings, bisher diesem Fache vorstand, seine Entlassung genommen, anstatt zu erwähnen, daß Herr Dr. Lucä, ein tätiger, in der vergleichenden

Zergliederung geübter Mann, nach Marburg abgeht, sei uns vergönnt, im allgemeinen von dem Verhältnis der Anatomie zu dem bestehenden Senckenbergischen Institut zu sprechen. Hier hat sich nämlich der Stifter, indem er sich ein Bild einer vollständigen medizinischen Anstalt dachte, vielleicht vergriffen, da er die besondere Bedingung, in der sich seine Anstalt befand, nicht beachtete. Kenner der Zergliederungskunst, Professoren dieses Fachs auf Akademien werden gerne zugestehen, daß es eine der schwierigsten Aufgaben sei, die Lehre der Zergliederung zu überliefern. Bibliothek, Zeichnungen, Präparate und hundert Vorrichtungen, Vorarbeiten, die vielen Aufwand erfordern, sollen zum Grunde liegen, und alsdann wird noch die menschliche Leiche als unmittelbarer Gegenstand des Beobachtens und Belehrens gefordert. Woher aber diese nehmen? Überall werden die deshalb bestandenen Zwanggesetze lässiger beobachtet oder umgangen, und der Professor der Anatomie steht in einem humanen Zeitalter immer als unmenschlich gegen Leidende und Trauernde.

Möge alles dieses als Reflexion eines vorübereilenden Reisenden angesehen werden; der bleibende Geschäftsmann sieht vielleicht die Verhältnisse in einem andern Lichte.

Allein alles, was wir gesagt, würde ganz vergeblich gewesen sein, wenn wir uns nicht erkühnten, auszusprechen: daß ein so wohl durchdachtes, dem Stifter wie der Stadt Ehre bringendes wissenschaftliches Institut nicht gedeihen, noch auch mit aller Bemühung der Angestellten nur im mindesten nützen könne, wenn seine Einkünfte nicht verbessert werden. Auch hievon liegt die Möglichkeit nahe genug, und wir tragen kein Bedenken, sowohl die bürgerlichen als ärztlichen Herrn Vorsteher aufzufordern, in Überlegung zu nehmen, inwiefern von dem Überfluß, dessen das Hospital genießt, ein Teil zur

wissenschaftlichen Anstalt herübergewendet werden könne, und jene trefflichen Männer dringend zu ersuchen, daß sie hierüber, wenn sie bejahend einig geworden, um die höchste obrigkeitliche Billigung baldigst nachsuchen mögen. Die einer solchen Wendung entgegenstehenden Schwierigkeiten sind nicht unbekannt, es läßt sich ihnen aber mit einem Wort begegnen: daß einer freien Stadt ein freier Sinn gezieme und daß man bei einem erneuten Dasein, um die Spuren ungeheurer Übel auszulöschen, sich vor allen Dingen von veralteten Vorurteilen zu befreien habe. Es geziemt Frankfurt, von allen Seiten zu glänzen und nach allen Seiten hin tätig zu sein. Freilich gehört theoretische Betrachtung, wissenschaftliche Bildung den Universitäten vorzüglich an, aber nicht ausschließlich gehört sie ihnen. Einsicht ist überall willkommen. Man erkundige sich, welchen Einfluß die Universitäten in Berlin, Breslau, Leipzig auf das praktische Leben der Bürger haben; man sehe, wie in London und Paris, den bewegtesten und tätigsten Orten, der Chemiker und Physiker gerade sein wahres Element findet; und Frankfurt hat gar wohl das Recht, nach seinem Zustand, seiner Lage, seinen Kräften für so löbliche Zwecke mitzueifern.

---

## Nachträgliches zu Frankfurt.

Die Senckenbergische Stiftung, eine höchst wichtige Anstalt, und zwar deren wissenschaftlicher Teil steht unter der Aufsicht des Herrn Dr. Neuburg, eines Mannes von unermüdlichem Eifer, eben so bereit, sich für die Sache aufzuopfern, als für dieselbe zu streiten. Da wir in Jahresfrist durch seine Bemühungen und die eingreifende Tätigkeit der Angestellten schon so viel Wünschenswertes erfüllt gesehen, so kann es nicht fehlen, daß man auch endlich von seiten der Administration des Krankenhauses

dem wissenschaftlichen Institut zu Hilfe kommen werde. Der Geist, diese Notwendigkeit einzusehen, die Nützlichkeit zu erkennen und die Ausführung zu bewerkstelligen, muß in Frankfurt schon lebendig sein oder nächstens lebendig werden.

Der verewigte Senckenberg hinterließ eine Sammlung von Mineralien und fossilen Schaltieren, wovon die erste minder wichtig und nach dem frühern Standpunkt der Mineralogie unordentlich durch einander lag. Über vierzig Jahre lag diese Sammlung mit Staub bedeckt, ohne daß sich jemand darum bekümmerte, und nur erst in diesem Jahre verbanden sich einige Mineralogen, unter welchen Herr Dr. Buch sich besonders verdient gemacht hat, und brachten dieselbe nach dem Wernerischen und Leonhardischen Systeme in Ordnung, mit dem lebendigsten Vorsatze, sie mit den vielen mangelnden Mineralkörpern zu bereichern und ein geordnetes Ganzes daraus zu machen. Es ist zu bedauern, daß der rege Eifer der Unternehmer wenig Unterstützung findet und sie, trotz ihres Aufwandes an Zeit, so wie an manchen, obzwar geringen Geldausgaben, nur nach und nach ihren Zweck erreichen können. Diese Einrichtung wäre beinahe noch neulich erst durch den Vorschlag einiger Administratoren zu Grunde gegangen, der aber glücklicherweise zurückgewiesen wurde. Man wollte nämlich, um der Stiftung in etwas aufzuhelfen, das Stiftshaus vermieten; dem Übel wäre dadurch eben so abgeholfen worden wie mancher unheilbaren Krankheit durch den Tod.

Das anatomische Theater hat durch den unermüdeten Fleiß des Herrn Dr. Cretzschmar, der Vorlesungen darin hält, bedeutend gewonnen; auch sucht derselbe, durch eignen Fleiß und denjenigen seiner Schüler, die Präparate zu ersetzen, die dasselbe in der letzten Zeit verloren hat. Mehrere gelungne Präparate eingespritzter Blutgefäße,

Vogelskelette und andere Gegenstände der vergleichenden Anatomie, wohin vorzüglich einige sehr abweichende Teile der Testudo Midas gehören, können hierzu als überzeugende Beweise dienen.

Auch der botanische Garten hat im letzten Sommer sehr viel gewonnen. Eine nicht geringe Zahl Pflanzen wurden, ohne daß der Stiftungsfonds sie anschaffte, in das Treibhaus gebracht, und mehrere in der Wetterauer Flora nicht aufgenommene, in hiesiger Gegend wildwachsende Pflanzen wurden im Garten angepflanzt. Man hat sich es nämlich zum Gesetze gemacht, bei der Beschränktheit des botanischen Gartens, hauptsächlich auf offizinelle oder ökonomische Pflanzen oder auch auf solche Rücksicht zu nehmen, die als seltne Gewächse in unserer Gegend vorkommen, indem der geringe Raum des Lokals keine große Menge aufzunehmen gestattet. Der hiesige sehr unterrichtete Herr Apotheker Stein hat mehrere von der Stadt entfernte Exkursionen vorgenommen und mehrere seltne Gewächse, die er auf denselben fand, dem Garten geschenkt. Das Gewächshaus wurde mit mehreren seltnen ausländischen Pflanzen, wie mit Laurus Camphora, Epidendron Vanilla u. s. w., dotiert. Die Kürze der Zeit erlaubte nicht, den bisher in seiner Einrichtung vernachlässigten Garten in dem letztverfloßnen regnigen Sommer völlig in Ordnung zu bringen; jedoch ein Teil desselben wurde mit Beihilfe des sehr geschickten Botanikers Herrn Beckers aus Offenbach, der aus Liebe zur Wissenschaft mitwirkte, in systematische Ordnung gebracht, und es ist nicht zu zweifeln, daß der ganze Garten im Laufe des künftigen Sommers dahin gebracht werden wird.

Die Bibliothek enthielt eine ansehnliche Zahl der besten alten medizinischen Werke, konnte aber mit den neueren nicht, wie es zu wünschen gewesen wäre, bereichert werden, aus der schon erwähnten Beschränktheit des Fonds.

Sie ist bis zur Periode, in der Senckenberg starb, ziemlich vollständig, da er sie selbst anschaffte und sie der Stiftung überließ. Nachher wurden zwar mehrere Werke angeschafft, auch Herr Dr. Lehr vermehrte dieselbe durch seinen hinterlassenen Büchervorrat, in den letzten Jahren blieben aber manche Lücken der medizinischen Literatur in derselben unausgefüllt.

Das unter dem Fürsten Primas zum Behufe der medizinischen Spezialschule aufgeführte chemische Laboratorium, das nun wieder städtisches Eigentum wurde, so wie der daran stoßende, auf dem ehemaligen Wall gelegene kleine Garten wurde, auf Ansuchen der Administratoren, der Stiftung vom Senate unentgeltlich überlassen. Es ist sehr zu wünschen, daß auch hierin Senckenbergs Willen in Erfüllung gehen möchte, der die Wichtigkeit der Chemie zu würdigen wußte und sie in einem angewiesenen Lokal in dem Stiftshause betrieben wissen wollte, um so mehr, da diese Wissenschaft in unsern Tagen beinahe alle andern hinter sich läßt.

Die anfangende Baufälligkeit des Gewächshauses, so wie nicht minder das Alter der übrigen Gebäude, der Mangel an so manchen unentbehrlichen Gegenständen, sowohl wissenschaftlicher als anderer Art, dürften bei der Lauigkeit, womit die Sachen des Stifts betrieben werden, die mit des seligen Stifters Wünschen so grell absticht, uns eine traurige Prognose stellen, und es wäre sehr zu wünschen, daß die Kassen unserer reichen Mitbürger, wenn auch nur durch mäßige Beiträge, dem einbrechenden Verfall eines so nützlichen Instituts vorbauen möchten.

Für das Krankenhaus, dessen Fonds von demjenigen der Stiftung getrennt ist, ist bisher viel geschehn. Noch erst im verfloßnen Jahre wurde eine bedeutende Summe zurückgelegt, als Überschuß über die Ausgabe. So löblich diese Wohltätigkeit der Frankfurter gegen das Kranken-

haus sein mag, so ist es doch traurig, so wenig Sinn für die medizinische Wissenschaft und Kunst, die der Stifter so sehr beabsichtigte und deren Beförderung so heilsam in ihren Folgen ist, bei ihnen zu bemerken. Man würde unfehlbar im Geiste des Stifters mehr handeln, wenn das mit der Stiftung verschwisterte Krankenhaus von seinem Überfluß, der jährlich zunimmt, nur einen kleinen Teil abgäbe, wenigstens in zweifelhaften Fällen, die nicht selten vorkommen, nicht so drückend gegen dieselbe verführe. Man sollte bedenken, daß der größte Verlust für beide Institute in der Unterlassung des Guten bestehe und daß keine angeschafften Kapitalien, so wichtig sie dem scheinen mögen, der sich von Jugend auf sie zu häufen gewöhnt hat, dasselbe nur im geringsten zu ersetzen im stande sind. Die Opfer, welche die Stiftung dem Institute bei seiner Entstehung brachte, diese allein sollten die Administratoren bewegen, die erstere zu unterstützen, mit deren Zusammensinken den Frankfurter Ärzten, die wie Handwerker für jeden einzelnen Gang belohnt werden und die weder Auszeichnung noch sonstige Beförderung für das Gefahrvolle und Beschwerliche ihres Standes zu erwarten haben, jede Aufmunterung, mit der Zeit weiter zu kommen, benommen wird. —

Herr Städel, ein Kunstfreund wie wenige, ist in seinem neunundachtzigsten Jahre verstorben. Sein eröffnetes Testament bestimmt Haus, Sammlungen und Vermögen, nach einem mäßigen Anschlag auf dreizehnmal hunderttausend Gulden geschätzt, einer Stiftung für bildende Kunst. Herr Dr. Grambs, ein einsichtiger Sammler und Kunstfreund, ist zum Vollstrecker dieses letzten Willens bestimmt.

---

## Offenbach.

An diesem wohlgebauten und täglich zunehmenden heitern Orte verdient die Sammlung ausgestopfter Vögel des Herrn Hofrat Meyer alle Aufmerksamkeit, indem dieser verdienstvolle Mann, als Bewohner einer glücklichen Gegend, sich zugleich als Jagdliebhaber und Naturforscher ausgebildet und eine vollständige Reihe inländischer Vögel aufgestellt hat. Er beschäftigt mehrere Künstler mit Abbildung dieser Geschöpfe, fördert und belebt dadurch einen in der Naturgeschichte sehr notwendigen Kunstzweig, die genaue Nachbildung organischer Wesen, unter welchen die mannigfaltige Gestalt der Vögel, die abweichende Bildung ihrer Körperteile, das leichte, zarte, buntfarbige Gefieder die feinste Unterscheidungsgabe des Künstlers und dessen größte Sorgfalt in Anspruch nimmt. Das von Herrn Meyer herausgegebene Werk hat die Verdienste dieses vorzüglichen Mannes längst dem Vaterlande bewährt, welcher sich durch die in diesem Jahre erschienene Beschreibung der Vögel Liv- und Esthlands abermals den Dank der Naturforscher erworben. Die von ihm sowohl in seinem Hause als außerhalb beschäftigten Künstler sind namentlich die Herren Gabler und Hergenröder. Die Schwester des letztern wird als Pflanzenzeichnerin gerühmt. Demoiselle Stricker in Frankfurt, welche gleichfalls ein schönes Talent hierin besitzt, kann sich nicht so viel damit beschäftigen, als zu wünschen wäre.

---

## Hanau.

Die neuere Zeit hat dieser Stadt einen vorteilhaften und bewährten Ruf in naturgeschichtlicher Hinsicht verschafft. Es fanden sich hier eifrige Forscher aus allen

Zweigen der herrlichen Scienz durch einen seltenen günstigen Zufall vereinigt. So hatte Herr Dr. Gärtner, dieser achtungswerte Veteran unter Deutschlands Botanikern, durch die Teilnahme an der Wetterauischen Flora längst schon seinen Meisterbrief gelöst. Der geistvolle Leisler umfaßte die gesamte Zoologie, jedoch konzentrierte er sein Studium mehr auf die Vögel und Säugetiere. Chemie und Physik wurden von Herrn Hofrat Dr. Kopp, zumal in besonderer Anwendung auf das mineralogische Wissen, mit dem besten Erfolge getrieben. Der vorzugsweise als naturhistorischer Künstler sehr schätzbare Schaumburg, dessen Sammlung unter den deutschen Privatkabinetten sonder Zweifel die erste Stelle einnimmt, bot eine Fülle trefflicher Erfahrungen dar. Ebenso hatten sich in dem Herrn Geheimen Rat Leonhard und dem nun verstorbenen Pfarrer Merz tätige Bearbeiter für Mineralogie gefunden. Das Publikum kennt das von beiden in Gemeinschaft mit Dr. Kopp herausgegebene größere tabellarische Werk. Geheimer Rat Leonhard, der fortdauernd durch seine Zeitschrift wirkt, hat ferner eine topographische Mineralogie verfaßt, und ehestens haben wir von ihm, Dr. Kopp und Gärtner dem Jüngern, einem sehr verständigen Chemiker und Physiker, eine Einleitung und Vorbereitung zur Mineralogie mit vielen illuminierten und schwarzen Kupfern zu erwarten. Diese Propädeutik für die Naturgeschichte des unorganischen Reiches, die Frucht einer mehrjährigen mühevollen Arbeit, durch welche eine sehr wesentliche Lücke unserer Literatur ausgefüllt wird, darf von dem wissenschaftlichen Publikum mit gerechtem Vertrauen erwartet werden.

Unterdessen schien es den genannten Männern zweckmäßig, die Bemühungen der einzelnen auf einen Punkt zu leiten, um mit gemeinsamen Kräften weiter zu streben. Mitten in den Stürmen der Zeit, im ungeschlichteten

Zwiste der Völker, 1808, wurde der Plan zu Begründung eines wissenschaftlichen naturhistorischen Vereines gefaßt. Die kleine Zahl der Verbundenen gab dem Ganzen Haltung und Wirklichkeit. Bald gesellten sich ihnen andere verdiente Männer aus nahen und fernen Gegenden bei, und so erweiterte sich dieser literarische Bund weit über die Grenzen der heimatlichen Provinz, nach allen Teilen des gelehrten Europa hinaus. Ein passendes Lokal, vom Gouvernement eingeräumt, bot zur Anlage eines Museums Gelegenheit. Von allen Seiten wurde die nützliche Anstalt durch Gaben bereichert. Indessen blieben die Mittel sehr beschränkt, bis der teilnehmende Karl von Dalberg 1811 aus seiner Schatulle eine nicht unbedeutende Rente bewilligte, in deren Genuß die Gesellschaft mehrere Jahre verblieb. Die Epidemie, Folge des französischen Rückzugs, raubte der geschlungenen Kette manche der wertvollsten Glieder. Dagegen lebt man nun der angenehmen Hoffnung, das jetzige Gouvernement werde das Institut seiner Aufmerksamkeit gleichmäßig wert achten, die Bestätigung des Lokals gewähren und so der löblichsten Anstalt, die sonst unfehlbar zerstieben würde, Grund und Dauer verleihen.

Es ist leicht zu erachten, daß bei dem regen Eifer der Hanauer Naturforscher auch mehrere wichtige Sammlungen hier zu finden sein müssen.

Das Museum der Wetterauischen Gesellschaft umfaßt alle Zweige dieses Wissens und war bisher in stetem Zunehmen; denn die meisten Mitglieder hatten, nach der klüglichen Vorschrift der Gesetze, die Wahl zu rechtfertigen gesucht, welche sie zu jener ehrenvollen Bestimmung rief. Im ganzen aber gewährt das Beschauen dieses Museums in seiner Allgemeinheit weniger Interesse als die einem jeden der hiesigen Gelehrten zugehörigen Privatsammlungen. Hier spricht sich das In=

dividuelle mit mehr Lebendigkeit aus, so wie der Eifer und die Sorgfalt, womit solch ein Werk geschaffen wird, das nicht selten der Preis einer ganzen Lebenszeit ist.

Was die zoologischen Kabinette betrifft, so zeichnen sich darunter vorzüglich die Sammlung des verstorbenen Leisler und die Schaumburgische aus. Die letztere ist jedoch, seitdem der Besitzer den Ort seines Aufenthaltes mit Kassel vertauschte, nicht mehr anwesend, und auch die Leislerische wird, da die Erben solche zu veräußern entschlossen sind, nicht lange mehr in Hanau verbleiben.

Das Andenken des genannten vorzüglichen Mannes einigermaßen hier zu feiern, bemerken wir folgendes. Er beschäftigte sich in früheren Jahren mit der Entomologie, späterhin aber widmete er sich mit ganzer Seele dem Studium der Säugetiere, Vögel und Fische; indessen blieb die Ornithologie für die längste Zeit der Gegenstand seiner Nachforschungen. Seine Verdienste um die Kenntnis vaterländischer Vögel nur im Vorbeigehen bemerkend, erwähnen wir, daß er die verschiedenen Farbenkleider der Vögel zu kennen und zu berichtigen bemüht war: denn die meisten Wasservögel mausern sich zweimal im Jahre, und so erscheint derselbe Vogel im Frühling und im Herbste, in der Jugend und im Alter in anderer Farbenhülle. Und so sammelte er mit regem Fleiß jede einzelne Art in den verschiedensten Farben und Übergängen. Da er nun selbst Jäger und ihm die Kunst, tierische Körper auszustopfen, vorzüglich bekannt war, so erhält seine Sammlung von mehrern Seiten große Vorzüge, so daß man ihr wenigstens in Deutschland, die Meyerische ausgenommen, keine andere an die Seite stellen kann.

In den letzten Jahren beschäftigte er sich mit dem Studium der Fledermäuse; da er aber, seinem trefflichen Gedächtnis vertrauend, nichts niederschrieb, so wären

seine Erfahrungen für uns sämtlich verloren, wenn nicht ein junger Mann, der letzte von seinen Schülern, sich so viel davon zu eigen gemacht hätte, um eine Monographie dieser seltsamen Geschöpfe zu schreiben, welche nächstens erscheinen wird.

Die Fische sind alle vortrefflich ausgestopft und von seltener Größe. Die Reihenfolge aus den süßen Gewässern Deutschlands ist beinahe vollständig, und aus der See findet man viele Exemplare von hoher Schönheit. Die Insektensammlung ist bedeutend. Von sechzehnhundert Nummern machen die Schmetterlinge die größte Hälfte aus.

Am Schlusse stehe die Bemerkung, daß Leisler, bevor er sich der Heilkunde widmete, die Rechte mit glücklichem Erfolg studierte und als philosophischer Schriftsteller durch Abfassung eines Naturrechts sich Beifall erwarb.

Dr. Gärtner, der eifrige und berühmte Pflanzenforscher, dem wir die Bildung mancher trefflichen Botanisten verdanken, hat sich durch die Mitteilung vieler schön getrockneten Pflanzenmuster kein geringes Verdienst um die Wissenschaft erworben. Nach der Herausgabe der bereits erwähnten Wetterauischen Flora betrieb er fortdauernd und mit unermüdetem Fleiße das Studium der vaterländischen Vegetabilien. Er entdeckte viele Phänogamen und mehr als zweihundert Kryptogamen, deren Beschreibung durch seine Meisterhand gewiß höchst wünschenswert ist. Sein Herbarium, vorzugsweise in kryptogamischer Hinsicht äußerst beträchtlich, ist auf das zierlichste geordnet. In der neuern Zeit hat sich Gärtner auch mit allem Fleiße der vaterländischen Zoologie gewidmet. Seine Sammlungen von Säugetieren, Vögeln und Konchylien geben die Belege dazu. Obschon seine ausländischen Konchylien sehr zahlreich sind und, unter

der Menge, Exemplare von großer Seltenheit bemerkt werden, so schätzt er dennoch seine in der Umgegend von Hanau gesammelten um vieles höher, indem dieser Zweig des naturgeschichtlichen Wissens zuerst durch ihn in der Wetterau kultiviert wurde. Er verbreitete jene einheimischen Produkte im Kreise seiner Freunde und regte auf diese Art ein Studium von neuem an, das in Deutschland fast ganz vernachlässigt schien. In früheren Jahren beschäftigte sich Gärtner auch mit Chemie, Physik und Mineralogie, so daß er den Namen eines Naturforschers im umfassendsten Sinne des Wortes verdient. Bei dem Sammeln und Ordnen des Wetterauischen Museums und bei der Redaktion der von diesem naturhistorischen Verein herausgegebenen Annalen wirkte er auf das eifrigste. Zu bedauern ist, daß sein Alter und eine durch große Anstrengung geschwächte Gesundheit ihm in diesem Augenblicke keine große Tätigkeit vergönnen.

Das Mineralienkabinett des Geheimen Rats Leonhard, über siebentausend Exemplare stark, sondert sich in eine oryktognostische und in eine geognostische Hälfte. Die oryktognostische Sammlung findet sich nach der in der systematisch-tabellarischen Übersicht und Charakteristik der Mineralkörper angenommenen Klassifikationsweise geordnet, wobei jedoch die durch das Fortschreiten der Scienz notwendig gewordenen Veränderungen nicht unbeachtet blieben. Erfreulich ist das Methodische, welches sich in Anordnung und Aufstellung ausspricht. Bei allen Exemplaren ist das Charakteristische und die Frischheit berücksichtigt, und ein hoher Grad von Gleichmäßigkeit des Formats gewähret viel Gefälliges. Nächstdem ist diese Sammlung um der hohen Vollständigkeit willen bemerkenswert. Man vermißt darin fast keine der neuesten Entdeckungen, und die Suiten, welche sie von sehr vielen Gattungen aufbewahrt, machen ihr Studium für

die Verhältnisse des Vorkommens der Fossilien wichtig und belehrend: eine bisher viel zu sehr vernachlässigte und nun wieder hervorgeforderte Rücksicht.

Geheimer Rat Leonhard hat sich durch die Stiftung eines mineralogisch-merkantilischen Instituts Ansprüche auf den Dank des Publikums erworben. Es ist diese Anstalt förderlich für die Wissenschaft, indem sie die Mittel darbietet, um gegen Tausch oder billige Zahlung Fossilien aus allen Gegenden und Ländern, einzeln oder zu systematischen Ganzen geordnet, zu erhalten. Gedoppeltes Vertrauen gebührt diesem Unternehmen darum, weil es nicht von Gewinnsucht, sondern ausschließlich von der Liebe zur Wissenschaft geleitet wird.

Unter den Bildungsanstalten zur Kunst verdient die Zeichenschule eine sehr ehrenvolle Erwähnung. Herr Hofrat Westermayr, welcher diesem Institute, das vom Staate eine nur mäßige Unterstützung erhält, als erster Lehrer und Direktor vorsteht, hat um dasselbe sehr wesentliche Verdienste. Seit seiner Wiederkehr von Weimar ist der Sinn für die Kunst bedeutend geweckt worden, und man bemerkt mit Vergnügen, daß mancher der vermögenden Einwohner kleine Bildersammlungen anzulegen beginnt. In der Zeichenschule finden gegenwärtig 250 bis 300 Zöglinge Belehrung. Das Institut besitzt Fonds, Früchte des Erwerbs der Lehrer, welche sehr nützlich zur Anschaffung von Gemälden und andern Kunstgegenständen verwendet werden könnten.

Auch die würdige Gattin des Hofrats Westermayr wirkt tätig für das Beste der Anstalt. Außer dieser Künstlerin verdienen unter den hiesigen Malern die Namen Tischbein, Carteret, Berneaud, Franz Nickel und Deiker genannt zu werden; den genialen Krafft und den durch tiefes Studium gebildeten Bury nicht zu vergessen, die auch in der Ferne ihrer Vaterstadt Ehre machen.

Mit der Emaillemalerei beschäftigen sich vorzüglich Carteret und Berneaud, und beide haben auf den Künstlernamen die gerechtesten Ansprüche. Außer ihnen zeichnet sich auch Fr. Nickel, ein geborner Hanauer, der viele Jahre in Madrid verlebt und daselbst bei der Akademie das Amt eines Adjunkten versehen, sehr vorteilhaft in jenem Zweige der Malerei aus.

Unter den hiesigen Gemäldesammlungen gebührt der des Kaufmanns Herrn W. Leisler, jüngern Bruders des Naturforschers, der Vorzug.

Die hiesigen Bijouteriefabriken sind ganz besonders merkwürdig. Sie bestehen seit dem Jahre 1670 und sind als die Pflanzschule ähnlicher Anstalten in mehreren europäischen und deutschen Hauptstädten anzusehen, die indessen ohne Ausnahme das Vorbild nicht erreichten. Die Hanauer Arbeiter genießen eines sehr vorteilhaften Rufes, überall werden sie gesucht. Die jetzigen bedeutendsten Chefs, Gebrüder Toussaint, Souchai und Collin, Bury, Müller und Jünger, erhalten die Fabriken nicht nur in ihrem Rufe, sondern sind zugleich bemüht, solche mit jedem Tage zu vervollkommnen, und so läßt sich mit Wahrheit behaupten, daß Hanau Arbeiten liefert, die man weder in Paris noch in London zu fertigen weiß, ja die nicht selten jene des industriösen Genf übertreffen. Dabei ist noch besonders das Umfassende der Ateliers genannter Goldarbeiter, von dem Rohen des Materials bis zur vollendeten Ware in der größten Mannigfaltigkeit, zu bemerken.

Die Teppichfabrik von Herrn J. D. Leisler und Komp. verdient um deswillen besondere Aufmerksamkeit, weil in derselben die unter dem Namen gezogene Wiltonteppiche bekannte Ware in ihrer größten Vollkommenheit bereitet wird. Man findet nicht allein eine umfassende Auswahl geschmackvoller Dessins in den schön-

sten und lebhaftesten Farben, sondern es kann auch jede besondere Zeichnung gefertigt werden. Außerdem liefert diese Fabrik nichtgeschorne und hochgeschorne Teppiche auf Sammetart, venezianische und schottländische Teppiche u. s. w. Die früherhin stattgehabte Vereinigung von Holland mit Frankreich war dem Absatz sehr nachteilig, und die deutschen Höfe waren es fast allein, welche während dieser Frist der Fabrik Beschäftigung darboten.

Auch die Fabrik der seidenen Tapeten verdient Erwähnung, indem sie in früheren Zeiten die meisten deutschen Höfe mit den geschmackvollsten Ameublements versah. In der stürmischen Periode der letzten zehn Jahre aber fanden es die Unternehmer, die Brüder Blachierre, für ratsamer, nur solche Waren bereiten zu lassen, die allen Klassen dienen. So sind überhaupt die Wollen- und Seidenfabriken in Hanau, welche dem Kunstsinn weniger als dem allgemeinen Bedürfnis entsprechen, von entschiedenem Nutzen auf Volksmenge und Exportation gewesen; und jetzt vermag man die Hoffnung zu fassen, daß der offene Seehandel auch dieser Fabrikstadt einen Teil ihres vormaligen Flores wieder verschaffen werde.

---

## Aschaffenburg.

Auch hier befinden sich altdeutsche Gemälde aus aufgehobenen Klöstern, von Grünwald und andern, vielleicht auch von Dürer, und sonst noch wenige, aber schätzenswerte Kunstwerke. Sollte von den fast bis zur Beschwerlichkeit zahlreichen Schätzen der Hauptstadt einiges hierher gebracht und eine Sammlung zu Genuß und Unterricht aufgestellt werden, so erhielte dieser wohlgelegene Ort wenigstens einigen Ersatz für das, was er durch die Ent-

fernung des Hofes verlor. Mancher Fremde würde hier gern verweilen.

Jetzt, da die in Paris aufgehäuften Schätze wieder das Freie suchen und, über Europa ausgesät, einzeln aufregen und nutzen, so wär' es groß, wenn die höchsten deutschen Regierungen sich beeiferten, dasjenige mit Überzeugung und Willen zu tun, was die überwundene Nation sich widerwillig muß gefallen lassen: wir meinen, den Überfluß der Residenzen in die Provinzstädte zu verteilen. Nur kleinere Staaten tun wohl, ihre mäßigen Schätze beisammen aufzubewahren, große können ihren Kunstreichtum nicht weit genug umherstreuen. Dadurch werden nicht allein Künstler, sondern auch Liebhaber hervorgerufen, und je häufiger diese sind, desto mehr ist für jene gesorgt.

Ungern halten wir den Fuß an, um uns nicht allzu weit in die Betrachtung des reichen Osten zu verlieren, und kehren an die Stelle zurück, wo der Main sich dem Rheine nähert.

---

## Darmstadt.

Das hiesige großherzogliche Museum wird wohl immer unter den Anstalten dieser Gegenden zu den vorzüglichsten gezählt werden, und dessen musterhafte Einrichtung wird allen ähnlichen Unternehmungen billig zur Richtschnur dienen. In dem geräumigsten Lokal sind die mannigfaltigsten Gegenstände ohne Prunk, aber mit Ordnung, Würde und Reinlichkeit aufgestellt, so daß man durchaus mit Bewunderung im Genusse belehrt wird.

Die herrlichsten Statuen in vortrefflichen Gipsabgüssen verdienen wohl zuerst genannt zu werden, an die sich zahlreiche Büsten, Körperteile, Basreliefe anschließen, alles in anständigen Räumen, der Betrachtung so wie

den Studien gleich günstig. Die Nachbildungen in Kork von allen bedeutenden römischen, ja italienischen Monumenten, wozu sich ältere deutsche gesellen, geben dem Baukünstler zu den bedeutendsten Vergleichungen Anlaß.

Eine zahlreiche Gemäldesammlung, in welcher jeder Liebhaber sich nach seinem besondern Interesse an ältern und neuern Meistern geschichtlich unterrichten oder gemütlich ergetzen kann, ist durch mehrere Zimmer verbreitet.

Sucht man nun vergebens von den übrigen Schätzen einige Notiz zu liefern, so muß man wünschen, daß ein Katalog, wenn auch nur das Allgemeinste andeutend, dem Reisenden bald in die Hände gereicht werde: denn wie soll man sich sonst aus dem unendlichen, obgleich vortrefflich geordneten und zusammengestellten Reichtum herausfinden. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß Musterstücke der Kunst und Merkwürdigkeiten aller Jahrhunderte und Gegenden, welche uns betrachtungswürdig überliefert werden, hier anzutreffen sind. Vasen und Urnen aller Art, Trink- und Scherzgefäße, Bronzen aller Jahrhunderte, worunter man die köstlichsten Kandelaber und mehrdochtige eherne Lampen bewundert, Reliquienkästchen der ältesten byzantinischen Zeit, von Erz und Schmelz, elfenbeinerne etwas später, Kirchengeräte jeder Art, unschätzbare Handzeichnungen der größten Meister, so gut ältere als neuere chinesische und japanische Arbeiten, Glasgeschirre, durch Materie, Form und Schleifkunst kostbar; und so müßte man fortfahren, ein allgemeines Bild einer musterhaften Kunstsammlung aufzustellen, und man würde dennoch das Ganze nicht ergründen.

So finden sich z. B. eine große Anzahl altdeutscher Kirchengemälde, welche, restauriert und aufgefrischt, einer Scheinkapelle zur vorzüglichsten Zierde dienen würden.

Was jedoch beinah noch mehr als die Schätze selbst den Beschauer anspricht, ist die Lebendigkeit, welche man dieser Sammlung, als einer sich immer fortbildenden, anmerkt. Alle Fächer sind in Bewegung, überall schließt sich etwas Neues an, überall fügt sich's klarer und besser, so daß man von Jahr zu Jahr den schaffenden und ordnenden Geist mehr zu bewundern hat. Selbst wenn man in Bezug auf Köln die Sammlung des Herrn von Hüpsch dem darmstädtischen Museum mißgönnte, so freut man sich hier des glücklichen Geschicks, welches diesem Chaos zu teil ward, entwickelt, gesondert und einer schon lebendig geordneten Welt einverleibt zu werden.

Eine naturhistorische Sammlung von gleichem Reichtum und Vollständigkeit steht dieser Kunstsammlung zur Seite. In hellen Galerien aufgeordnet finden sich die drei Reiche der Natur, an welchen immer durch tätige Männer Reinlichkeit erhalten, das Erfreuliche für den Beschauer vermehrt und die Ordnung für den Wissenden und Wißbegierigen immer klärer eingerichtet wird. Wenn auch hievon nur im allgemeinen die Rede sein kann, so darf man wenigstens insbesondere der Sammlung gedenken, welche, der vergleichenden Anatomie gewidmet, jene merkwürdigen Fossilien, Reste der gigantischen Tiere aus der Urzeit, wie sie in dem weiten Rheintale so oft ausgegraben werden, geordnet und erhalten vor Augen stellt. Rührend war es dem Beschauer, viele Stücke hier zu finden, welche, von dem verblichenen Jugendfreunde Merck mit Liebe und Leidenschaft gesammelt, nun durch landesherrliche Neigung und durch Sorgfalt eines nachfolgenden Naturforschers hier gerettet und gesichert lagen.

Auch fand man jenen Wunsch schon erfüllt, daß nämlich seltene Naturgegenstände, die man schwerlich je mit Augen sehen wird, neben andern wirklichen Seltenheiten aufgestellt würden. Das ungeheure Geweih, wie man

sie in Irland ausgräbt, ward zu Bewunderung des Anschauenden versuchsweise auf eine Papierfläche gemalt. Möge der gefaßte Vorsatz, diesen Gegenstand und ähnliche auf den großen Räumen über den Schränken abbilden zu lassen, baldigst erfüllt werden.

Eine höchst reiche, eben so würdig als reinlich aufgestellte Bibliothek setzt den Reisenden alsdann in Verwunderung und erregt in ihm den Wunsch, längere Zeit von diesen Schätzen Gebrauch machen zu können. Wie er denn auch, wenn er völlig fremd und mit hiesigen Verhältnissen ganz unbekannt wäre, notwendig auf den Geist, der einem solchen großen Körper Leben gibt und erhält, aufmerksam werden müßte. Ihm könnte nicht einen Augenblick verborgen bleiben, daß die Neigung des Fürsten zu solchen Unterhaltungen groß und entschieden sein müsse, daß er einem einsichtigen Manne, welcher planmäßig und tätig hierin ungestört wirken kann, das volle Vertrauen schenkte; woraus denn wieder folgt, daß dem Vorgesetzten nur solche Mitarbeiter zu- und untergeordnet werden, welche in gleichem Sinne, mit gleichem Schritt, ohne Pause und Übereilung, in einer Richtung fortarbeiten. Freilich wird alsdann eine solche vortreffliche Einrichtung nicht als ein Wunder erscheinen, aber doch auf unserm Weltboden, wo Trennung, Unordnung und Willkür so sehr begünstigt ist, möchte sie noch immer wunderbar bleiben. Erfreulich wird es alsdann jedem sein, zu sehen, daß Ihro Königliche Hoheit der Großherzog so lange Jahre unter den ungünstigsten Umständen solche schöne Neigung ununterbrochen gehegt, daß Herr Geh. Kabinettsrat Schleiermacher das höchste Vertrauen in solchem Grade zu verdienen und sich zu erhalten gewußt und unter seiner Leitung seine Herren Söhne den Kunstsammlungen und der Bibliothek vorstehen, ja einen physikalischen Apparat durch Vorlesungen nutz-

bar machen, daß Herr Münzmeister Fehr den mineralogischen und geologischen Teil, nicht weniger die Konchyliensammlung, so wie Herr Oberforstrat Bekker das übrige Tierreich besorgt. Findet man nun beim Durchschauen der vielen Säle alles wie aus einem Gusse, bemerkt man, daß in Jahresfrist alles planmäßig zugenommen, so wird man wohl den Wunsch hegen, daß jeder Konservator diese Sammlung von der artistischen, antiquarischen, naturwissenschaftlichen, literarischen Seite, am meisten aber von der ethischen studieren und zum Vorbilde nehmen möchte.

Daß es auch an tätigen Künstlern nicht fehle, ist bei solchen Begünstigungen wohl zu erwarten. Herr Oberbaurat Moller findet in einer Residenz, deren Straßen sich täglich mehr ausdehnen, wo Privatgebäude aufgeführt, öffentliche projektiert werden, für sein architektonisches Talent erwünschte Gelegenheit. Ferner hat er sich seit mehrern Jahren auch mit Abbildung altdeutscher Bauwerke beschäftigt, und das Boisseréesche Domwerk wird von seinem Fleiß und Genauigkeit so wie von seinem Geschmack das unzweideutigste Zeugnis ablegen. Der neuentdeckte Originalriß des Kölner Doms ist in seinen Händen, und ein Faksimile desselben wird im Gefolge des Boisseréeschen Werks von ihm herausgegeben; und so wird ihm denn auch die Geschichte der deutschen Baukunst die schönsten Beiträge verdanken, indem er die alten Gebäude seines Bezirks, in Mainz, Oppenheim, Worms, Speier, Frankfurt u. s. w., zu zeichnen und in Kupfer stechen zu lassen beschäftigt ist.

Herr Primavesi, rühmlich bekannt durch eigenhändig radierte landschaftliche Darstellungen, arbeitet fleißig immer fort. Er hat die mühsame Arbeit unternommen, die Rheingegenden, von den beiden Quellen herab, nach der Natur zu zeichnen. Das daraus entstehende Werk

wird heftweise nebst einer kurzen Beschreibung herauskommen, und so werden auch auf diesem Wege die an den deutschen Hauptfluß grenzenden Merkwürdigkeiten künstlerisch in Verbindung gebracht.

---

## Heidelberg.

Diese Stadt, von so mancher Seite merkwürdig, beschäftigt und unterhält den Besuchenden auf mehr als eine Weise. Der Weg jedoch, welchen wir zu unsern Zwecken eingeschlagen haben, führt uns zuerst in die Sammlung alter Gemälde, welche, vom Niederrhein heraufgebracht, seit einigen Jahren als besondere Zierde des Ortes, ja der Gegend angesehen werden kann.

Indem ich nun die Boisseréesche Sammlung, nach einer jährigen Pause, zum zweitenmal betrachte, in ihren Sinn und Absicht tiefer eindringe, auch nicht abgeneigt bin, darüber ein Wort öffentlich auszusprechen, so begegnen mir alle vorgefühlten Schwierigkeiten: denn weil aller Vorzug der bildenden Kunst darin besteht, daß man ihre Darstellungen mit Worten zwar andeuten, aber nicht ausdrücken kann, so weiß der Einsichtige, daß er in solchem Falle ein Unmögliches übernähme, wenn er sich nicht zu seiner Bahn selbst Maß und Ziel setzen wollte. Da erkennt er denn, daß auf historischem Wege hier das Reinste und Nützlichste zu wirken ist; er wird den Vorsatz fassen, eine so wohl versehene und wohl geordnete Sammlung dadurch zu ehren, daß er nicht sowohl von den Bildern selbst als von ihrem Bezug unter einander Rechenschaft zu geben trachtet; er wird sich vor Vergleichungen nach außen im einzelnen hüten, ob er gleich die Kunstepoche, von welcher hier die Rede ist, aus entfernten, durch Zeit und Ort geschiedenen Kunsttätigkeiten ableiten muß. Und so wird er den kostbaren Werken, mit denen wir uns

gegenwärtig beschäftigen, an ihrem Platz vollkommnes Recht widerfahren lassen und sie dergestalt behandeln, daß ihnen der gründliche Geschichtskenner gern ihre Stelle in dem großen Kreise der allgemeinen Kunstwelt anweisen mag.

Als Einleitung hiezu, und damit das Besondere dieser Sammlung deutlicher hervortrete, ist vor allen Dingen ihre Entstehung zu bedenken. Die Gebrüder Boisserée, welche solche in Gesellschaft mit Bertram gegenwärtig besitzen und den Genuß derselben mit Kunstfreunden auf das offenste teilen, waren früher dem Kaufmannstande geweiht und hatten auf diesen Zweck ihre Studien sowohl zu Hause als auswärts in großen Handelsstädten gerichtet. Indessen suchten sie zugleich einen Trieb nach höherer Bildung zu befriedigen, wozu sie schöne Gelegenheit fanden, als auf die Kölner neuerrichtete Schule vorzügliche deutsche Männer zu Lehrern berufen wurden. Dadurch gewannen sie eine jenen Gegenden seltenere Ausbildung. Und obgleich ihnen, die sich von Jugend auf von alten und neuen Kunstwerken umgeben gesehen, Freude daran und Liebe derselben angeboren und anerzogen sein mußte, so war es doch eigentlich ein Zufall, der die Neigung, dergleichen zu besitzen, erweckte und zu dem lobenswürdigsten Unternehmen den Anlaß gab.

Man erinnere sich jenes Jünglings, der am Strande des Meeres einen Ruderpflock fand und, durch das Wohlgefallen an diesem einfachen Werkzeug bewogen, sich ein Ruder, darauf einen Kahn, hiezu Mast und Segel anschaffte und, sich erst an Uferfahrten vorübend, zuletzt mutig in die See stach und mit immer vergrößertem Fahrzeug endlich zu einem reichen und glücklichen Kauffahrer gedieh. Diesem gleich erhandelten unsere Jünglinge zufällig eines der auf den Trödel gesprengten

Kirchenbilder um den geringsten Preis, bald mehrere, und indem sie durch Besitz und Wiederherstellung immer tiefer in den Wert solcher Arbeiten eindrangen, verwandelte sich die Neigung in Leidenschaft, welche sich mit wachsender Kenntnis im Besitz guter und vortrefflicher Dinge immer vermehrte, so daß es ihnen keine Aufopferung schien, wenn sie durch kostspielige Reisen, neue Anschaffungen und sonstiges Unternehmen einen Teil ihres Vermögens so wie ihre ganze Zeit auf die Ausführung des einmal gefaßten Vorsatzes verwendeten.

Jener Trieb, die alten deutschen Baudenkmale aus der Vergessenheit zu ziehn, die besseren in ihrer Reinheit darzustellen und dadurch ein Urteil über die Verschlimmerung dieser Bauart festzusetzen, wurde gleichermaßen belebt. Ein Bemühen schritt neben den andern fort, und sie sind nun im stande, ein in Deutschland ungewöhnliches Prachtwerk herauszugeben und eine aus zweihundert Bildern bestehende Sammlung vorzuweisen, die an Seltenheit, Reinheit, glücklicher Erhaltung und Wiederherstellung, besonders aber an reiner geschichtlicher Folge ihresgleichen schwerlich haben möchte.

Um nun aber, so viel als es mit Worten geschehen kann, hierüber verständlich zu werden, müssen wir in ältere Zeiten zurückgehen, gleichwie derjenige, der einen Stammbaum ausarbeiten soll, so weit als möglich von den Zweigen zur Wurzel dringen muß; wobei wir jedoch immer voraussetzen, daß dem Leser diese Sammlung entweder wirklich oder in Gedanken gegenwärtig sei, nicht weniger, daß er sonstige Kunstwerke, deren wir erwähnen, gleichfalls kenne und mit nüchternem Sinn sich ernstlich mit uns unterrichten wolle.

---

Durch militärisches und politisches Unheil war das römische Reich auf einen Grad von Verwirrung und Er-

niedrigung gesunken, daß gute Anstalten jeder Art und also auch die Kunstfertigkeit von der Erde verschwanden. Die noch vor wenigen Jahrhunderten so hoch stehende Kunst hatte sich in dem wilden Kriegs- und Heereswesen völlig verloren, wie uns die Münzen dieser so sehr erniedrigten Zeiten den deutlichsten Beweis geben, wo eine Unzahl Kaiser und Kaiserlinge sich nicht entehrt fanden, in der fratzenhaftesten Gestalt auf den schlechtesten Kupferpfennigen zu erscheinen und ihren Soldaten, statt ehrenvollen Soldes, ein bettelhaftes Almosen kümmerlich zu spenden.

Der christlichen Kirche dagegen sind wir die Erhaltung der Kunst, und wär' es auch nur als Funken unter der Asche, schuldig. Denn obgleich die neue innerliche, sittlich-sanftmütige Lehre jene äußere, kräftig-sinnliche Kunst ablehnen und ihre Werke, wo nicht zerstören, doch entfernen mußte, so lag doch in dem Geschichtlichen der Religion ein so vielfacher, ja unendlicher Same als in keiner andern, und daß dieser, selbst ohne Wollen und Zutun der neuen Bekenner, aufgehen würde, lag in der Natur.

Die neue Religion bekannte einen obersten Gott, nicht so königlich gedacht wie Zeus, aber menschlicher; denn er ist Vater eines geheimnisvollen Sohnes, der die sittlichen Eigenschaften der Gottheit auf Erden darstellen sollte. Zu beiden gesellte sich eine flatternde unschuldige Taube, als eine gestaltete und gefühlte Flamme, und bildete ein wundersames Kleeblatt, wo umher ein seliges Geisterchor in unzähligen Abstufungen sich versammelte. Die Mutter jenes Sohnes konnte als die reinste der Frauen verehrt werden; denn schon im heidnischen Altertum war Jungfräulichkeit und Mutterschaft verbunden denkbar. Zu ihr tritt ein Greis, und von oben her wird eine Mißheirat gebilligt, damit es dem neugebornen Gotte

nicht an einem irdischen Vater zu Schein und Pflege fehlen möge.

Was nun beim Erwachsen und bei endlicher Tätigkeit dieses göttlich-menschliche Wesen für Anziehungskraft ausübt, zeigt uns die Masse und Mannigfaltigkeit seiner Jünger und Anhänger, männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich, an Alter und Charakteren verschieden, um den Einen versammeln: die aus der Menge hervortretenden Apostel, die vier Annalenschreiber, so manche Bekenner aller Art und Stände und, von Stephanus an, eine Reihe Märtyrer.

Gründet sich nun ferner dieser neue Bund auf einen ältern, dessen Überlieferungen bis zu Erschaffung der Welt reichen und auch mehr historisch als dogmatisch sind, bringen wir die ersten Eltern, die Erzväter und Richter, Propheten, Könige, Wiederhersteller in Anschlag, deren jeder sich besonders auszeichnet oder auszuzeichnen ist, so sehen wir, wie natürlich es war, daß Kunst und Kirche in einander verschmolzen und eins ohne das andere nicht zu bestehen schien.

Wenn daher die hellenische Kunst vom Allgemeinen begann und sich ganz spät ins Besondere verlor, so hatte die christliche den Vorteil, von einer Unzahl Individualitäten ausgehen zu können, um sich nach und nach ins Allgemeine zu erheben. Man tue nur noch einen Blick auf die hererzählte Menge historischer und mythischer Gestalten, man erinnere sich, daß von jeder bedeutend charakteristische Handlungen gerühmt werden, daß ferner der neue Bund zu seiner Berechtigung sich im alten symbolisch wiederzufinden bemüht war, und sowohl historisch-irdische als himmlisch-geistige Bezüge auf tausendfache Weise anspielten: so sollten freilich auch in der bildenden Kunst der ersten christlich-kirchlichen Jahrhunderte schöne Denkmäler übrig geblieben sein.

Allein die Welt war im Ganzen zu sehr verworren und gedrückt, die immer wachsende Unordnung vertrieb die Bildung aus dem Westen; nur Byzanz blieb noch ein fester Sitz für die Kirche und die mit ihr verbundne Kunst.

Jedoch hatte leider in dieser Epoche der Orient schon ein trauriges Ansehn, und was die Kunst betrifft, blühten jene obgenannten Individualitäten nicht sogleich auf, aber sie verhinderten doch, daß ein alter, starrer, mumienhafter Stil nicht alle Bedeutsamkeit verlor. Man unterschied immerfort die Gestalten; aber diesen Unterschied fühlbar zu machen, schrieb man Name für Name auf das Bild oder unter dasselbe, damit man ja unter den immer häufiger und häufiger werdenden Heiligen und Märtyrern nicht einen statt des andern verehrte, sondern einem jeden sein Recht wie billig bewahrte. Und so ward es denn eine kirchliche Angelegenheit, die Bilder zu fertigen. Dies geschah nach genauer Vorschrift, unter Aufsicht der Geistlichkeit, wie man sie denn auch durch Weihe und Wunder dem einmal bestehenden Gottesdienste völlig aneignete. Und so werden bis auf den heutigen Tag die unter den Gläubigen der griechischen Kirche zu Hause und auf Reisen verehrten Andachtsbilder in Susdal, einer Stadt des einundzwanzigsten Gouvernements von Rußland, und deren Umgebung, unter Aufsicht der Geistlichkeit gefertigt; daher denn eine große Übereinstimmung erwachsen und bleiben muß.

Kehren wir nun nach Byzanz und in jene besprochne Zeit zurück, so läßt sich bemerken, daß die Religion selbst durchaus einen diplomatisch-pedantischen Charakter, die Feste hingegen die Gestalt von Hof- und Staatsfesten annehmen.

Dieser Begrenzung und Hartnäckigkeit ist es auch zuzuschreiben, daß selbst das Bilderstürmen der Kunst keinen Vorteil gebracht hat, indem die bei dem Siege der Haupt-

partei wiederhergestellten Bilder den alten völlig gleich sein mußten, um in ihre Rechte einzutreten.

Wie sich aber die tristeste aller Erscheinungen eingeschlichen, daß man, wahrscheinlich aus ägyptischen, äthiopischen, abyssinischen Anlässen, die Mutter Gottes braun gebildet und dem auf dem Tuche Veronikas abgedruckten Heilandsgesicht gleichfalls eine Mohrenfarbe gegeben, mag sich bei besonderer Bearbeitung der Kunstgeschichte jenes Teils genauer nachweisen lassen; alles aber deutet auf einen nach und nach immer mehr verkümmerten Zustand, dessen völlige Auflösung immer noch später erfolgte, als man hätte vermuten sollen.

Hier müssen wir nun deutlich zu machen suchen, was die byzantinische Schule, von der wir wenig Löbliches zu sagen wußten, in ihrem Innern noch für große Verdienste mit sich trug, die aus der hohen Erbschaft älterer griechischer und römischer Vorfahren kunstmäßig auf sie übergegangen, gildenmäßig aber in ihr erhalten worden.

Denn wenn wir sie früher nicht mit Unrecht mumisiert genannt haben, so wollen wir bedenken, daß bei ausgehöhlten Körpern, bei vertrockneten und verharzten Muskeln dennoch die Gestalt des Gebeins ihr Recht behaupte. Und so ist es auch hier, wie eine weitere Ausführung zeigen wird.

Die höchste Aufgabe der bildenden Kunst ist, einen bestimmten Raum zu verzieren oder eine Zierde in einen unbestimmten Raum zu setzen; aus dieser Forderung entspringt alles, was wir kunstgerechte Komposition heißen. Hierin waren die Griechen und nach ihnen die Römer große Meister.

Alles, was uns daher als Zierde ansprechen soll, muß gegliedert sein, und zwar im höhern Sinne, daß es aus Teilen bestehe, die sich wechselsweise auf einander beziehen. Hiezu wird erfordert, daß es eine Mitte habe,

ein Oben und Unten, ein Hüben und Drüben, woraus zuerst Symmetrie entsteht, welche, wenn sie dem Verstande völlig faßlich bleibt, die Zierde auf der geringsten Stufe genannt werden kann. Je mannigfaltiger dann aber die Glieder werden und je mehr jene anfängliche Symmetrie verflochten, versteckt, in Gegensätzen abgewechselt, als ein offenbares Geheimnis vor unsern Augen steht, desto angenehmer wird die Zierde sein und ganz vollkommen, wenn wir an jene ersten Grundlagen dabei nicht mehr denken, sondern als von einem Willkürlichen und Zufälligen überrascht werden.

An jene strenge, trockne Symmetrie hat sich die byzantinische Schule immerfort gehalten, und obgleich dadurch ihre Bilder steif und unangenehm werden, so kommen doch Fälle vor, wo durch Abwechslung der Gliederstellung bei Figuren, die einander entgegenstehen, eine gewisse Anmut hervorgebracht wird. Diesen Vorzug also, ingleichen jene oben gerühmte Mannigfaltigkeit der Gegenstände alt- und neutestamentlicher Überlieferungen, verbreiteten diese östlichen Kunst- und Handwerksgenossen über die damals ganze bekehrte Welt.

Was hierauf in Italien sich ereignet, ist allgemein bekannt. Das praktische Talent war ganz und gar verschwunden, und alles, was gebildet werden sollte, hing von den Griechen ab. Die Türen des Tempels St. Paul außerhalb der Mauern wurden im eilften Jahrhundert zu Konstantinopel gegossen und die Felder derselben mit eingegrabenen Figuren abscheulich verziert. Zu eben dieser Zeit verbreiteten sich griechische Malerschulen durch Italien, Konstantinopel sendete Baumeister und Musivarbeiter, und diese bedeckten mit einer traurigen Kunst den zerstörten Westen. Als aber im dreizehnten Jahrhundert das Gefühl an Wahrheit und Lieblichkeit der Natur wieder aufwachte, so ergriffen die Italiener so-

gleich die an den Byzantinern gerühmten Verdienste, die symmetrische Komposition und den Unterschied der Charaktere. Dieses gelang ihnen um so eher, als sich der Sinn für Form schnell hervortat. Er konnte bei ihnen nicht ganz untergehen. Prächtige Gebäude des Altertums standen Jahrhunderte vor ihren Augen, und die erhaltenen Teile der eingegangenen oder zerstörten wurden sogleich wieder zu kirchlichen und öffentlichen Zwecken benutzt. Die herrlichsten Statuen entgingen dem Verderben, wie denn die beiden Kolossen niemals verschüttet worden. Und so war denn auch noch jede Trümmer gestaltet. Der Römer besonders konnte den Fuß nicht niedersetzen, ohne etwas Geformtes zu berühren, nicht seinen Garten, sein Feld bauen, ohne das Köstlichste an den Tag zu fördern. Wie es in Siena, Florenz und sonst ergangen, darf uns hier nicht aufhalten, um so weniger, als jeder Kunstfreund sich sowohl hierüber als über die sämtlichen schon besprochenen Gegenstände aus dem höchst schätzbaren Werk des Herrn d'Agincourt auf das genauste unterrichten kann.

Die Betrachtung jedoch, daß die Venezianer, als Bewohner von Küsten und Niederungen, den Sinn der Farbe bei sich so bald aufgeschlossen gefühlt, ist uns hier wichtig, da wir sie als Übergang zu den Niederländern benutzen, bei denen wir dieselbe Eigenschaft antreffen.

Und so nähern wir uns denn unserm eigentlichen Ziele, dem Niederrhein, welchem zuliebe wir jenen großen Umweg zu machen nicht angestanden.

Nur mit wenigem erinnern wir uns, wie die Ufer dieses herrlichen Flusses von römischen Heeren durchzogen, kriegerisch befestigt, bewohnt und kräftig gebildet worden. Führt nun sogar die dortige vorzüglichste Kolonie den Namen von Germanicus' Gemahlin, so bleibt uns wohl kein Zweifel, daß in jenen Zeiten große Kunst-

bemühungen daselbst stattgefunden; denn es mußten ja bei solchen Anlagen Künstler aller Art, Baumeister, Bildhauer, Töpfer und Münzmeister, mitwirken, wie uns die vielen Reste bezeugen können, die man ausgrub und ausgräbt. Inwiefern in späterer Zeit die Mutter Konstantin des Großen, die Gemahlin Ottos hier gewirkt, bleibt den Geschichtsforschern zu untersuchen. Unsere Absicht fördert es mehr, der Legende näher zu treten und in ihr oder hinter ihr einen welthistorischen Sinn auszuspähen.

Man läßt eine britannische Prinzessin Ursula über Rom, einen afrikanischen Prinzen Gereon gleichfalls über Rom nach Köln gelangen, jene mit einer Schar von edlen Jungfrauen, diesen mit einem Heldenchor umgeben. Scharfsinnige Männer, welche durch den Duft der Überlieferung hindurchschauen, teilten bei diesen Überlieferungen folgendes mit. Wenn zwei Parteien in einem Reiche entstehen und sich unwiderruflich von einander trennen, wird sich die schwächere von dem Mittelpunkte entfernen und der Grenze zu nähern suchen. Da ist ein Spielraum für Faktionen, dahin reicht nicht sogleich der tyrannische Wille. Dort macht allenfalls ein Präfekt, ein Statthalter sich selbst durch Mißvergnügte stark, indem er ihre Gesinnungen, ihre Meinungen duldet, begünstigt und wohl gar teilen mag. Diese Ansicht hat für mich viel Reiz, denn wir haben das ähnliche, ja gleiche Schauspiel in unsern Tagen erlebt, welches in grauer Vorzeit auch mehr als einmal stattfand. Eine Schar der edelsten und bravsten christlichen Ausgewanderten, eine nach der andern begibt sich nach der berühmten, schön gelegenen Agrippinischen Kolonie, wo sie, wohl aufgenommen und geschützt, eines heitern und frommen Lebens in der herrlichsten Gegend genießen, bis sie den gewaltsamen Maßregeln einer Gegenpartei

schmählich unterliegen. Betrachten wir die Art des Martyrtums, wie Ursula und ihre Gesellschaft dasselbe erlitten, so finden wir nicht etwa jene absurden Geschichten wiederholt, wie in dem bestialischen Rom zarte unschuldige, höhergebildete Menschen von Henkern und Tieren gemartert und gemordet werden, zur Schaulust eines wahnsinnigen unteren und oberen Pöbels; nein, wir sehen in Köln ein Blutbad, das eine Partei an der andern ausübt, um sie schneller aus dem Wege zu räumen. Der über die edeln Jungfrauen verhängte Mord gleicht einer Bartholomäusnacht, einem Septembertage; eben so scheint Gereon mit den Seinen gefallen zu sein.

Wurde nun zu gleicher Zeit am Oberrhein die Thebaische Legion niedergemetzelt, so finden wir uns in einer Epoche, wo nicht etwa die herrschende Partei eine heranwachsende zu unterdrücken, sondern eine ihr zu Kopf gewachsene zu vertilgen strebt.

Alles bisher Gesagte, obgleich in möglichster Kürze, doch umständlich ausgeführt, war höchst nötig, um einen Begriff der niederländischen Kunstschule zu gründen. Die byzantinische Malerschule hatte in allen ihren Verzweigungen mehrere Jahre wie über den ganzen Westen auch am Rhein geherrscht und einheimische Gesellen und Schüler zu allgemeinen Kirchenarbeiten gebildet; daher sich denn auch manches Trockne, jener düstern Schule völlig Ähnliche in Köln und in der Nachbarschaft findet. Allein der Nationalcharakter, die klimatische Einwirkung tut sich in der Kunstgeschichte vielleicht nirgend so schön hervor als in den Rheingegenden, deshalb wir auch der Entwicklung dieses Punktes alle Sorgfalt gönnen und unserem Vortrag freundliche Aufmerksamkeit erbitten.

Wir übergehen die wichtige Epoche, in welcher Karl der Große die linke Rheinseite von Mainz bis Aachen mit einer Reihe von Residenzen bepflanzte, weil die dar-

aus entsprungene Bildung auf die Malerkunst, von der wir eigentlich reden, keinen Einfluß hatte. Denn jene orientalische düstere Trockenheit erheiterte sich auch in diesen Gegenden nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert. Nun aber bricht ein frohes Naturgefühl auf einmal durch, und zwar nicht etwa als Nachahmung des einzelnen Wirklichen, sondern es ist eine behagliche Augenlust, die sich im allgemeinen über die sinnliche Welt auftut. Apfelrunde Knaben- und Mädchengesichter, eiförmiges Männer- und Frauenantlitz, wohlhäbige Greise mit fließenden oder gekrausten Bärten, das ganze Geschlecht gut, fromm und heiter, und sämtlich, obgleich noch immer charakteristisch genug, durch einen zarten, ja weichlichen Pinsel dargestellt. Eben so verhält es sich mit den Farben. Auch diese sind heiter, klar, ja kräftig, ohne eigentliche Harmonie, aber auch ohne Buntheit, durchaus dem Auge angenehm und gefällig.

Die materiellen und technischen Kennzeichen der Gemälde, die wir hier charakterisieren, sind der Goldgrund mit eingedruckten Heiligenscheinen ums Haupt, worin der Name zu lesen. Auch ist die glänzende Metallfläche oft mit wunderlichen Blumen tapetenartig gestempelt, oder durch braune Umrisse und Schattierungen zu vergoldetem Schnitzwerk scheinbar umgewandelt. Daß man diese Bilder dem dreizehnten Jahrhundert zuschreiben könne, bezeugen diejenigen Kirchen und Kapellen, wo man sie, ihrer ersten Bestimmung gemäß, noch aufgestellt gefunden. Den stärksten Beweis gibt aber, daß die Kreuzgänge und andere Räume mehrerer Kirchen und Klöster mit ähnlichen Bildern, an welchen dieselbigen Merkmale anzutreffen, ihrer Erbauung gleichzeitig, gemalt gewesen.

Unter den in der Boisseréeschen Sammlung befindlichen Bildern steht eine heilige Veronika billig oben an,

weil sie zum Beleg des bisher Gesagten von mehreren Seiten dienen kann. Man wird vielleicht in der Folge entdecken, daß dieses Bild, was Komposition und Zeichnung betrifft, eine herkömmliche byzantinische heilige Vorstellung gewesen. Das schwarzbraune, wahrscheinlich nachgedunkelte, dorngekrönte Antlitz ist von einem wundersamen, edel schmerzlichen Ausdrucke. Die Zipfel des Tuchs werden von der Heiligen gehalten, welche, kaum ein Drittel Lebensgröße, dahinter steht und bis an die Brust davon bedeckt wird. Höchst anmutig sind Mienen und Gebärden; das Tuch stößt unten auf einen angedeuteten Fußboden, auf welchem in den Ecken des Bildes an jeder Seite drei ganz kleine, wenn sie stünden, höchstens fußhohe, singende Engelchen sitzen, die in zwei Gruppen so schön und künstlich zusammengerückt sind, daß die höchste Forderung an Komposition dadurch vollkommen befriedigt wird. Die ganze Denkweise des Bildes deutet auf eine herkömmliche, überlegte, durchgearbeitete Kunst; denn welche Abstraktion gehört nicht dazu, die aufgeführten Gestalten in drei Dimensionen hinzustellen und das Ganze durchgängig zu symbolisieren? Die Körperchen der Engel, besonders aber Köpfchen und Händchen bewegen und stellen sich so schön gegen einander, daß dabei nichts zu erinnern übrig bleibt. Begründen wir nun hiemit das Recht, dem Bilde einen byzantinischen Ursprung zu geben, so nötigt uns die Anmut und Weichheit, womit die Heilige gemalt ist, womit die Kinder dargestellt sind, die Ausführung des Bildes in jene niederrheinische Epoche zu setzen, die wir schon weitläufig charakterisiert haben. Es übt daher, weil es das doppelte Element eines strengen Gedankens und einer gefälligen Ausführung in sich vereinigt, eine unglaubliche Gewalt auf die Beschauenden aus, wozu denn der Kontrast des furchtbaren medusenhaften Angesichtes zu der

zierlichen Jungfrau und den anmutigen Kindern nicht wenig beiträgt.

Einige größere Tafeln, worauf mit eben so weichem angenehmen Pinsel, heiteren und erfreulichen Farben Apostel und Kirchenväter, halb Lebensgröße, zwischen goldenen Zinnen und andern architektonisch-gemalten Zieraten gleichsam als farbige Schnitzbilder inne stehen, geben uns zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß, deuten aber zugleich auf neue Bedingungen. Es ist nämlich gegen das Ende des sogenannten Mittelalters die Plastik auch in Deutschland der Malerei vorgeeilt, weil sie der Baukunst unentbehrlicher, der Sinnlichkeit gemäßer und dem Talente näher zur Hand war. Der Maler, wenn er aus dem mehr oder weniger Manierierten sich durch eigene Anschauung der Wirklichkeit retten will, hat den doppelten Weg: die Nachahmung der Natur oder die Nachbildung schon vorhandener Kunstwerke. Wir verkürzen daher in dieser malerischen Epoche dem niederländischen Künstler keineswegs sein Verdienst, wenn wir die Frage aufwerfen, ob nicht diese hier mit lieblicher Weichheit und Zartheit in Gemälden aufgeführten, reich, aber frei bemäntelten heiligen Männer Nachbildungen von geschnitzten Bildnissen seien, die, entweder ungefärbt oder gefärbt, zwischen ähnlichen vergoldeten architektonischen wirklichen Schnitzwerken gestanden. Wir glauben uns zu dieser Vermutung besonders berechtigt durch die zu den Füßen dieser Heiligen in verzierten Fächern gemalt liegenden Schädel, woraus wir denn folgern, daß diese Bilder ein irgendwo aufgestelltes Reliquiarium mit dessen Zieraten und Figuren nachahmen. Ein solches Bild nun wird um desto angenehmer, als ein gewisser Ernst, den die Plastik vor der Malerei immer voraus hat, durch eine freundliche Behandlung würdig hindurchsieht. Alles, was wir hier behaupten, mag sich in der Folge noch

mehr bestätigen, wenn man auf die freilich zerstreuten altkirchlichen Überreste eine vorurteilsfreie Aufmerksamkeit wenden wird.

Wenn nun schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Wolfram von Eschilbach in seinem Parcival die Maler von Köln und Maastricht gleichsam sprüchwörtlich als die besten von Deutschland aufführt, so wird es niemand wundern, daß wir von alten Bildern dieser Gegenden so viel Gutes gesagt haben. Nun aber fordert eine neue, zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts eintretende Epoche unsere ganze Aufmerksamkeit, wenn wir derselben gleichfalls ihren entschiedenen Charakter abzugewinnen gedenken. Ehe wir aber weiter gehen und von der Behandlungsweise sprechen, welche sich nunmehr hervortut, erwähnen wir nochmals der Gegenstände, welche den niederrheinischen Malern vorzüglich gegeben waren.

Wir bemerkten schon oben, daß die Hauptheiligen jener Gegend edle Jungfrauen und Jünglinge gewesen, daß ihr Tod nichts von den widerlichen Zufälligkeiten gehabt, welche bei Darstellung anderer Märtyrer der Kunst so äußerst unbequem fallen. Doch zum höchsten Glück mögen es sich die Maler des Niederrheines zählen, daß die Gebeine der drei morgenländischen frommen Könige von Mailand nach Köln gebracht wurden. Vergebens durchsucht man Geschichte, Fabel, Überliefrung und Legende, um einen gleich günstigen, reichen, gemütlichen und anmutigen Gegenstand auszufinden als den, der sich hier darbietet. Zwischen verfallenem Gemäuer, unter kümmerlichem Obdach ein neugeborner und doch schon sich selbst bewußter Knabe, auf der Mutter Schoß gepflegt, von einem Greise besorgt. Vor ihm nun beugen sich die Würdigen und Großen der Welt, unterwerfen der Unmündigkeit Verehrung, der Armut Schätze, der Niedrigkeit Kronen. Ein zahlreiches Gefolge steht ver-

wundert über das seltsame Ziel einer langen und beschwerlichen Reise. Diesem allerliebsten Gegenstande sind die niederländischen Maler ihr Glück schuldig, und es ist nicht zu verwundern, daß sie, denselben kunstreich zu wiederholen, Jahrhunderte durch nicht ermüdeten. Nun aber kommen wir an den wichtigen Schritt, welchen die rheinische Kunst auf der Grenze des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts tut. Schon längst waren die Künstler, wegen der vielen darzustellenden Charaktere, an die Mannigfaltigkeit der Natur gewiesen; aber sie begnügten sich an einem allgemeinen Ausdruck derselben, ob man gleich hie und da etwas Porträtartiges wahrnimmt. Nun aber wird der Meister Wilhelm von Köln ausdrücklich genannt, welchem in Nachbildung menschlicher Gesichter niemand gleichgekommen sei. Diese Eigenschaft tritt nun in dem Dombild zu Köln auf das bewundernswürdigste hervor, wie es denn überhaupt als die Achse der niederrheinischen Kunstgeschichte angesehen werden kann. Nur ist zu wünschen, daß sein wahres Verdienst historisch-kritisch anerkannt bleibe. Denn freilich wird es jetzt dergestalt mit Hymnen umräuchert, daß zu befürchten ist, es werde bald wieder so verdüstert vor den Augen des Geistes dastehen, wie es ehemals, von Lampen- und Kerzenruß verdunkelt, den leiblichen Augen entzogen gewesen. Es besteht aus einem Mittelbilde und zwei Seitentafeln. Auf allen dreien ist der Goldgrund, nach Maßgabe der bisher beschriebenen Bilder, beibehalten. Ferner ist der Teppich hinter Maria mit Stempeln gepreßt und bunt aufgefärbt. Im übrigen ist dieses sonst so häufig gebrauchte Mittel durchaus verschmäht; der Maler wird gewahr, daß er Brokat und Damast, und was sonst farbenwechselnd, glänzend und scheinend ist, durch seinen Pinsel hervorbringen könne und mechanischer Hilfsmittel nicht weiter bedürfe.

Die Figuren des Hauptbildes so wie der Seitenbilder beziehen sich auf die Mitte, symmetrisch, aber mit viel Mannigfaltigkeit bedeutender Kontraste an Gestalt und Bewegung. Die herkömmlich byzantinische Maxime herrscht noch vollkommen, doch mit Lieblichkeit und Freiheit beobachtet.

Einen verwandten Nationalcharakter hat die sämtliche Menge, welche weiblich die heilige Ursula, ritterlich den Gereon, ins Orientalische maskiert, die Hauptgruppe umgibt. Vollkommen Porträt aber sind die beiden knieenden Könige, und ein Gleiches möchten wir von der Mutter behaupten. Weitläufiger über diese reiche Zusammensetzung und die Verdienste derselben wollen wir uns hier nicht aussprechen, indem das Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst uns eine sehr willkommene Abbildung dieses vorzüglichen Werkes vor Augen legt, nicht weniger eine ausreichende Beschreibung hinzufügt, welche wir mit reinerem Dank erkennen würden, wenn nicht darin eine enthusiastische Mystik waltete, unter deren Einfluß weder Kunst noch Wissen gedeihen kann.

Da dieses Bild eine große Übung des Meisters voraussetzt, so mag sich bei genauerer Untersuchung noch ein und das andre der Art künftig vorfinden, wenn auch die Zeit manches zerstört und eine nachfolgende Kunst manches verdrängt hat. Für uns ist es ein wichtiges Dokument eines entschiedenen Schrittes, der sich von der gestempelten Wirklichkeit losmacht und von einer allgemeinen Nationalgesichtsbildung auf die vollkommene Wirklichkeit des Porträts losarbeitet. Nach dieser Ableitung also halten wir uns überzeugt, daß dieser Künstler, er heiße auch wie er wolle, echt deutschen Sinnes und Ursprungs gewesen, so daß wir nicht nötig haben, italienische Einflüsse zu Erklärung seiner Verdienste herbeizurufen.

Da dieses Bild 1410 gemalt ist, so stellt es sich in die Epoche, wo Johann von Eyck schon als entschiedener Künstler blühte, und so dient es uns, das Unbegreifliche der Eyckischen Vortrefflichkeit einigermaßen zu erklären, indem es bezeugt, was für Zeitgenossen der genannte vorzügliche Mann gehabt habe. Wir nannten das Dombild die Achse, worauf sich die ältere niederländische Kunst in die neue dreht, und nun betrachten wir die Eyckischen Werke als zur Epoche der völligen Umwälzung jener Kunst gehörig. Schon in den ältern byzantinisch-niederrheinischen Bildern finden wir die eingedruckten Teppiche manchmal perspektivisch, obgleich ungeschickt behandelt. Im Dombild erscheint keine Perspektive, weil der reine Goldgrund alles abschließt. Nun wirft Eyck alles Gestempelte so wie den Goldgrund völlig weg, ein freies Lokal tut sich auf, worin nicht allein die Hauptpersonen, sondern auch alle Nebenfiguren vollkommen Porträt sind, von Angesicht, Statur und Kleidung, so auch völlig Porträt jede Nebensache.

So schwer es immer bleibt, Rechenschaft von einem solchen Manne zu geben, so wagen wir doch einen Versuch, in Hoffnung, daß die Anschauung seiner Werke dem Leser nicht entgehen werde; und hier zweifeln wir keinen Augenblick, unsern Eyck in die erste Klasse derjenigen zu setzen, welche die Natur mit malerischen Fähigkeiten begabt hat. Zugleich ward ihm das Glück, in der Zeit einer technisch hochgebildeten, allgemein verbreiteten und bis an eine gewisse Grenze gelangten Kunst zu leben. Hiezu kam noch, daß er eines höheren, ja des höchsten technischen Vorteils in der Malerei gewahrte; denn es mag mit der Erfindung der Ölmalerei beschaffen sein, wie es will, so möchten wir nicht in Zweifel ziehen, daß Eyck der erste gewesen, der ölige Substanzen, die man sonst über die fertigen Bilder zog, unter die Farben

selbst gemischt, aus den Ölen die am leichtesten trocknenden, aus den Farben die klärsten, die am wenigsten deckenden ausgesucht habe, um beim Auftragen derselben das Licht des weißen Grundes und Farbe durch Farbe nach Belieben durchscheinen zu lassen. Weil nun die ganze Kraft der Farbe, welche an sich ein Dunkeles ist, nicht dadurch erregt wird, daß Licht davon zurückscheint, sondern daß es durch sie durchscheint, so ward durch diese Entdeckung und Behandlung zugleich die höchste physische und artistische Forderung befriedigt. Das Gefühl aber für Farbe hatte ihm, als einem Niederländer, die Natur verliehen. Die Macht der Farbe war ihm wie seinen Zeitgenossen bekannt, und so brachte er es dahin, daß er, um nur von Gewändern und Teppichen zu reden, den Schein der Tafel weit über alle Erscheinung der Wirklichkeit erhob. Ein solches muß denn freilich die echte Kunst leisten; denn das wirkliche Sehen ist, sowohl in dem Auge als an den Gegenständen, durch unendliche Zufälligkeiten bedingt, da hingegen der Maler nach Gesetzen malt, wie die Gegenstände, durch Licht, Schatten und Farbe von einander abgesondert, in ihrer vollkommensten Sehbarkeit von einem gesunden frischen Auge geschaut werden sollen. Ferner hatte sich Eyck in Besitz der perspektivischen Kunst gesetzt und sich die Mannigfaltigkeit der Landschaft, besonders unendlicher Baulichkeiten, eigen gemacht, die nun an der Stelle des kümmerlichen Goldgrundes oder Teppiches hervortreten.

Jetzt aber möchte es sonderbar scheinen, wenn wir aussprechen, daß er, materielle und mechanische Unvollkommenheiten der bisherigen Kunst wegwerfend, sich zugleich einer bisher im stillen bewahrten technischen Vollkommenheit entäußerte, des Begriffs nämlich der symmetrischen Komposition. Allein auch dieses liegt in der Natur eines außerordentlichen Geistes, der, wenn er

eine materielle Schale durchbricht, nie bedenkt, daß über derselben noch eine ideelle geistige Grenze gezogen sei, gegen die er umsonst ankämpft, in die er sich ergeben oder sie nach seinem Sinne erschaffen muß. Die Kompositionen Eycks sind daher von der größten Wahrheit und Lieblichkeit, ob sie gleich die strengen Kunstforderungen nicht befriedigen, ja es scheint, als ob er von allem dem, was seine Vorgänger hierin besessen und geübt, vorsätzlich keinen Gebrauch machen wollen. In seinen uns bekannt gewordenen Bildern ist keine Gruppe, die sich jenen Engelchen neben der heiligen Veronika vergleichen könnte. Weil aber ohne Symmetrie irgend ein Gesehenes keinen Reiz ausübt, so hat er sie, als ein Mann von Geschmack und Zartgefühl, auf seine eigene Weise hervorgebracht, woraus etwas entstanden ist, welches anmutiger und eindringlicher wirkt als das Kunstgerechte, sobald dieses die Naivetät entbehrt, indem es alsdann nur den Verstand anspricht und den Calcul hervorruft.

Hat man uns bisher geduldig zugehört, und stimmen Kenner mit uns überein, daß jeder Vorschritt aus einem erstarrten, veralteten, künstlichen Zustand in die freie lebendige Naturwahrheit sogleich einen Verlust nach sich ziehe, der erst nach und nach und oft in späteren Zeiten sich wieder herstellt, so können wir unsern Eyck nunmehr in seiner Eigentümlichkeit betrachten, da wir denn in den Fall kommen, sein individuelles Wesen unbedingt zu verehren. Schon die früheren niederländischen Künstler stellten alles Zarte, was sich in dem Neuen Testament darbot, gern in einer gewissen Folge dar, und so finden wir in dem großen Eyckischen Werke, welches diese Sammlung schmückt, das aus einem Mittelbilde und zwei Flügelbildern besteht, den denkenden Künstler, der mit Gefühl und Sinn eine fortschreitende Trilogie darzustellen unter-

nimmt. Zu unserer Linken wird der mädchenhaftesten Jungfrau durch einen himmlischen Jüngling ein seltsames Ereignis angekündigt. In der Mitte sehen wir sie als glückliche, verwunderte, in ihrem Sohn verehrte Mutter, und zur Rechten erscheint sie, das Kind im Tempel zur Weihe bringend, schon beinah als Matrone, die in hohem Ernste vorfühlt, was dem vom Hohenpriester mit Entzücken aufgenommenen Knaben bevorstehe. Der Ausdruck aller drei Gesichter so wie die jedesmalige Gestalt und Stellung, das erstemal knieend, dann sitzend, zuletzt stehend, ist einnehmend und würdig. Der Bezug der Personen unter einander auf allen drei Bildern zeugt von dem zartesten Gefühl. In der Darstellung im Tempel findet sich auch eine Art von Parallelism, der ohne Mitte durch eine Gegenüberstellung der Charaktere bewirkt wird, eine geistige Symmetrie, so gefühlt und sinnig, daß man angezogen und eingenommen wird, ob man ihr gleich den Maßstab der vollendeten Kunst nicht anlegen kann.

So wie nun Johann von Eyck als ein trefflich denkender und empfindender Künstler gesteigerte Mannigfaltigkeit seiner Hauptfigur zu bewirken gewußt, hat er auch mit gleichem Glück die Lokalitäten behandelt. Die Verkündigung geschieht in einem verschlossenen schmalen, aber hohen durch einen obern Fensterflügel erleuchteten Zimmer. Alles ist darin so reinlich und nett, wie es sich geziemt für die Unschuld, die nur sich selbst und ihre nächste Umgebung besorgt. Wandbänke, ein Betstuhl, Bettstätte, alles zierlich und glatt. Das Bett rot bedeckt und umhängt, alles so wie die brokatne hintere Bettwand auf das bewundernswürdigste dargestellt. Das mittlere Bild dagegen zeigt uns die freiste Aussicht; denn die edle, aber zerrüttete Kapelle der Mitte dient mehr zum Rahmen mannigfaltiger Gegenstände, als daß sie solche

verdeckte. Links des Zuschauers eine mäßig entfernte, straßen- und häuserreiche Stadt, voll Gewerbes und Bewegung, welche gegen den Grund hin sich in das Bild hereinzieht und einem weiten Felde Raum läßt. Dieses, mit mancherlei ländlichen Gegenständen geziert, verläuft sich zuletzt in eine wasserreiche Weite. Rechts des Zuschauers tritt ein Teil eines runden Tempelgebäudes von mehrern Stockwerken in das Bild; das Innere dieser Rotonde aber zeigt sich auf dem daran stoßenden Türflügel und kontrastiert durch seine Höhe, Weite und Klarheit auf das herrlichste mit jenem ersten Zimmerchen der Jungfrau. Sagen und wiederholen wir nun, daß alle Gegenstände der drei Bilder auf das vollkommenste mit meisterhafter Genauigkeit ausgeführt sind, so kann man sich im allgemeinen einen Begriff von der Vortrefflichkeit dieser wohlerhaltenen Bilder machen. Von den Flechtbreiten auf dem verwitterten zerbröckelten Ruingestein, von den Grashalmen, die auf dem vermoderten Strohdache wachsen, bis zu den goldenen juwelenreichen Bechergeschenken, vom Gewand zum Antlitz, von der Nähe bis zur Ferne, alles ist mit gleicher Sorgfalt behandelt, und keine Stelle dieser Tafeln, die nicht durchs Vergrößrungsglas gewönne. Ein Gleiches gilt von einer einzelnen Tafel, worauf Lukas das Bild der heiligen säugenden Mutter entwirft.

Und hier kommt der wichtige Umstand zur Sprache, daß der Künstler die von uns so dringend verlangte Symmetrie in die Umgebung gelegt und dadurch an die Stelle des gleichgültigen Goldgrundes ein künstlerisches und augengefälliges Mittel gestellt hat. Mögen nun auch seine Figuren nicht ganz kunstgerecht sich darin bewegen und gegen einander verhalten, so ist es doch eine gesetzliche Lokalität, die ihnen eine bestimmte Grenze vorschreibt, wodurch ihre natürlichen und gleichsam zu-

fälligen Bewegungen auf das angenehmste geregelt erscheinen.

Doch alles dieses, so genau und bestimmt wir auch zu sprechen gesucht, bleiben doch nur leere Worte ohne die Anschauung der Bilder selbst. Höchst wünschenswert wäre es deshalb, daß uns die Herrn Besitzer vorerst von den erwähnten Bildern in mäßiger Größe genaue Umrisse mitteilten, wodurch auch ein jeder, der das Glück nicht hat, die Gemälde selbst zu sehen, dasjenige, was wir bisher gesagt, würde prüfen und beurteilen können.

Indem wir nun diesen Wunsch äußern, so haben wir um desto mehr zu bedauern, daß ein junger talentvoller Mann, der sich an dieser Sammlung gebildet, zu früh mit Tode abgegangen. Sein Name, Epp, ist noch allen denjenigen wert, die ihn gekannt, besonders aber den Liebhabern, welche Kopien alter Werke von ihm besitzen, die er mit Treue und Fleiß aufs redlichste verfertigt hat. Doch dürfen wir auch deshalb nicht verzweifeln, indem ein sehr geschickter Künstler, Herr Köster, sich an die Besitzer angeschlossen und der Erhaltung einer so bedeutenden Sammlung sich gewidmet hat. Dieser würde sein schönes und gewissenhaftes Talent am sichersten betätigen, wenn er sich zu Ausführung jener gewünschten Umrisse und deren Herausgabe bemühte. Wir würden alsdann, voraussetzend, daß sie in den Händen aller Liebhaber wären, noch gar manches hinzufügen, welches jetzt, wie es bei Wortbeschreibung von Gemälden gewöhnlich geschieht, die Einbildungskraft nur verwirren müßte.

Ungern bequeme ich mich hier zu einer Pause, denn gerade das, was in der Reihe nun zu melden wäre, hat gar manches Anmutige und Erfreuliche. Von Johann von Eyck selbst dürfen wir kaum mehr sagen, denn auf ihn kehren wir immer wieder zurück, wenn von den fol-

genden Künstlern gesprochen wird. Die nächsten aber sind solche, bei denen wir eben so wenig als bei ihm genötigt sind, fremdländischen Einfluß vorauszusetzen. Überhaupt ist es nur ein schwacher Behelf, wenn man bei Würdigung außerordentlicher Talente voreilig auszumitteln denkt, woher sie allenfalls ihre Vorzüge genommen. Der aus der Kindheit aufblickende Mensch findet die Natur nicht etwa rein und nackt um sich her: denn die göttliche Kraft seiner Vorfahren hat eine zweite Welt in die Welt erschaffen. Aufgenötigte Angewöhnungen, herkömmliche Gebräuche, beliebte Sitten, ehrwürdige Überlieferungen, schätzbare Denkmale, ersprießliche Gesetze und so mannigfache herrliche Kunsterzeugnisse umzingeln den Menschen dergestalt, daß er nie zu unterscheiden weiß, was ursprünglich und was abgeleitet ist. Er bedient sich der Welt, wie er sie findet, und hat dazu ein vollkommnes Recht.

Den originalen Künstler kann man also denjenigen nennen, welcher die Gegenstände um sich her nach individueller, nationeller und zunächst überlieferter Weise behandelt und zu einem gefugten Ganzen zusammenbildet. Wenn wir also von einem solchen sprechen, so ist es unsere Pflicht, zu allererst seine Kraft und die Ausbildung derselben zu betrachten, sodann seine nächste Umgebung, insofern sie ihm Gegenstände, Fertigkeiten und Gesinnungen überliefert, und zuletzt dürfen wir erst unsern Blick nach außen richten und untersuchen, nicht sowohl, was er Fremdes gekannt, als wie er es benutzt habe. Denn der Hauch von vielem Guten, Vergnüglichen, Nützlichen wehet über die Welt oft Jahrhunderte hindurch, ehe man seinen Einfluß spürt. Man wundert sich oft in der Geschichte über den langsamen Fortschritt nur mechanischer Fertigkeiten. Den Byzantinern standen die unschätzbaren Werke hellenischer Kunst vor Augen, ohne daß sie aus

dem Kummer ihrer ausgetrockneten Pinselei sich hervorheben konnten. Und sieht man es denn Albrecht Dürern sonderlich an, daß er in Venedig gewesen? Dieser Treffliche läßt sich durchgängig aus sich selbst erklären.

Und so wünsch' ich den Patriotismus zu finden, zu dem jedes Reich, Land, Provinz, ja Stadt berechtigt ist: denn wie wir den Charakter des einzelnen erheben, welcher darin besteht, daß er sich nicht von den Umgebungen meistern läßt, sondern dieselben meistert und bezwingt, so erzeigen wir jedem Volk, jeder Volksabteilung die Gebühr und Ehre, daß wir ihnen auch einen Charakter zuschreiben, der sich in einem Künstler oder sonst vorzüglichen Manne veroffenbart. Und so werden wir zunächst handeln, wenn von schätzenswerten Künstlern, von Memling, Israel von Mecheln, Lukas von Leiden, Quentin Messis u. a. die Rede sein wird. Diese halten sich sämtlich in ihrem heimischen Kreise, und unsere Pflicht ist, so viel als möglich, fremden Einfluß auf ihre Vorzüge abzulehnen. Nun aber tritt Schoreel auf, später Heemskerk und mehrere, die ihre Talente in Italien ausgebildet haben, dessen ungeachtet aber den Niederländer nicht verleugnen können. Hier mag nun das Beispiel von Leonard da Vinci, Correggio, Tizian, Michel Angelo hervorscheinen, der Niederländer bleibt Niederländer, ja die Nationaleigentümlichkeit beherrscht sie dergestalt, daß sie sich zuletzt wieder in ihren Zauberkreis einschließen und jede fremde Bildung abweisen. So hat Rembrandt das höchste Künstlertalent betätigt, wozu ihm Stoff und Anlaß in der unmittelbarsten Umgebung genügte, ohne daß er je die mindeste Kenntnis genommen hätte, ob jemals Griechen und Römer in der Welt gewesen.

Wäre uns nun eine solche beabsichtigte Darstellung gelungen, so müssen wir uns an den Oberrhein begeben und uns an Ort und Stelle, so wie in Schwaben, Franken

und Bayern, von den Vorzügen und Eigentümlichkeiten der oberdeutschen Schule zu durchdringen suchen. Auch hier würde es unsere vornehmste Pflicht sein, den Unterschied, ja den Gegensatz zwischen beiden herauszuheben, um zu bewirken, daß eine Schule die andere schätze, die außerordentlichen Männer beiderseitig anerkenne, die Fortschritte einander nicht ableugne, und was alles für Gutes und Edles aus gemeinsamen Gesinnungen hervortritt. Auf diesem Wege werden wir die deutsche Kunst funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts freudig verehren, und der Schaum der Überschätzung, der jetzt schon dem Kenner und Liebhaber widerlich ist, wird sich nach und nach verlieren. Mit Sicherheit können wir alsdann immer weiter ost- und südwärts blicken und uns mit Wohlwollen an Genossen und Nachbarn anreihen.

---

## Nachträgliches zu Heidelberg.

Von der Boisseréeschen Gemäldesammlung, deren ausführliche Beschreibung wir uns vorbehalten, möge diesmal nur so viel gesagt sein, daß sie seit einem Jahre ansehnlich vermehrt worden, besonders mit trefflichen Bildern aus der oberdeutschen Schule. Von Meistern, welche fehlten, sind eingerückt: Wohlgemuth, Altdorfer, Beuckelaer und ein bisher ganz unbekannter vorzüglicher Kölner, Johann von Melem, in der Art des Schoreel; bedeutende, ja zum Teil Hauptwerke. Sodann wurden angeschafft von Meistern, deren Werke sich schon in der Sammlung befanden, von Martin Schön, von J. J. Walch, einem mit Dürer gleichzeitigen Porträtmaler, von Dürer selbst und von Johann Mabuse. Letzterer, als einer der vorzüglichsten alten niederländischen Maler, ist auch durch die Mannigfaltigkeit seiner Behandlungsweise merkwürdig; um so höher ist also das Glück zu schätzen, daß mehrere Haupt-

werke, wahre Kleinode der Ausführung und Erhaltung, aus seinen verschiedenen Lebenszeiten der Sammlung hinzugefügt werden konnten. Vielleicht ist aber unter allem Neuangeschafften die Kreuzabnahme von Dürer am höchsten zu schätzen.

Ferner darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Besitzer durch weit verbreitete, höchst günstige Verbindungen die nächste Aussicht haben, ihre Sammlung zweckmäßig zu bereichern und immer vollständiger zu machen, da sie denn gegründete Hoffnung hegen, daß sie bald das Glück haben dürften, mehrere seit Jahrhunderten in fernem Ausland zerstreute, für die Aufklärung der deutschen Kunstgeschichte höchst schätzbare Denkmale wiederzugewinnen und in den schon vorhandenen verwandten Kunstkreis einzuschließen.

---

Der Entschluß, gegenwärtiges heftweise herauszugeben, ward vorzüglich dadurch begünstigt, daß diese Blätter der Zeit gewidmet sind und man wohl wünschen mag, daß sie teils auf die Zeit einen freundlichen Einfluß ausüben, teils von derselben wieder gehoben und begünstigt werden; welches nur durch Erfüllung der billigen Wünsche, durch Vergleichung und Auflösung der problematischen Vorschläge, deren wir erwähnen, besonders aber durch fortschreitende Tätigkeit aller Unternehmenden bewirkt werden kann. So sind die Boisseréeschen Tafeln in der Zwischenzeit immer weiter vorgerückt; Moller hat die erste Platte des früher entdeckten Domrisses in dem genausten Faksimile vollendet, zugleich auch zwei Hefte seiner schätzenswerten Darstellung älterer deutschen Gebäude und Baudenkmale im genausten und reinlichsten Stich herausgegeben. So haben sich denn auch, nach dem glücklichen Beispiel des uns zu Köln begrüßenden ersten Vorläufers der aus bisheriger Sklaverei erlösten Kunstschätze, unterdessen auch die übrigen

nach allen Weltgegenden in ihre Heimat zurückbegeben, und es muß dadurch die über Länder und Reiche wiederverbreitete Kunst so der Kenntnis als dem Ausüben eine neue Wendung verleihen.

Am Niederrhein bereitet man ausreichende Anstalten für Wissenschaft und Kunst, und so viel mir bekannt, ist überall das Erwünschte fortgesetzt und emsig betätigt worden. Glückte uns nochmals am Oberrhein zu verweilen, so bieten uns Mannheim, Schwetzingen und die gräfliche Sammlung deutscher Altertümer zu Erbach den schönsten Stoff, so wie auch Karlsruhe wegen Gartenanlagen und botanischer Anstalten, schöner naturhistorischen und Kunstsammlungen und bedeutender neuer Gebäude Gelegenheit gibt zu den wichtigsten Betrachtungen. Wünschen wir sodann dem Oberrhein Glück, daß er des seltenen Vorzugs genießt, in Herrn Hebel einen Provinzialdichter zu besitzen, der, von dem eigentlichen Sinne seiner Landesart durchdrungen, von der höchsten Stufe der Kultur seine Umgebungen überschauend, das Gewebe seiner Talente gleichsam wie ein Netz auswirst, um die Eigenheiten seiner Lands- und Zeitgenossen aufzufischen und die Menge ihr selbst zur Belustigung und Belehrung vorzuweisen, so werden wir durch die nach Heidelberg zurückkehrenden Manuskripte auf die Schätze älterer deutscher Zeit hingeleitet und, wie bisher an frühere Bildkunst, so auch an frühere Dichtkunst erinnert, wo denn der gleiche Fall eintritt: denn auch hier ist Überschätzung, Mißdeutung und unglückliche Anwendung zu Hause. Aber auch hier scheinen die schönsten Hoffnungen zu ruhen, daß nämlich, wenn die übermäßige Freude über Neuaufgefundenes oder Neubeachtetes wird beschwichtigt sein, wahre Einsicht und wohlgerichtete Tätigkeit sehr schnell sich allgemein verbreiten werden. Möge das nächste Heft von allem diesen und von so manchem andern, was bis jetzt kaum anzudeuten

war, eine treue und wohlmeinende Rechenschaft geben, so wie bei den Umständen, unter welchen das Gegenwärtige geschrieben worden, gar manches zu berichtigen und nachzutragen sein wird.

Zum Schlusse muß ich auch eine Entschuldigung der Rubrik des Heftes anführen, welche man um so eher wird gelten lassen, als ich mich anklage, sie eher zu eng als zu weit gemacht zu haben. Nach der ersten Absicht dieser freilich sehr zufällig entstandenen Blätter sollte nur von Kunst und Altertum die Rede sein; doch wie lassen sich die beiden ohne Wissenschaft und die drei ohne Natur denken? Und so fügte sich nach und nach alles an einander, was vor Augen und Hand kam. Möge eine freundliche Aufnahme des Gegebenen, welches eigentlich nur als ein fortwährender Dank des Reisenden für so vieles empfangene Gute angesehen werden dürfte, die Fortsetzung befördern.

Und so kann ich denn schließlich nicht verschweigen, daß die Wünsche und Vorsätze der Kunstfreunde auch durch das Glück befördert werden. Es hat sich nämlich ein zweiter Originalriß des Kölner Doms in Paris gefunden, von welchem ich nun aus eigner Anschauung Rechenschaft geben und die früheren mir zugekommenen Nachrichten bestätigen kann.

Von demselben wie von ein paar andern ihn begleitenden Rissen wäre vorläufig folgendes zu sagen. Der größte ist in Rücksicht des Maßstabs und der Zeichnung durchaus ein Gegenstück zu dem Darmstädter Risse; dieser stellt jedoch den nördlichen, der unsrige aber den südlichen Turm dar, nur mit dem Unterschied, daß er den ganzen sich daran schließenden mittlern Kirchengiebel mit der Haupttür und den Fenstern befaßt, wodurch also die Lücke ausgeglichen werden kann, welche durch einen abgerissenen Streifen an dem Darmstädter entstanden ist.

Der neuaufgefundene ist im ganzen 3 Fuß 2 Zoll rheinländisch breit und 13 Fuß 2 Zoll lang.

Auf dem zweiten Blatt sieht man den Grundriß des südlichen, zur Rechten des Haupteingangs gelegnen Turms, in demselben Maßstab und von derselben Hand aufs sauberste gezeichnet; sodann auf dem dritten den Aufriß von der Ostseite des zweiten Geschosses dieses Turms, mit dem Durchschnitt des an das Schiff der Kirche anschließenden Endes, in einem andern Maßstab, von einer andern Hand, weniger schön und sorgfältig gezeichnet, doch auch Original, weil er nicht nur, wie der Hauptriß, an einer wesentlichen Stelle von dem ausgeführten Gebäude, sondern auch noch einigermaßen von dem Hauptrisse selbst abweicht. Schon dem Gegenstand nach ist diese letzte Zeichnung bloß zum Behuf der Konstruktion gefertigt und besonders in dieser Hinsicht merkwürdig und lehrreich. Man darf sie für eine Arbeit des Aufsehers und Polierers der Bauhütte annehmen. Beide Blätter sind von gleicher Größe, über 3 Fuß lang und 2½ Fuß breit, ebenfalls Pergament und sehr gut und reinlich erhalten.

Was die Erhaltung des großen Risses betrifft, so findet man, außer ein paar kleinen Stellen, keine gewaltsame Verletzung. Dagegen ist er durch den Gebrauch abgenutzt und hie und da, wiewohl unnötig, von späterer Hand überarbeitet. Aus diesem Grund, und weil der Riß samt den ihn begleitenden Blättern sich auf den Turm bezieht, welcher am meisten ausgebaut ist, ferner weil man in Köln nie etwas von diesem zweiten, sondern immer nur von jenem ehemals im Domarchiv verwahrten Darmstädter Aufriß gewußt hat, steht zu vermuten, daß er in der Bauhütte gewesen und schon vor alters von Köln weggekommen, welches um so eher geschehen konnte, als die Baumeister dieser Stadt sehr oft an fremde Orte berufen worden.

---

Sehen wir nun gegenwärtig den patriotischen Deutschen leidenschaftlich in Gedanken beschäftigt, seiner heiligen Baudenkmale sich zu erfreuen, die ganz oder halb vollendeten zu erhalten, ja das Zerstörte wieder herzustellen, finden wir an einigen Orten hiezu die gehörigen Renten, suchen wir die entwendeten wieder herbeizuschaffen oder zu ersetzen, so beunruhigt uns die Bemerkung, daß nicht allein die Geldmittel spärlich geworden, sondern daß auch die Kunst- und Handwerksmittel beinahe völlig ausgegangen sind. Vergebens blicken wir nach einer Masse Menschen umher, zu solcher Arbeit fähig und willig. Dagegen belehret uns die Geschichte, daß die Steinhauerarbeit in jenen Zeiten durch Glieder einer großen, weitverbreiteten, in sich abgeschlossenen Innung unter den strengsten Formen und Regeln verfertigt wurde.

Die Steinmetzen hatten nämlich in der gebildeten Welt einen sehr glücklichen Posten gefaßt, indem sie sich zwischen der freien Kunst und dem Handwerke in die Mitte setzten. Sie nannten sich Brüderschaft, ihre Statuten waren vom Kaiser bestätigt. Diese Anstalt gründete sich auf ungeheuere Menschenkraft und Ausdauer, zugleich aber auf riesenmäßige Bauwerke, welche alle zugleich errichtet, gefördert, erhalten werden sollten. Unzählige eingeübte Knaben, Jünglinge und Männer arbeiteten, über Deutschland ausgesät, in allen bedeutenden Städten. Die Obermeister dieser Heerschar saßen in Köln, Straßburg, Wien und Zürich. Jeder stand seinem Sprengel vor, der geographischen Lage gemäß.

Erkundigen wir uns nun nach den innern Verhältnissen dieser Gesellschaft, so treffen wir auf das Wort Hütte, erst im eigentlichen Sinne den mit Brettern bedeckten Raum bezeichnend, in welchem der Steinmetz seine Arbeit verrichtete, im uneigentlichen aber als den Sitz der Gerechtsame, der Archive und des Handhabens aller Rechte.

Sollte nun zum Werke geschritten werden, so verfertigte der Meister den Riß, der, von dem Bauherrn gebilligt, als Dokument und Vertrag in des Künstlers Händen blieb. Ordnung für Lehrknaben, Gesellen und Diener, ihr Anlernen und Anstellen, ihre kunstgemäßen technischen und sittlichen Obliegenheiten sind aufs genauste bestimmt und ihr ganzes Tun durch das zarteste Ehrgefühl geleitet. Dagegen sind ihnen große Vorteile zugesagt, auch jener höchst wirksame, durch geheime Zeichen und Sprüche in der ganzen bauenden Welt, das heißt in der gebildeten, halb- und ungebildeten, sich den Ihrigen kenntlich zu machen.

Organisiert also denke man sich eine unzählbare Menschenmasse, durch alle Grade der Geschicklichkeit, dem Meister an Handen gehend, täglicher Arbeit für ihr Leben gewiß, vor Alter- und Krankheitsfällen gesichert, durch Religion begeistert, durch Kunst belebt, durch Sitte gebändigt — dann fängt man an, zu begreifen, wie so ungeheuere Werke konzipiert, unternommen und, wo nicht vollendet, doch immer weiter als denkbar geführt worden. Fügen wir noch hinzu, daß es Gesetz und Bedingung war, diese grenzenlosen Gebäude im Tagelohn aufzuführen, damit ja der genausten Vollendung bis in die kleinsten Teile genug geschähe, so werden wir die Hand aufs Herz legen und mit einigem Bedenken die Frage tun: welche Vorkehrungen *wir* zu treffen hätten, um zu unserer Zeit etwas Ähnliches hervorzubringen.

---

Wenn wir in der Folge von der *Steinmetzen-Brüderschaft* nähere Nachrichten geben können, so sind wir solches dem würdigen geistreichen Veteran Herrn Dr. Ehrmann in Frankfurt schuldig, welcher aus seinem antiquarischen Reichtum eine Sammlung von Urkunden

und Nachrichten zu diesem Behuf, so wie eigne Bemerkung und Bearbeitung gefällig mitgeteilt hat.

---

Unsern Bemühungen in Südwesten kommt ein wünschenswertes Unternehmen in Nordosten zu gute, die von Herrn Dr. Büsching besorgten „Wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters", welche keinem, der sich für diesen Zeitraum interessiert, unbekannt bleiben dürfen. Auch sind dessen Abgüsse altschlesischer Siegel in Eisen überall empfehlbar und nachahmenswert, wenn auch in anderer Materie; denn der Liebhaber erhält dadurch im Kleinen Kunstdenkmale in die Hände, an die er im Großen niemals Anspruch machen darf.

Höchst erfreulich und bedeutend muß es uns nun sein, am Ende dieses Heftes noch die Nachricht einzurücken, daß auf Allerhöchste Verwendung Ihro Majestäten des Kaisers von Österreich und Königs von Preußen Seine Päpstliche Heiligkeit der Universität Heidelberg nicht nur die in Paris gefundenen Werke aus der ehemaligen pfälzischen Bibliothek überlassen, sondern nebst diesen noch 847 aus eben dieser Sammlung herrührende Bände, welche sich noch in der vatikanischen Bibliothek befinden, zurückzugeben befohlen haben. Jeder Deutsche fühlt den Wert dieser Gabe zu sehr, als daß wir noch etwas Weiteres hinzusetzen dürften. Nur die Betrachtung sei uns vergönnt: wie viel Wünsche der Deutschen sind nicht erfüllt worden, seitdem den Reisenden die freudige Nachricht der Wiederkehr des Schutzpatrons von Köln zum erstenmal entgegenkam!

# Anmerkungen

## Aus einer Reise in die Schweiz

### über Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen im Jahre 1797 (S. 1—184).

Auf seiner dritten Schweizerreise im Jahre 1797 führte Goethe „Reise-Akten“ (vgl. S. 29 und 136 unseres Textes), in denen er eigne Aufzeichnungen und Briefkonzepte mit Drucksachen verschiedenster Art vereinigte. In seinem Auftrage hat nach des Dichters Tode Eckermann aus den drei umfangreichen Faszikeln dieser Akten eine Zusammenstellung gemacht, die in Band 3 der „Nachgelassenen Werke“ (1833) erschien und in allen weiteren Ausgaben gleichlautend wiederholt wurde, bis Band 34 der Weimarischen (1902 bis 1904) die Eckermannsche Bearbeitung im Wesentlichen ihres Bestandes zwar anerkannte, im Einzelnen aber durch Rückgriff auf die Original-Akten umgestaltete. Für die vorliegende Ausgabe durfte das in der Weimarischen eingeschlagene Verfahren nicht schlechthin maßgebend sein. Besonders in den auf Briefen beruhenden Teilen schien es geboten, den Wortlaut der Originale ebenso wie bei den Tagebuchstücken wiederherzustellen; durch Einschaltung von Gedichten, darunter solchen, die während der Reise geplant oder konzipiert, aber nachher erst ausgeführt wurden, hatte Eckermann das Reisewerk „lesbarer“ zu machen gesucht, anderseits eine prächtige Schilderung wie S. 161 f. unseres Textes der Aufnahme nicht gewürdigt: jene waren auszuscheiden, diese einzuordnen. Doch kann hier die Selbständigkeit des in vorliegendem Texte durchgeführten Verfahrens nur angedeutet werden; eine auch auf Einzelheiten eingehende Auseinandersetzung gedenkt der Herausgeber der Jubiläums-Ausgabe im Zusammenhange eines Gesamtberichtes an einem Orte zu geben, wo sie den philologisch interessierten Besitzern der Ausgabe zugänglich wird, ohne den übrigen zur Last zu fallen.

---

Seite 3, Zeile 15. Goethe hatte, da die Lombardei durch den Krieg arg verheert war, seinen Weg über Wien und Triest nehmen wollen. (An H. Meyer, 19. Jan. 1797.) Das Vordringen Bonapartes in Kärnten und Krain, das Wien in Bestürzung versetzte und am 7. April die Österreicher zum Waffenstillstand von Judenburg nötigte, ließ, im Zusammenhange mit den schlimmen Nachrichten aus Venedig und dem Küstenlande, auch diesen Weg nicht als sicher erscheinen.

S. 3, Z. 17. Graf Moritz Fries aus Vöslau bei Wien, „ein sehr artiger junger Mann“, der in Leipzig studierte und durch seinen Hofmeister Franz Christian Lerse, des Dichters Jugendfreund, zu Goethe in Beziehung getreten war, hatte zu Ostern nach Wien zurückkehren wollen. Durch dessen Verbindungen hatte Goethe „Empfehlungsschreiben durch das ganze Italien“ erhofft. (An Meyer, 19. Jan. 1797.)

4, 33. „Hermann und Dorothea“, vgl. Bd. 6, S. XIV ff.

5, 27. Wie bei der Echternacher Springprozession.

6, 5. Präliminarfriede zu Leoben, 18. April 1797.

8, 21. Als „Wallensteiner“ bezeichnet Goethe den Entwurf zu „Wallensteins Lager“, den Schiller in den Briefen an Goethe „Prolog“ nennt. Das Vorspiel der Tragödie wurde unter dem Titel „Wallensteins Lager“ am 12. Okt. 1798 in Weimar zum ersten Male aufgeführt.

8, 28. Dumouriez hat Goethe „immer viel Anteil abgewonnen“. Während des Feldzugs in der Champagne war Goethe Zeuge seiner Großtaten gewesen. Das Interesse an dem merkwürdigen Manne wuchs, als 1794 dessen Memoiren erschienen, die Goethe „sorgfältig studierte“ (vgl. Bd. 30, S. 42). So lag für ihn die Parallele zwischen Wallenstein und Dumouriez nahe.

10, 16. Mit Christiane und August.

11, 13. Handschriftlich. Vgl. Bd. 33, S. 124 ff. 314.

11, 27. Der Archäolog und Kunsthistoriker, mit Goethe seit Rom bekannt; vgl. an Schiller, 5. Juli 1797.

12, 2. „Horen“ 1797, Stück 10.

12, 23. Ludwig Geist. An Karl August, 12. Juni 1797.

13, 19. Nach längerem Aufenthalt in Jena.

13, 20. Johann Isaak von Gerning, geb. 1767 zu Frankfurt a. M., Neffe von Goethes Jugendfreunde Moors, Dichter und Sammler (vgl. S. 260, 2 ff.). Er hatte nach Vollendung seiner kaufmännischen Lehrzeit auf Goethes Rat

die Universität Jena bezogen. Während seiner Studienjahre trat er auch mit Schiller, Wieland und besonders zu Herder in nähere Beziehungen. Nach längeren Reisen lebte er dauernd in seiner Heimat und wurde als hessen-homburgischer Geheimrat in den Freiherrnstand erhoben.

13, 25. Wieland war im April 1797 von Weimar auf sein neugekauftes Gut Oßmannstedt übergesiedelt und lebte dort nach eigener Meinung in einem Elysium. Goethe nennt die Gegend die traurigste von der Welt. Vgl. Bd. 37, S. 27.

13, 27. Anna Amalia von Imhof, 1776—1831, später verehlichte von Helvig, Schriftstellerin, Meyers Schülerin in der Malerei. Zu Schillers Musenalmanach für 1798 hat sie fünf Gedichte geliefert. Vgl. 14, 28.

13, 30. Fritz von Stein, 1772—1844, Goethes Zögling, war zur Zeit von Breslau aus, wo er in preußische Dienste trat, wieder in Weimar.

14, 1. Der alte Freund (vgl. Bd. 24, S. 234, 14. 306) kehrte 1798 aus der fränkischen Heimat nach Thüringen zurück.

14, 11. Vielleicht auch hier die bei Goethe beliebte Anspielung auf seinen Sekretär Geist (Spiritus); vgl. 12, 23.

14, 14. „Ring des Polykrates" und „Zauberlehrling".

14, 21. Karl August Böttiger, 1760—1835, Archäolog, 1791—1804 Direktor des Gymnasiums zu Weimar. Berater Goethes und Schillers in archäologischen Fragen. Seine Zusammenstellung über die Serpentes constrictores (handschriftlich in der Kgl. Bibliothek zu Dresden) stützt Goethes Ansicht, daß der Tod der Söhne Laokoons nicht durch Biß, sondern durch Umschlingen und Erdrücken erfolge.

15, 17. Die auf dem Felde zusammengesetzten Garben des frischgeschnittenen Getreides.

16, 2. Frau Rat war, nach Verkauf des Hauses am Hirschgraben, im Juli 1795 in eine Mietwohnung, im „Goldenen Brunnen" am Paradeplatz, übergesiedelt. Vgl. ihre Beschreibung im Briefe an ihren Sohn vom 24. Aug. 1795.

16, 14. Vgl. Weim. Ausg. Bd. 34, II, S. 61 f.

17, 28. Während der Besetzung durch die Franzosen vom 14. Juli bis 8. Sept. 1796 hatte Frankfurt an Kriegskontributionen mehr als 8000000 Franken aus der Bürgerschaft aufbringen müssen; vgl. Rats- und Stadtkalender für 1797, S. 44 ff. Die Opferwilligkeit der Frankfurter Bürger schildert Frau Rat im Briefe vom 4. Nov. 1796.

18, 13. Vgl. zu 34, 28.

18, 16. Die von Goethe geleitete Kommission für den Wiederaufbau des 1774 abgebrannten Schlosses in Weimar.

18, 17 und 21. Vgl. 25, 7 ff. und 23, 1 ff.

19, 14. Etienne Luzac, 1706—87, einer der hervorragendsten Publizisten seiner Zeit. Langjähriger Herausgeber der Gazette de Leyde, die als Muster ihrer Art galt.

19, 24. „Man darf dem souveränen Volke von Bergamo die Nachricht nicht vorenthalten ꝛc.“

20, 4. „Die dort an den Tag gelegten Beweise von Patriotismus und Liebenswürdigkeit haben die allgemeine Bewunderung auf sich gezogen und ihnen den Ruhm sehr energischer Republikaner eingetragen.“ Die den Bergamasken hier zugeschriebene giocondità, die zum Charakter dieses rauhen Bergvolkes wenig paßt, reizt Goethes Spottlust.

20, 14. Andrea Cagnoli, 1743—1816, Astronom, der damals in Verona eine eigene Sternwarte errichtet hatte.

20, 25. Eine Fortsetzung solcher Notizen in den Reiseakten s. Weim. Ausg. Bd. 34, II, S. 77 ff.

20, 27. Der 10. August, der Tag des Sturzes des französischen Königtumes, wurde von der Maas- und Sambrearmee im Hauptquartier zu Wetzlar feierlich begangen.

21, 19. Vgl. „Ein jeder kehre vor seiner Tür“ (Bd. 4).

21, 31. Joachim von Schwarzkopf (1766—1806), großbritannischer Ministerresident zu Frankfurt, Freund der Frau Rat, seit November 1796 Gatte Sophie Bethmanns. Er wohnte auf der „Grüneburg“, die damals seinem Schwiegervater Peter Heinrich von Bethmann-Metzler gehörte.

22, 4. Die Familie Riese, eine alte Frankfurter Gold- arbeiter- und Juwelierfamilie, war durch Einheiraten in die im Mannesstamm erloschene Patrizierfamilie von Stallburg Mitglied der adligen Gesellschaft des Hauses Frauenstein geworden.

22, 11. Das vom Rat Goethe 1770 erkaufte Baumstück hatte Goethes Mutter 1793 an Peter Heinrich von Bethmann-Metzler, mit Genehmigung ihres Sohnes, veräußert.

22, 22. Über die Aussicht vom „Pfarrturm“ des Bartholomäusdoms vgl. Hüsgen, „Artistisches Magazin“ 1790, S. 525 ff.

22, 27. Goethe las diese Verordnung (von 1466) bei Faber: „Topographische, politische und historische Beschreibung der Reichs-, Wahl- und Handelsstadt Frankfurt a. M.“ 1788, Bd. 1, S. 21.

23, 1. „Palmira, Prinzessin von Persien. Eine heroisch-komische Oper in 2 Aufzügen, nach dem Italiänischen frei bearbeitet von Ihlee. Die Musik ist von Salieri.“ (Zettel der Aufführung bei den Reiseakten.) Antonio Salieri, 1750 bis 1820, war damals Operndirektor in Wien.

23, 5. Vgl. 30, 29. Georg Fuentes, 1756—1821, Schüler des berühmten Dekorationsmalers Gonzaga in Mailand, 1796—1805 Theatermaler in Frankfurt. Goethe suchte ihn für Weimar zu gewinnen, aber ohne Erfolg; vgl. an Kirms, 24. Aug. 1797 und Bd. 30, S. 287, 27.

24, 2. Giocondo Albertolli, 1744—1839, Kupferstecher und Maler, Meister der Ornamentik. Vgl. Bd. 32, S. 270, 20.

25, 7. Vgl. die Aufzeichnungen der Frau Rat in „Schriften der Goethe-Gesellschaft“ IV, 136 f. Sie beziehen sich aber nicht auf die Schauspieler des Frankfurter Nationaltheaters (seit 1792), sondern auf Mitglieder der 1785 bis 1792 dort wirkenden Großmannischen und Kochischen Truppe. Mehrere der im folgenden charakterisierten Künstler begegnen uns öfter auch in den Briefen der Frau Rat.

25, 15 f. Constanze in Mozarts „Entführung“, Pamina in der „Zauberflöte“; Röschen in Paesiellos „Müllerin“.

25, 23 f. Ifflands Lustspiel: vgl. Bd. 9, S. 259 ff. 425 f. „Die beiden Savoyarden“: Oper von d'Alayrac.

26, 4. „Die Sonnenjungfrau“: Schauspiel von Kotzebue.

26, 11. „Rollas Tod“: Trauerspiel von Kotzebue.

26, 12 f. Lustspiele von Jünger.

26, 17 ff. Oberhofmeisterin in Ifflands Schauspiel „Elise von Valberg“; Jungfer Schmalheim in dessen Schauspiel „Die Aussteuer“; Frau Griesgram in Kotzebues Schauspiel „Bruderzwist“.

26, 23. Diana in der Operette „Der Baum der Diana“ von Martin; Königin der Nacht in Mozarts „Zauberflöte“.

26, 25. Die einzige weibliche Rolle in Babos Schauspiel „Die Strelitzen“ ist Maria Paulovna Ossakova, Mutter des Fedor.

26, 31 f. Wirtin Quick in Gotters Posse „Der schwarze Mann“.

27, 1. Körperbau im Gegensatz zur Gesichtsbildung.

27, 4 f. „Rollas Tod“: s. zu 26, 11; Zar in Babos „Strelitzen“; Seekapitän Franz Bertram in Kotzebues „Bruderzwist“; Molay in Kalchberg-Kaffkas Trauerspiel „Die Tempelherren“.

27, 10 ff. Alexis in Monsignys Oper „Der Deserteur". „Dienstpflicht", Schauspiel von Iffland; vgl. oben Z. 5.

27, 18 f. Vgl. oben Z. 4 f. und 26, 18.

27, 25. Hieronymus Knicker in Dittersdorfs gleichnamiger Oper; Sarastro in Mozarts „Zauberflöte".

27, 30. In der „Zauberflöte" und dem „Don Carlos".

27, 31 f. Von Kotzebue und Iffland.

28, 3 f. Vgl. 26, 12 f.; Rat Brand in Bretzners Lustspiel „Das Räuschgen".

28, 8 f. Vgl. 27, 10 und 5.

28, 14 f. Ludwig, Graf von Thüringen, in Hagemanns Schauspiel „Ludwig der Springer". Eduard Gluck in Kraters Familiengemälde „Das Mädchen von Marienburg".

28, 16 ff. Vgl. 26, 13 und 4. Plumper in Jüngers Lustspiel „Er mengt sich in Alles".

28, 21. Seebach in Ifflands Sittengemälde „Die Jäger".

28, 28. Grüner, Regisseur des deutschen Theaters in Reval, gastierte am 19. Aug. 1797 als Feldscherer Sichel in Dittersdorfs Singspiel „Der Apotheker und der Doktor".

30, 19. Carlo Graf Gozzi, 1720—1806, italienischer Lustspieldichter. Seine satirisch-phantastischen Stücke, deren Stoffe er meist den Feenmärchen entnahm, sind in ihrer skizzenhaften Ausführung für die Stegreifkomödie berechnet. Am bekanntesten ist seine „Turandot" durch Schillers Bearbeitung. Goethe hat sich bereits früh mit Gozzi beschäftigt.

30, 22 und 29. Vgl. 14, 14 und 23, 5.

31, 2. Pietro Gonzaga, Meister der italienischen Dekorationsmalerei, wirkte in Mailand und befand sich damals in Petersburg.

32, 30. Durch die Feuersbrunst am 9. Okt. 1711 wurde ein Teil der Fahr- und Lindheimergasse eingeäschert.

32, 32 ff. Vgl. Bd. 22, S. 16 ff. Zu 33, 13 ff. auch „Faust" V. 10136 ff. — Die Bauten, die Goethe im folgenden erwähnt und von seinem antikisierenden Standpunkt würdigt, haben in dem Werk „Die Baudenkmäler in Frankfurt a. M.", bearbeitet von Jung, Wolff und Hülsen, jetzt eine eingehende Darstellung gefunden.

33, 22. Das Rathaus der Stadt, der Römer, umfaßt eine ganze Gruppe verschiedener Häuser, die ursprünglich ihre eigenen Namen führten. Das eigentliche Haus „zum Römer" am Samstagsberge nebst dem mit ihm vereinigten „goldenen Schwan" am Paulsplatze wurde 1405 vom Rate

erworben und in den nächsten Jahren völlig umgebaut, seiner dreifachen Bestimmung für die Zwecke der Stadtverwaltung, der Königswahlen und als städtisches Kaufhaus entsprechend. Neben den Stuben des Rates und der Schreiber wurde daher der große Saal im ersten Stock hergestellt, während im Erdgeschoß mächtige gewölbte Hallen entstanden, die nach dem Vorbilde von Köln und Mainz mit Verkaufsständen für die Messen ausgestattet wurden. Von 1414—1846 wurden die Römerhallen in dieser Art benutzt. Der Mangel an Licht in dem dämmerigen Raum, den Goethe tadelt, wurde im Mittelalter nicht so störend empfunden. Vgl. Baudenkmäler II, 135 ff.

34, 28. Vgl. 18, 13. Das Schweitzerische Haus wurde 1788—94 von dem Handelsmann Franz Maria Schweitzer-Allesina nach den Plänen des Nicolas de Pigage in italienischem Geschmack erbaut. Mit seiner harmonisch gegliederten Fassade, seinen in edeln Maßen gehaltenen, mit Balustraden verzierten Fenstern, mit dem reichen bildnerischen und malerischen Schmuck der Innenräume bildete das Haus das vornehmste und bedeutendste bürgerliche Bauwerk der Stadt aus jener Zeit. Von 1827 ab war es als „Russischer Hof" der erste Gasthof Frankfurts, bis es 1891 dem Neubau des Reichspostgebäudes zum Opfer fiel. Vgl. Baudenkmäler III, 206 ff.

35, 4. Die beiden reformierten Bethäuser sind die der deutschen und französischen reformierten Gemeinden. Die ältere, deutsch-reformierte Gemeinde, gegründet im 16. Jahrh. von Emigranten aus den Niederlanden, mußte lange Zeit ihren Gottesdienst außerhalb der streng lutherischen Stadt, in Offenbach und später in Bockenheim, halten. Erst 1787 gestattete der Rat beiden Gemeinden die Erbauung von Bethäusern innerhalb der Ringmauern, jedoch ohne Türme und Glocken. Die deutsche Gemeinde kaufte das Stammhaus der Patrizierfamilie von Stallburg auf dem großen Kornmarkt. An dessen Stelle wurde 1789—93 die Kirche erbaut, die vorübergehend, vom 6. Nov. 1848 bis 10. Jan. 1849, dem deutschen Nationalparlament für seine Sitzungen diente. Das Bethaus der französisch-reformierten Gemeinde wurde 1789—92 am jetzigen Goetheplatz errichtet. Die Pläne zu beiden Kirchen wurden von dem Zimmermeister G. F. Mack entworfen, und diese zeigen daher, in dem Stile der Zeit einfach aber würdig gehalten, mancherlei Ähnlichkeit.

35, 8. Die neuerbaute lutherische Hauptkirche ist die bekannte Paulskirche. Sie wurde an Stelle der alten, 1787 niedergelegten Barfüßerkirche von 1789 an nach den Plänen des Stadtbaumeisters Liebhardt erbaut und 1792 im Rohbau vollendet. Von 1792—1802 ruhten die Arbeiten völlig.

37, 3. Goethe hegte seit seiner Studentenzeit eine Vorliebe für die in Leipzig schon damals allgemein übliche Anlage des verschlossenen Vorplatzes in jedem Stockwerk, dessen Fehlen im elterlichen Hause er rügte. Vgl. Bd. 23, S. 169 f.

37, 15. Durch Errichtung der neuen Befestigung vor der Stadtmauer im 17. Jahrh. und Zuschüttung des alten Grabens an der östlichen Stadtseite war ein mit Lindenbäumen besetzter oberer Wall entstanden, der eine Allee bildete. Vgl. Baudenkmäler II, 106 ff.

37, 19. Das Schauspielhaus wurde 1780—82 nach den Plänen Liebhardts erbaut und bis zu seinem Abbruch 1902 benutzt. Es war die erste und blieb lange Zeit die einzige ständige Bühne der Stadt; vgl. v. Oven, Das erste städtische Theater in Frankfurt a. M., Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte und Altertumskunde zu Frankfurt a. M. 1872.

37, 22. Die von der alten Mainbrücke aus stromaufwärts am Mainufer bis zur heutigen Obermainbrücke sich hinziehende „Schöne Aussicht", die seit 1788 auf dem bis dahin unbebauten Fischerfelde angelegt wurde.

37, 28. Die 1460 im Osten der Stadt, am Wollgraben, angelegte, für ihre wachsende Bevölkerung bald zu eng gewordene Judengasse war häufig von Bränden heimgesucht. Die am 14. Juli 1796 durch die französische Beschießung verursachte große Feuersbrunst hatte 140 Häuser des nördlichen Teiles in Asche gelegt. Der Wiederaufbau dieses Teiles wurde, wohl Goethes Gedanken entsprechend, in modernerer Weise, mit bedeutender Verbreiterung der Gasse durchgeführt. Die südliche Verlängerung bis zum Rechneigraben wurde unnötig, da den Juden 1811 das Verlassen der Gasse gestattet wurde. Die später meist von christlichen Arbeitern bewohnten Häuser der Judengasse wurden dann nach und nach (bis 1885) niedergelegt. An ihrer Stelle befindet sich jetzt die Börnestraße.

38, 33. Der von Goethe hier und Bd. 22, S. 16 gewünschte Durchbruch, die Liebfrauenstraße, wurde in Frankfurt allgemein als Notwendigkeit empfunden, konnte jedoch erst 1855 völlig durchgeführt werden.

39, 23. Stattlicher Gasthof auf der Zeil, 1766 neuerbaut; Quartier der durchreisenden Fürstlichkeiten.

39, 29. Einer der zahlreichen befestigten Gutshöfe innerhalb der von der Landwehr umgebenen Stadtgemarkung. Während die übrigen Höfe meist im Besitz städtischer Patrizierfamilien sich befanden, gehörte der auf dem linken Mainufer am Walde gelegene Sandhof dem Deutschorden und unterstand daher nicht der Gerichtsbarkeit des Rates.

40, 8—12. Vgl. den Brief der Frau Rat vom 4. Nov. 1796. Unter den weggeführten Geiseln waren Goethes Schwager Schlosser und sein Freund Willemer.

41, 7. Melusine. Vgl. Bd. 20, S. 100. Bd. 23, S. 279. 335.

45, 11. Eine solche Preisliste legte Goethe am 24. August den Briefen an Christiane Vulpius und C. G. Voigt bei.

45, 16. Am 22. Okt. 1792, vgl. Bd. 28, S. 125. 288.

46, 7. Neu-Isenburg. — „Totesliegendes" oder „Totliegendes", auch „Rotliegendes": die untere Schicht der Dyasformation, aus rotem Sandstein und Konglomeraten bestehend.

46, 8. Heutige Schreibung: Sprendlingen.

47, 27. Das Karlstor.

48, 15. „gestemmt" = gestaucht (191, 8) wie Bd. 35, S. 7, 30.

48, 20. Des Erbauers der Brücke, Karl Theodor († 1799).

49, 34. Vgl. Bd. 25, S. 43, 21. 134 f. 291.

50, 25. Regimentsinhaber.

52, 4. Stift Neuburg.

62, 10. Bürgers Ballade „Die Weiber von Weinsberg" beginnt: „Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?"

64, 5. Die berühmte Brückenschlacht von Pisa, das Giuoco del Ponte, war ein altes Kampfspiel, das am 1. Mai jedes Jahres, bis 1807, stattfand. Die Adelsgeschlechter der beiden durch den Arno getrennten Stadthälften rüsteten Kämpfer in den Farben der verschiedenen Stadtquartiere aus, die um den Besitz des Ponte vecchio stritten, während Ufer und Balkone von Zuschauern erfüllt waren. Das Ludwigsburger Bild ist verschollen, doch haben sich verschiedene Darstellungen des Giuoco del Ponte im Pisaner Museum erhalten. — Goethes Worte auf Michel Angelos Karton der beim Baden überfallenen Soldaten (vgl. Bd. 32, S. 224 ff. 324) zu beziehen, wie frühere Erklärer dieser Stelle es getan, ist völlig unstatthaft. — Der Text Z. 8: „weil man sieht, wie der unsinnigste Streich gleich einen ... andern Schiffe steht, zum Spaß ꝛc." ist verderbt überliefert.

64, 15. Des Herzogs Karl Eugen († 1793). Über das 1764/65 errichtete, 1801 abgebrochene Gebäude vgl. Rudolf Krauß in dem Sammelwerk (1905 ff.) „Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit“ I, 497 ff.

64, 25. Großfürst Alexander, geb. 1777, der spätere Zar, Enkel des zur Zeit regierenden Herzogs.

65, 1. Die Solitüde, ein 1763—67 von Herzog Karl Eugen erbautes Jagd- und Lustschloß, 2 Stunden westlich von Stuttgart. Sie war 1770—75 Sitz der „Herzoglich Wirtembergischen Militair-Academie“, aus der die „Hohe Karlsschule“ hervorging. Schillers Vater war von 1775 bis zu seinem Tode 1796 „Vorgesetzter bei der Herzoglichen Hofgärtnerei“ der Solitüde.

65, 16. Vgl. 55, 22 ff.

65, 26 ff. Das neue Schloß wurde 1746—1807 erbaut, das alte 1553—70.

66, 12. Gottlob Heinrich Rapp, 1761—1832, Kaufmann und Bankier, war ein Mann von feinem Kunstverständnis, das er als Maler, Sammler und Schriftsteller bewährte. Goethe, durch Schiller an ihn gewiesen, meldete sich mit Brief vom 24. Aug 1797 bei ihm an. Zwischen beiden entwickelte sich dann ein näheres Verhältnis. Vgl. 86, 7. 104, 29.

66, 14. Jan Both aus Utrecht, 1610—51. Hervorragender Darsteller italienischer Landschaften.

66, 17. Johann Heinrich Dannecker, 1758—1841, Professor der Bildhauerkunst an der Karlsakademie. Sein Hektor, der dem Paris seine Weichlichkeit vorwirft, befindet sich im Modell im Museum der bildenden Künste zu Stuttgart. Die Sappho war für das Lustschloß Monrepos bei Ludwigsburg bestimmt. Schillers Büste hatte er 1793 vollendet; sie steht jetzt in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar, die 1819 ausgeführte Kolossalbüste dagegen im Stuttgarter Museum. Vgl. Bd. 30, S. 96.

67, 1. Vgl. Bd. 33, S. 124 ff. und ebenda S. 91 ff. 309.

67, 6. Anton Isopi, 1758—1833, Bildhauer und Bronzegießer, Professor. Vgl. 71, 22. — Wilhelm von Wolzogen, 1762—1809, Schillers Freund und Schwager, auf der Karlsschule besonders in der Architektur ausgebildet und dann als Leiter der Hohenheimer Bauten tätig, trat durch Schiller mit Goethe in Beziehung und wurde 1796 als Kammerherr und Kammerrat nach Weimar berufen.

67, 28. Philipp Jakob Scheffauer, 1756—1808, Hof-

bildhauer und Professor zu Stuttgart. Vgl. 87, 11 und Julius Hartmann, Schillers Jugendfreunde. Stuttgart 1904, S. 309 f. Die schlafende Venus gehört zu seinen besten Werken. Von den Basreliefs befinden sich einige im Stuttgarter Schloß.

68, 6. Philipp Friedrich Hetsch, 1758—1838, Hofmaler und Professor zu Stuttgart, war damals in Rom. Vgl. auch 72, 32 und Hartmann S. 310 ff.

68, 32. Joh. Gotthard Müller, 1747—1830. In Stuttgart und Paris unter Wille gebildet, bekleidete er seit 1794 die Stelle eines Professors und Vorstandes der Kupferstecheranstalt in Stuttgart. Das von ihm 1797 gestochene Bildnis des Malers Anton Graff ist das mittlere von dessen drei Selbstporträts, den Künstler im 58. Lebensjahre darstellend. Das Gemälde zeigt ihn in ganzer Figur, so daß der von Goethe gerügte Übelstand dort weniger hervortritt als bei dem Stiche, der unter der Stuhllehne abbricht. Vgl. Julius Vogel, Anton Graff. Leipzig 1898.

69, 6. Das Gemälde des amerikanischen Malers John Trumbull (1756—1843) stellt die Schlacht bei Bunkershill 1775 dar, in der der junge amerikanische General Warren fiel. — Vorliegender Abschnitt stammt aus Goethes Brief vom 30. Aug. 1797 an Schiller, der damals am „Wallenstein" arbeitete: daher das auffallende „Auch".

69, 20. Der Stich stellt Ludwig XVI. im Krönungsornat nach dem Gemälde von Duplessis dar.

70, 16. Besonders im Volksliede, vgl. Herders Werke, herausgegeben von Suphan, Bd. 25.

70, 20. Vgl. die „Balladen" in Bd. 1, S. 119—128. 342 f.

71, 18. Johann Friedrich Cotta, 1764—1832, seit 1794 Schillers, demnächst auch Goethes Verleger. Vgl. Albert Schäffle, Cotta. Berlin 1895.

72, 30. Niederländischer Maler, 1520—70.

73, 11. Adolf Friedrich Harper aus Berlin (1725 bis 1806); in Stuttgart 1756—98 als Hofmaler, Professor und Galeriedirektor.

74, 12. Vgl. 101, 7. Seit dem 23. Sept. 1796 war das Hoftheater dem Direktor Miholé in Entreprise übergeben worden. Vgl. Theaterkalender 1798.

74, 31 ff. Der Park zu Hohenheim wurde von Herzog Karl Eugen und der Gräfin Franziska angelegt. Der Herzog hatte aus Italien den Geschmack an Tempelbauten und

Ruinen, Franziska aus England die Vorliebe für Naturgärtnerei mitgebracht. Beides wurde in dem Park vereinigt, und so entstand das „Dörfle" auf den Ruinen einer römischen Niederlassung. In dieser ländlichen Umgebung gefiel sich der Herzog mit der hausmütterlich wirtschaftlichen Franziska in der einfachen Lebensweise eines „wohlhabenden Partikuliers". Die Anlage eines Parkes im großen Stile lag nicht in der Absicht der Schöpfer dieses Idylls.

75, 12. Durch Rapp. Vgl. Schillers Rezension, Säkular-Ausgabe Bd. 16, S. 271 ff.

75, 13. Ansichten des Herzogl. Württembergischen Landsitzes Hohenheim, mit Beschreibung. Nürnberg 1795.

75, 30. „Glasfritte" nannte man den auf besonderm Herde bis zum Beginn des Schmelzens vorgeglühten Glassatz. Farbige Glasfritten erzielte man durch Beimischung von Metalloxyden vor dem Fritten.

76, 4. Nikolaus Friedrich Thouret, 1767—1845, Architekt und Maler, damals Hofbaumeister zu Stuttgart, wurde auf Goethes Anregung mit der künstlerischen Leitung des Schloßbaues in Weimar betraut. Vgl. Bd. 30, S. 57.

78, 9. Corniche: Karnies, Kranzleiste am Gesimse.

79, 6. Goethe faßt hier den Begriff des Clairobscur nicht in dem jetzt üblicheren Sinne des Helldunkels der farbigen Malerei, sondern er versteht darunter (wie in dem „Entwurfe einer Farbenlehre" § 849 f. Bd. 40, S. 105 f.) die in einem Ton gehaltene Zeichnung, die nur durch Hell und Dunkel wirkt. Sie bildet nach Goethes Kunstanschauung die Grundlage der Malerei, zu der dann die Farbengebung als ein zweites hinzukommt. Bei der Glasmalerei wird auf der einen Seite des Glases die Schattenzeichnung, auf der andern der Farbenton aufgetragen, so daß sie bei durchfallendem Lichte gemeinsam wirken.

79, 27. Goldkalk, früher in der Glasmalerei zur Herstellung der Purpurfarbe gebraucht. Vgl. hierzu wie zum folgenden Weim. Ausg. 2. Abt., Bd. 5 I, S. 347.

81, 5. Johann Wilhelm Petersen, 1758—1815, Schillers Mitschüler auf der Karlsschule, seit 1779 Bibliothekar. Vgl. Hartmann S. 186 ff. — Johann Gottlieb Schott, Hofrat, seit 1786 Oberbibliothekar, vorher Professor der Geschichte an der Karlsschule. Vgl. Gustav Hauber: Lehrer, Lehrpläne und Lehrfächer an der Karlsschule. Programm des Karlsgymnasiums zu Stuttgart 1898.

81, 19. Vgl. 83, 23. 103, 29.

81, 23. Conradinus Abel, württembergischer Hof- und Legationsrat zu Paris, hatte dort eine Sammlung schöner Gemälde zusammengebracht. Goethe erwarb von ihm, durch Danneckers Vermittlung, einen Claude Lorrain. Vgl. 83, 22. 85, 34. 103, 31.

81, 29. Goethe hat seine Hochschätzung Claude Lorrains (1600—82), des Meisters der idealen Landschaftsmalerei, oft ausgesprochen; vgl. besonders zu Eckermann, 10. April 1829.

81, 34. Johann Rudolf Zumsteeg (1760—1802), Komponist, Freund und Mitschüler Schillers, s. Hartmann S. 263 ff.

82, 1 f. Vgl. Bd. 16, S. 126, 19 ff.

82, 12. Zurückwerfung der Österreicher über den Neckar, 21. Juli 1796.

82, 31. Vgl. Bd. 30, S. 84, 20.

83, 9. Mitschülers bei Oeser, vgl. Bd. 23, S. 114 ff.

83, 14. Niccolo Jommelli, geb. 1714 bei Neapel, Komponist, 1753 vom Herzog Karl Eugen nach Stuttgart berufen, wo er bis 1768 wirkte; † 1774. Vgl. Hermann Abert in dem zu 64, 15 genannten Sammelwerke I, 558 ff.

84, 3. Ritterschauspiel von Hagemann, vgl. 28, 14.

84, 30. Innozenz Colomba, geb. 1717, war bis 1768 als Theaterarchitekt und Akademielehrer in Stuttgart tätig. Vgl. R. Krauß in obenerwähntem Sammelwerk I, 515 ff.

85, 10. Viktor Heideloff (1757—1816), Jugendfreund Schillers, s. Hartmann S. 312 ff. Thouret (vgl. zu 76, 4) zog ihn zu den Arbeiten im Weimarer Schlosse heran.

85, 16 f. Vgl. Bd. 35, 154 ff., wo jedoch Jan David van Heem (1600—74) nicht erwähnt wird.

86, 3. Agostino (1557—1602) und Ludovico Carracci (1555—1619) gehörten der berühmten Künstlerfamilie zu Bologna an. Agostinos Scherzi d'amore bilden eine Serie von 13 Stichen.

87, 22. Nicolaus Guibal (1725—84), Maler und Baumeister aus Luneville. Karl Eugen zog ihn als Professor der Malerei und Direktor der Gemäldegalerie nach Stuttgart. Er malte zahlreiche Plafonds der herzoglichen Schlösser.

87, 24. Vgl. die eingehende und warme Würdigung Guercins (1590—1666) Bd. 26, S. 113, 8 ff. 120, 18 ff. 146, 19 ff.

88, 1 f. Vgl. 89, 21 ff. Sartis (1729—1802) Operette wurde in der Bearbeitung von Goethes Jugendfreund André gegeben unter dem Titel „Im Trüben ist gut fischen“.

88, 3 ff. Der Gegenstand gehört in den Zusammenhang der in Bd. 39, S. 179 ff. mitgeteilten Studien Goethes.

91, 32. Im weimarischen Park 1791—94 erbaut.

92, 22. Scajola = Scagliola: Gemisch von Gips und Marienglas, durch Leim zu einem Stuckteig verbunden.

94, 6. Lambris: Wandtäfelung.

94, 21. Attike: ein über dem Hauptgesimse sich erhebender Aufsatz, meist eine Reihe kürzerer Wandpfeiler.

96, 20 f. Wilhelm Gottfried Ploucquet, Professor der Medizin. — Gmelin: wohl die beiden Professoren der Rechte Christian (1749—1818, Kriminalist) und Christian Gottlieb (1750—1823, Pandektist); 95, 24 und 174, 15 ein anderer Träger dieses in der Geschichte Tübingens überaus häufigen Namens. Vgl. 109, 4 f. 14. — Andreas Heinrich Schott, Oberbibliothekar und Professor der Philosophie.

97, 2. Karl Friedrich Kielmeyer, Professor der Chemie. Der Dr. jur. Christian Jakob Zahn (auch als Komponist z. B. des Reiterliedes aus dem „Wallenstein" bekannt) war von 1789 bis Ende 1797 mit Cotta assoziiert.

97, 16. Vgl. 111, 10 ff. Kants „Verkündigung des nahen Abschlusses eines Traktats zum ewigen Frieden in der Philosophie", zur Abwehr eines Angriffs von Goethes Schwager Schlosser, war schon 1796 in der Berlinischen Monatsschrift und neuerdings als Buch erschienen.

97, 17. Vgl. 75, 12. — Kleine Geographie von Württemberg [von Fr. Chr. Franz], Stuttgart 1793, 2. Aufl. 1796.

97, 31. Cuvier (s. Bd. 39, S. 218 ff.) wurde 1769 in dem damals noch württembergischen Montbéliard geboren.

98, 6. Die Beziehung ist unsicher. Ein Catalogus bibliothecae historico-naturalis des englischen Naturforschers und Reisenden Joseph Banks (1743—1820) begann mit der Jahreszahl 1798 zu erscheinen, ein „Kurzer Bericht vom Blankischen Naturalienkabinett" (Joseph Blank in Würzburg, 1740 bis 1827) erschien in 2 Teilen 1795 und 1803.

98, 14. St. Georg, spätgotisch. Vgl. 106, 1 ff.

98, 15 ff. Christian Friedrich Schnurrer, Orientalist; Johann Christian Majer, Staatsrechtslehrer.

98, 18. Staatsstreich vom 18. Fructidor (4. Sept.); vgl. 108, 29. 134, 14.

102, 34. Johann Friedrich Leybold (1755—1838), Kupferstecher und Miniaturmaler.

103, 21. Vgl. an Karl August, 12. Sept. 1797.

104, 3 ff. Der spätere König Friedrich (1754—1816) und seine zweite Gemahlin (seit 1797), aus dem Hause Hannover.

104, 10 f. Friedrich Eugen, † 23. Dez. 1797. Eckermann änderte „Juli“ in „Juni“, hätte dann aber auch „vorvorigen“ setzen müssen; der Herzog wurde wenige Wochen nach seinem Regierungsantritte (20. Mai 1795) vom Schlag getroffen.

104, 12. In dem am 17. März 1797, zum erstenmal seit 1770, einberufenen Landtag kam die durch die Kriegsnöte vermehrte allgemeine Unzufriedenheit zu stürmischem Ausdruck.

105, 16 f. Im Dez. 1779. Vgl. Bd. 25, S. 141 ff.

106, 1. Vgl. 79, 5 bis 80, 29. 98, 15. 130, 17.

108, 8—17. Vom 29. Sept., s. 142, 19 bis 143, 7.

108, 21. Vgl. Geschichte der Farbenlehre, Weim. Ausg. 2. Abt. Bd. 3, S. 257 ff.

109, 1. Jakob Heinrich Meister (geb. in Bückeburg 1744, † 1826), genannt Le Maître, Mitarbeiter der Grimm-Diderotschen Correspondance litéraire, schilderte seinen zweiten Pariser Aufenthalt 1795 in den genannten Souvenirs.

109, 5. Friedrich Wilhelm Tafinger (1760—1815), Professor der Rechte, Kantianer.

109, 6. Das Collegium illustre, eine 1588 gegründete Ritterakademie (gegenwärtig Sitz des katholischen Konvikts), seit 1791 geleitet von dem Z. 11 genannten Oberhofmeister.

109, 15. Gottlieb Konrad Christian Storr, Professor der Medizin, vgl. Bd. 30, S. 57.

111, 28. Vgl. zu 70, 20.

112, 6. L. T. Spittlers „Nebeninstruction von der Stadt- und Amtsversammlung zu N** in Würtemberg, ihren Landesdeputirten ertheilt“ Stuttgart 1797.

112, 8. Ausführung z. T. in den „Propyläen“, s. Bd. 33.

117, 25 ff. Wahrscheinlich Scrophularia, die in Norddeutschland nicht vorkommt.

118, 4. „Lehden“: niederdeutsch für Ödland.

118, 7. Der Hohenhöven, vgl. 119, 6. 180, 6.

120, 12. Das Schloß Munot, ein 47 m im Durchmesser haltender Turm, 1564—82 erbaut, beherrscht die Stadt.

120, 17. Frühere Besuche: im Juni 1775 (vgl. Bd. 25, S. 75, 7; Bd. 33, S. 42, 14) und im Dezember 1779.

121, 23. Landolt: vgl. Bd. 30, S. 346, 30. 488.

122, 20. Vgl. 123, 21. 138, 1 ff. Schillers „Taucher“ V. 31—36.

124, 16. Alexander Trippel (s. Bd. 27, S. 98, 32 u. ö.) war 1746 in Schaffhausen geboren.

125, 30. Eine 1792 in Frankreich gemachte Beobachtung, vgl. Bd. 28, S. 47, 22 ff.

126, 14. Römischer Kohl, besonders in Süddeutschland gezogen.

127, 4. Der „kleine Taler" (30 auf ein Pfund) im Gegensatz zum Speziestaler (1 Taler 12 Groschen).

127, 5 ff. In der „maccaronischen" Poesie wird eine komische Wirkung durch die Vermischung verschiedener Sprachen erreicht. Eine ähnliche Zusammenkoppelung der Kavaliers- und Soldatentracht mochte hier den Vergleich nahelegen. — Die schwarzen Lilien statt der goldenen auf weißem Felde als Zeichen der Trauer und der Rache.

129, 19. Dem als Lyriker bekannten Greifswalder Theologen Gotthard Ludwig (Theobul) Kosegarten (1758—1818).

129, 25. „Amyntas", s. Bd. 1, S. 193. 355.

130, 17 ff. Vgl. 79, 5. 106, 1.

131, 17. Barbara (Bäbe) Schultheß, geb. Wolf (1745 bis 1818), Gattin des Kaufmanns David Schultheß in Zürich, seit 1775 mit Goethe im regsten Ideenaustausch. Vgl. 172, 19. G. v. Schultheß-Rechberg, „Frau Barbara Schultheß", Züricher Neujahrsblatt 1903. Ihre Briefe an Goethe s. Jahrbuch XIII, 10 ff. XXIV, 3 f.

131, 19 f. Bekanntschaft von 1779. Vgl. an Knebel, 4. Juni 1780. — „Lavis" = Lugano.

132, 7. Johann Heinrich Bürkli, 1760—1821, Journalist, Hauptmann und Alt-Zunftschreiber zu Zürich. Vgl. 172, 16 und Goethes Brief an ihn vom 21. Sept. 1797.

132, 9. Wohnsitz der Bäbe Schultheß.

132, 10. Spitzname, den Goethe Lavater wegen seines Ganges gab.

132, 12. Johannes v. Müller (1752—1809), geb. zu Schaffhausen, der Historiker, damals kaiserlicher Hofrat in der geheimen Hof- und Staatskanzlei zu Wien, hatte schon 1782 Goethe in Weimar besucht.

132, 14. Johannes Escher vgl. 167, 13. Sein Sohn Hans Kaspar (1775—1859) Freund Heinr. Meyers, vgl. 133, 7 und 172, 5.

132, 23. Felix Maria Diogg aus Andermatt, Porträtist.

133, 1. Rebmann, Untervogt von Ütikon. In den Reiseakten Notiz über diese Anlage als „einen glücklichen Gegen-

stand zur Idylle, in welcher die Kultur in ihrer Breite, Anmut und Wichtigkeit dargestellt werden kann".

133, 3. „Gespräch": mit Heinrich Meyer.

133, 7. Johann Jakob Horner (1772—1831), Philolog, später Professor und Bibliothekar in Zürich. Über Escher vgl. zu 132, 14.

133, 8. Insel im Züricher See. (Huttens Tod 1523.)

133, 11. Christian Gottlob Voigt (1743—1819), Goethes nächster Amtsgenosse.

133, 24. Johann Konrad Escher von der Linth (1767 bis 1823), Verfasser zahlreicher geognostischer Aufsätze; 1796 war seine „Geognostische Übersicht der Alpen in Helvetien" erschienen. Vgl. 172, 14.

134, 2. Der Danzische Stein war ein Stück biegsamen Quarzes, das der Baron v. Dietrich 1784 von dem Mineralienhändler Dantz erhielt.

134, 16. Vgl. 98, 18. 108, 29.

134, 29. August. Vgl. Goethe an Christiane, 23. Sept. 1797; Schiller an Goethe, 7. Sept. 1797.

135, 4. Johann Lorenz Böckmann (1741—1802), Mathematiker und Physiker in Karlsruhe. Über das Archiv-Depositum s. die Briefe vom 24. Aug. an Böckmann und Voigt.

135, 13. Vgl. Goethes Briefe an den Herzog und an Christiane vom 12. Sept. 1797, in denen eines Brandes in Weimar Erwähnung geschieht.

135, 15. In Ilmenau, wo man vergeblich bemüht war, die Folgen eines vorjährigen Stollenbruchs zu beseitigen.

135, 23. „Kurze Nachricht von meiner Reise von Tübingen nach Stäfe", abschriftlich auch bei den Reiseakten, gedrängter Auszug aus obigen Aufzeichnungen 112, 28 ff.

136, 13. Nach Art der Briefe aus der Schweiz 1779, die als „Briefe auf einer Reise nach dem Gotthardt" in den „Horen" 1796 erschienen waren, s. Bd. 25, S. 141 ff. 317 ff.

136, 26. Auf dem Hausberge bei Jena.

136, 28 f. Vgl. 13, 19. 181, 3. Der Brief Wilhelms v. Humboldt aus Wien, 5. Sept. 1797, bei Bratranek, Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humboldt, 1876.

137, 9. Vgl. Schillers Antwort vom 6. Okt. 1797.

138, 12. Des balladenreichen Schillerischen Musenalmanachs für das Jahr 1798; vgl. 14, 14. 174, 20.

141, 15. Die Landvogtei Knonau und das Kelleramt an der Reuß, die von Zürich verwaltet wurden.

142, 19. Vgl. 108, 8. Früherer Besuch 1775, s. Bd. 25, S. 82 ff. Dort auch über das „Abscheiden der Maria" von M. Schön (Schongauer).

143, 10. Instrument zur Bemessung der Himmelsbläue.

143, 17 f. Das mauerlose Nonnenkloster erinnert an das stark ummauerte alte Florentiner, das heute, am Viale Prinzipe Eugenio gelegen, als Gefängnis dient.

145, 9. Mottental: das Tal der Muota.

146, 11 f. Die Bergwiese am Urner See. Schillers „Tell" II, 2. Über Goethes auf dieser Reise erwogenen Plan eines Epos „Tell" (162, 6. 165, 12 ff.) s. Bd. 6, S. XXIII f.

146, 20. Das Dorf Sisikon.

147, 22 f. S. das Gedicht „Schweizeralpe" Bd. 1, S. 255.

148, 16. Heute „Amsteg".

149, 5 f. Die traulichen Lichter des Dorfes Wasen, die ihm aus dem Dunkel der Nacht entgegenleuchteten und den Weg zeigten, erinnerten ihn an die „Herrlichkeit des Herrn", die als Feuersäule den Israeliten den Weg durch die nächtliche Wüste wies (Moses, Buch 2, Kap. 13 f.). Die Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten (3. Fragm. § 28) erklärten diese „Herrlichkeit des Herrn" als natürliche Lichter.

151, 1. Urseren an der Matt, jetzt kurz Andermatt (vgl. 152, 25). Hospital, jetzt Hospental, mit einem alten Schloßturm auf dem Hügel.

151, 27. 1775 und 1779, s. Bd. 25, S. 91 ff. und 201.

151, 29. Seit 15. Mai 1796 in den Händen der Franzosen.

152, 22. Vgl. Brief an Halter, 25. Okt. 1797.

153, 2. Von den Höhen in die Täler und in die Netze der Vogelsteller. Eine Erinnerung an diese Beobachtung (mit kleinem Irrtum im Datum) s. in dem „Versuch einer Witterungslehre" 1825 (Bd. 40, S. 332).

153, 30 f. Schweißtuch der heiligen Veronika mit dem Antlitz des Erlösers (vera icon); vgl. „Kunst und Altertum" I, 1 (1816) sowie 148, 10 f. 306, 6. 311, 33 ff.

155, 1. Vielmehr die Fronalp zwischen Sisikon und Brunnen, deren Spitze, vom See aus gesehen, allerdings einer Mauerkrone gleicht.

155, 16. Das altschweizerische Wirtshaus Treib.

157, 11. Schlacht bei Sempach, 9. Juli 1386.

157, 12. Der heilige Nikolaus von der Flühe (1417—87) hatte sich nach einem tätigen Leben in die Einsamkeit zurück-

gezogen, die er nur im Dezember 1481 verließ, um zu Stanz Frieden zwischen den Eidgenossen zu stiften.

157, 16. Zelger und Businger, Versuch einer besonderen Geschichte des Freistaats Unterwalden. Luzern 1789—91.

158, 15. Der viereckige, zinnengekrönte Wartturm, 1308 gegen Österreich erbaut.

158, 19. Guillaume Thomas François Raynald (1711 bis 1796), französischer Gelehrter, hatte 1783 auf der Insel Altstadt am Eingang des Küßnachter Sees einen Obelisk zu Ehren der Nationalhelden Fürst, Melchtal und Stauffacher errichten lassen. (An Lavater, 7. Mai 1781.)

160, 15. Vgl. 141, 7.

162, 6. „Chronicon helveticum oder eigentliche Beschreibung der sowohl im heiligen römischen Reich als besonders in einer löblichen Eidgenossenschaft vorgeloffenen Begegnussen ...“ des Landammanns Egidius Tschudi von Glarus (1505—72), hrsg. von J. R. Iselin 1734—36.

162, 7. Vgl. zu 146, 11 f.

162, 8. Briefwechsel mit Schiller, Aug. und Sept. 1797.

162, 12. „Niobe mit ihren Kindern“, Abhandlung von Meyer, erschien 1799 in den „Propyläen“. Auch im folgenden handelt es sich um kunstgeschichtliche Arbeiten des Freundes.

162, 13. Im Palazzo del Té zu Mantua, vgl. 167, 7 f. und „Propyläen“ Bd. 3, Stück 2, S. 3 ff.

162, 18 f. Vgl. 164, 8 sowie Bd. 33, S. 91 ff. und „Propyläen“ Bd. 1, Stück 1, S. 20 ff. Stück 2, S. 45 ff.

163, 28 f. Den Abschnitt 138, 27 bis 162, 21. Vgl. 167, 19 f.

163, 30. Durch eine Reise im Jahre 1783.

165, 12 ff. Vgl. zu 146, 11 f.

167, 3 f. Vgl. 168, 9 ff. 176, 11 f. 180, 13. — „ältere“: einheimische; „ausgewanderte“: fremde.

167, 8 f. Vgl. 162, 13 sowie Bd. 33, S. 93, 15 f. und die Beschreibung in den Reiseakten, Weim. Ausg. Bd. 34, II, S. 116 ff.

167, 14. Vgl. 170, 18. 171, 15 ff. 174, 29 f. Ein antikes, wahrscheinlich aus der Zeit des Augustus stammendes Wandgemälde, 1606 in Rom aufgefunden, jetzt in der vatikanischen Bibliothek; es führt seinen Namen von dem ersten Besitzer, Kardinal Aldobrandini. Meyers treffliche Kopie hängt noch heute im Weimarer Goethehause; sein Kommentar erschien 1810 in Böttigers Werk „Die Aldobrandinische Hochzeit“.

168, 12. Über Stuttgart, Heilbronn, Nürnberg, Koburg.

169, 4 ff. Vgl. 134, 13 ff. 168, 2 f. Barthélemy, Mitglied des Direktoriums, früher Gesandter in der Schweiz, war bei dem Staatsstreich am 4. Sept. (s. 98, 18. 108, 29) verhaftet und dann deportiert worden.

169, 17. Gottfried Wenzel Graf von Purgstall; vgl. an Schiller, 26. Sept. 1797.

169, 33. Bellenz: der deutsche Name für Bellinzona.

172, 16. Johann Kaspar Fäsi (1769—1849), Professor der Geographie und Geschichte an der Kunstschule in Zürich. Durch Hauptmann Bürkli (s. zu 132, 7) hatte Goethe Fäsis „Bibliothek der Schweizerischen Staatskunde, Erdbeschreibung, Kunst und Literatur“ (1796/97) erhalten.

172, 17. Johann Heinrich Rahn, Dr. med. und Chorherr, 1749—1812.

172, 19. Johann Jakob Hottinger (1750—1819), Kanonikus, Professor der alten Sprachen, Gegner Johann Kaspar Lavaters. Vgl. Goethes Brief an ihn vom 15. März 1799. — Diethelm Lavater (1743 bis 1826), jüngerer Bruder Johann Kaspars, Arzt in Zürich, hatte sich unter der Bd. 23, S. 51, 22 f. bezeichneten Leipziger Tischgesellschaft befunden.

173, 1. „Der Schwur der drei Männer auf dem Rütli“, Gemälde von Johann Heinrich Füßli (1741—1825) aus Zürich, später Präsident der Kgl. Akademie zu London, Jugendfreund Lavaters, durch den Goethe früh seine Zeichnungen kennen und schätzen lernte. Vgl. an Lavater, Ende Nov. 1779 u. ö.; an Cotta, 28. Mai 1798.

173, 3. Friedrich Mako (Macco), Maler, vgl. Goethes Brief an ihn vom 15. Juni 1824, Gespräch mit Kanzler v. Müller am 30. Juni 1824 und Petzet, „Goethe und Macco“. — Johann Jakob Heß (1741—1828), Erster Geistlicher von Zürich.

173, 18. Johann Friedrich Karl Dauthe (1749—1816), Kupferstecher und Architekt in Leipzig, war für den Schloßbau zu Weimar in Aussicht genommen; vgl. an Langer, 26. April 1797.

174, 14. Vgl. 95, 24 und an Cotta vom gleichen Tage.

174, 17. Der Friede zu Campo Formio war am 17. Okt. geschlossen.

174, 20. Der Balladen-Almanach; vgl. zu 138, 12.

174, 22. „Hermann und Dorothea“ enthaltend.

175, 12. „Richtreise“: die vereitelte Reise nach Italien.

175, 34. „Euphrosyne“, s. Bd. 1, S. 187 ff. 354 f.

176, 3. Meyers „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen" gelangte erst 1824—36 zur Veröffentlichung.

176, 6. Ein Werk nach Art der Περιήγησις τῆς Ἑλλάδος von Pausanias (ca. 160—180 n. Chr.).

176, 12. Frankreich; vgl. 167, 4.

176, 16. Das erste Heft von Böttigers „Griechischen Vasengemälden"; vgl. an den Verfasser, 16. Aug. 1797.

176, 20. Dem Xenien-Almanach.

176, 22. Charlotte, seit 1795 mit dem Buchhändler Heinrich Geßner (Sohn des Idyllendichters) verheiratet.

177, 12. Vgl. 162, 18.

177, 19. „Gründliches Lexicon Mythologicum" 1724.

177, 20. Im Vatikan (Retiro di Giulio II.).

181, 3. Vgl. 13, 19. 136, 28.

183, 14 f. Vgl. 184, 11 f. Erster Entwurf zu „Der Müllerin Verrat", s. Bd. 1, S. 123 ff. 343; Bd. 19, S. 56 ff. 290.

184, 4. S. zu 14, 1.

184, 15. Nürnberg war der Versammlungsort der Gesandten des fränkischen Kreises. Die abschließenden Sätze 184, 15—21 hat Eckermann aus den bis zum 18. November fortgeführten Reiseakten gebildet.

## Am Rhein, Main und Neckar
### 1814 und 1815.

Die unter diesem neugebildeten Titel hier vereinigten Schriften erschienen einzeln und in andrer Reihenfolge im ersten Bande von Goethes Zeitschrift „Über Kunst und Altertum" 1816 und 1817. In Band 3 der „Nachgelassenen Werke" (1833) wurden sie in chronologischer Folge unter dem unrichtigen Titel „Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815" zusammengefaßt.

## Sankt Rochus-Fest zu Bingen (S. 187—219).

187, 1. Karl Friedrich Zelter (1758—1832), der Berliner Baumeister und Komponist, mit dem der Dichter seit 1799 durch eine immer inniger werdende Freundschaft verbunden war, weilte schon über zwei Wochen in Wiesbaden, als Goethe am 29. Juli 1814 dort eintraf. — Das Tagebuch notiert am 15. August: „Einfall, nach Rüdesheim zu gehen. Anstalten dazu. Mit Zelter zu Hause gespeist. Mit ihm und Cramer nach Tische abgefahren." — Ludwig Wilhelm Cramer (1755—1832), seit 1803 Oberbergrat in Wiesbaden,

besaß ein vorzügliches Mineralienkabinett, das Goethe in den letzten Wochen mehrfach besucht hatte.

187, 7. Adolfshöhe. — Biebrich, Sommerresidenz der Herzöge von Nassau, mit Mosbach (Z. 19) durch den berühmten Schloßpark verbunden. Vgl. 258, 7 ff.

187, 15. Schloß Johannisberg, 1757—59 vom Fürstabt von Fulda auf der Stelle des 1563 aufgehobenen Benediktinerklosters erbaut, seit 1816 im Besitz der Familie Metternich.

188, 4. Den Heiligen, deren Hilfe man in besonderen Nöten erfleht. Meist werden 14 angenommen, zu denen der vor allem in Pestgefahr hilfreiche Rochus jedoch nicht gehört.

188, 31. Eltville, Hauptort des alten kurmainzischen Rheingaues. Die Burg wurde 1330—50 erbaut.

189, 22. „Leimen" = Lehm.

189, 29. Schloß Reinhartshausen.

189, 33. Die Rheinaue. „Aue" = Insel.

190, 3. Die Nische in der Weinbergsmauer auf der Grenze der Erbacher und Hattenheimer Gemarkung, aus der der „Markbrunnen" fließt. Der Wein ist der „Markobrunner". („Markt" und „Mark" werden dialektisch nicht scharf unterschieden; vgl. den Reim „Mark: Quark" Bd. 7, S. 147.)

190, 29. Der Name „Winkel" ist aus Vinicella (Weinlager) entstanden. Vgl. 220, 4.

191, 21. Der auf einem Felsen im Rhein aufragende Mauth- oder Zollturm wird in der Sage mit Erzbischof Hattos Flucht vor den Mäusen in Verbindung gebracht.

191, 25. Die Rochuskapelle wurde 1677 zum Andenken an die Pest vom Jahre 1666 erbaut. In den französischen Kriegen devastiert, wurde sie 1814 wiederhergestellt. 1889 zerstörte sie der Blitz, die Wiederherstellung erfolgte im spätgotischen Stil 1889—94. Das Bild des Heiligen blieb unbeschädigt an seinem Platz. Vgl. Bruder, Die Verehrung des heil. Rochus zu Bingen a. Rh. 1884.

192, 29. „schauderhaft" = ergreifend, erschütternd, wie Bd. 20, S. 58, 7 u. ö.

193, 14. Die damals teilweis wieder ausgebaute Ruine, die Goethe, der landläufigen Ansicht folgend, für ein römisches Kastell hält, ist die mittelalterliche Nieder- oder Brömserburg. Im 12. Jahrh. erbaut, kam sie nach dem Aussterben der Brömser in Metternichschen, 1811 in Ingelheimschen Besitz.

194, 2. Die Ober- oder Bosenburg.

194, 10. Vgl. Bd. 5, S. 143. 428 ff.

196, 10 f. Bei dem Hofrate Wilhelm Friedrich Götz in Rüdesheim, der sich anschloß, s. 197, 30.

196, 13. „Minern“: erzhaltige Gesteine, vom mittellateinischen minera; vgl. 204, 4.

197, 1 f. Diesen Wunsch erfüllte 1821—26 Nöggeraths vierbändiges Werk „Das Gebirge im Rheinland-Westfalen, nach mineralogischem und chemischem Bezuge“.

197, 9 f. Titel eines dem Cebes von Theben, einem Schüler des Sokrates, zugeschriebenen Dialogs, der die Erklärung eines allegorischen Gemäldes zum Gegenstand hat. Das Gemälde zeigt einen Berg, von drei Ringmauern umgeben, durch welche die Menschen, von den Lastern auf Abwege verlockt, den Pfad zur steilen Spitze emporklimmen müssen, auf der die Tugend und Glückseligkeit thront.

197, 24. Vgl. 199, 8 f.

198, 1. Vgl. 220, 19 ff. Eibingen, adliges Nonnenkloster bei Geisenheim, 1148 von der heiligen Hildegard auf dem Rupertsberge gegründet, 1631 nach Eibingen verlegt, wurde 1802 aufgehoben. Seit 1901 befindet sich bei Eibingen ein neues, St. Hildegardiskloster.

199, 32. „Offizium“: liber officialis, Sammlung der Gebete und Lieder zur Verehrung des Heiligen.

201, 16. Die neuen weltlichen Behörden.

201, 32. Folge: im Sinne harmonischer Entwicklung.

202, 14. „Ungetüm“ = Ungestüm. Vgl. Bd. 37, S. 63, 5 und „Faust“ V. 8894 (wo in den meisten Handschriften „Ungestüm“ steht; 7927 „Windgetüm“).

207, 16. Vgl. die Legende in Bd. 25, S. 186 ff.

207, 24. Französ. rouge = provenz. rog; daher „Rochus“.

212, 11. Auf den rauhen Höhen des Hunsrücks und der Eifel bildet die Kartoffel das Hauptnahrungsmittel. Im Tagebuch steht der Spruch ohne den Schlußvers.

213, 16. Vgl. Bd. 33, S. 227, 12. 322. Schuchardt, Goethes Kunstsammlungen I, 209 ff.

219, 23. Über einen künstlerischen Nachklang dieser Eindrücke vgl. Bd. 30, S. 290, 23—31 sowie Weim. Ausg. Bd. 34, II, S. 5 und Bd. 49, I, S. 358 f.

## Im Rheingau Herbsttage (S. 220—234).

220, 3. Die Familie Brentano in Frankfurt, zu der Goethe seit seiner Jugend in nahen Beziehungen stand, stammte aus Tremezzo am Comersee. Der damalige Chef

des bedeutenden Handelshauses war Franz Brentano (1765 bis 1844), vermählt mit Antonie v. Birkenstock aus Wien (1780—1869). Das Landgut zu Winkel war von Peter Anton Brentano, Franzens Vater, 1782/83 erworben.

220, 8. Goethe war vom 1.—8. Sept. 1814 dort zu Gaste.

220, 19 ff. Vgl. 198, 1.

221, 19. Der Brömserhof, in seiner jetzigen Gestalt dem 17. Jahrhundert angehörig, liegt in der Obergasse zu Rüdesheim. Die „unerfreulichen Reste" beschreibt Gerning in seinen „Rheingegenden von Mainz bis Köln" (1819) näher. Die Ritter von Cronberg waren mit den Brömsern verschwägert.

221, 26. Not Gottes, agonia domini, Kapuzinerkloster bei Eibingen; vgl. 226, 28.

222, 4. Schloß Vollraths, uralter Besitz der Greiffenklau (seit 1805 der fränkischen Linie, vgl. 223, 27).

222, 23. Der Familie Greiffenklau gehören zwei Kurfürsten an: Richard von Trier (1511—31), der Besieger Sickingens, und Georg Friedrich von Mainz (1626—29).

224, 6. Das alte Kraichgauer Rittergeschlecht der Sickingen, seit Mitte des 15. Jahrhunderts auf der Ebernburg.

224, 27. Flöze sind parallel gelagerte Gesteinsschichten.

225, 20. Der obigen Beschreibung des Rochusfestes.

225, 29. Altkönig und Feldberg im Taunus.

227, 5. Das Jagdschloß, damals Besitz der Grafen Walbott von Bassenheim, jetzt königliche Domäne.

227, 8. Dreiecksshausen = Trechtlingshausen.

228, 19. Hrabanus Maurus, Abt zu Fulda, dann Erzbischof von Mainz, starb 856 zu Winkel.

229, 11. Nieder-Ingelheim, königliche Pfalz, 768—74 von Karl d. Gr. mit Benutzung ravennatischer Marmorsäulen erbaut, von Karl IV. nach einem Brande wiederaufgebaut und 1346 an Kurpfalz übergeben. Die Anbringung der Inschrift fällt in die Zeit der katholischen Okkupation der Rheinpfalz nach der Vertreibung Kurfürst Friedrichs V.

229, 32. In Sebastian Münsters (1489—1552), eines geborenen Ingelheimers, Kosmographia universa, Basel 1544.

230, 6. Die 1805 von Napoleon wiederhergestellte alte Straße Mainz—Bingen führt durch Nieder-Ingelheim.

230, 25 ff. Vgl. 197, 34 ff.

231, 31. In der Kirche befinden sich Glasmalereien, die Szenen aus der Geschichte Karls d. Gr. darstellen.

233, 2. Vgl. Bd. 23, S. 244. Bd. 24, S. 46 f.

233, 5. Die Dichterin Karoline v. Günderode, die Jugendfreundin der Bettina Brentano, gab sich am 26. Juli 1806 am Rheinufer bei Winkel den Tod. Vgl. Bettina v. Arnim, „Die Günderode" 1840.

234, 5 ff. Aus dem Rheinweinliede von Matthias Claudius (1776). „Rundwort" = Rundgesang.

## Kunst und Altertum am Rhein, Main und Neckar (S. 235—332).

Von dieser Schrift, die das erste Heft der im Cottaschen Verlag erscheinenden Zeitschrift „Über Kunst und Altertum" bildete, veröffentlichte Goethe im Cotta'schen „Morgenblatt für gebildete Stände", 9.—12. März 1816, eine ausführliche Inhaltsangabe (s. Weim. Ausg. Bd. 49, I, S. 3—19), deren Eingang wir hier wiedergeben:

„Um dieses erste Heft zu beurteilen, ist es notwendig, Veranlassung und Ursprung desselben zu kennen.

„Bei einem zweimaligen Aufenthalte am Main und Rhein, in beiden vergangenen Sommern, war's dem Verfasser angelegen, nachdem er seine vaterländische Gegend lange nicht gesehn, zu erfahren, was, nach so vielem Mißgeschick, sich daselbst, bezüglich auf Kunst und Altertum und die sich anschließende Wissenschaft, befinde, wie man es zu erhalten, zu ordnen, zu vermehren, zu beleben und zu benutzen gedenke. Er besah die Gegenstände, vernahm die Wünsche, die Hoffnungen, die Vorsätze der Einzelnen, so wie ganzer Gesellschaften, und da er seine Gedanken dagegen eröffnete, forderte man ihn auf, das Besprochene niederzuschreiben, um, vielleicht öffentlich, eine Übersicht des Ganzen zu geben und zu Privatunterhandlungen einen Text zu liefern.

„Die Rhein- und Maingegenden, im breitsten Sinne genommen, zeigen, so wie das übrige Deutschland, ausgesäte größere und kleinere Lichtpunkte, und hier entsteht der doppelte Wunsch, daß sie sich sämtlich unter einander in Bezug setzen, jeder Ort das Vorhandene allgemeiner bekannt mache, damit man schneller beurteile, wie es erhalten, belebt, von Einheimischen, Nachbarn und Fremden benutzt werden könne.

„In diesem Sinne besuchte der Reisende größere und kleinere Städte, von denen, kürzer oder umständlicher, allgemeine Rechenschaft gegeben wird, je nachdem man daselbst längern Aufenthalt gefunden oder wohl gar wiederholt verweilen dürfen."

235, 1 ff. Goethe war 1815 am 27. Mai zum Kurgebrauch in Wiesbaden angekommen, am 21. Juli folgte er der Einladung des Ministers Freiherrn vom Stein nach Nassau, der diesen Sommer dort in Zurückgezogenheit verlebte. Am 25., nach zweitägigem Aufenthalt, fuhren sie zusammen nach Köln, wo sie den 26. blieben. Am 25. hatte die Kölnische Zeitung die Bekanntmachung des Oberpräsidenten gebracht, daß Rubens' Kreuzigung des hl. Petrus, das Altarbild der Peterskirche, am 16. von Paris, wohin es 1802 geschafft war, nach Köln abgegangen sei. Der Erlaß schloß mit dem Hinweis auf die Stärke Preußens, dem die Wiedererwerbung des geraubten Gutes zu danken sei. Das Altarbild war 1638—40 auf Bestellung der Familie Jabach gemalt.

236, 15 ff. Everard Jabach d. J., Bankier und Ratsherr zu Köln, später in Paris, hatte um 1650, nach der Hinrichtung Karls I., durch Ankauf eines großen Teils von dessen Kunstschätzen die bereits von seinem Vater angelegte Sammlung bedeutend vermehrt. Sie ging später, da sich Jabachs Vermögensumstände verschlechtert hatten, größtenteils in den Besitz Ludwigs XIV. über. Vgl. J. J. Merlo, Die Familie Jabach zu Köln und ihre Kunstliebe, 1861. Goethe sah das um 1660 gemalte Familienbild zuerst im Juli 1774, vgl. Bd. 24, S. 214 f. 301 f.

236, 34. Sulpiz (1783—1854) und Melchior (1786 bis 1851) Boisserée gewannen unter dem Einfluß Tiecks und Friedrich Schlegels frühzeitig ein reges Interesse für die mittelalterliche Kunst. In Paris 1803 wurden sie mit den von Napoleon dort zusammengerafften altdeutschen Kunstwerken bekannt. Zurückgekehrt, begannen sie ihre große Sammlung in Köln, mit der sie 1810 nach Heidelberg (vgl. 300, 12 ff.), 1818 nach Stuttgart und 1827 nach München übersiedelten; sie bildet den Grundstock der Alten Pinakothek. Vgl. „Sulpiz Boisserée", 2 Bde., Stuttgart 1862 (Bd. 2: Briefwechsel mit Goethe).

237, 1. Johann Baptist Bertram (1776—1841), Schüler Friedrich Schlegels, war 1803 mit den Boisserées in Paris; eifriger Förderer ihrer Bestrebungen.

237, 5. Ferdinand Franz Wallraf (1748—1824) vermachte seine Sammlungen der Stadt. Sie bilden die Grundlage des Wallraf-Richartz-Museums; vgl. 239, 17. 240, 4.

237, 6. Jakob Lybersberg, Rentner; Gerhard Fochem, Geistlicher und Rektor in Köln.

237, 16. Vor 1450 von Stephan Lochner gemalt. Goethe und Boisserée beschäftigen sich in ihrem Briefwechsel 1816 eingehender mit dem Gemälde. Vgl. 315, 16.

239, 7. Adolf v. Hüpsch, geh. Legationsrat zu Köln (1730—1805), hatte seine Sammlung dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt vermacht, da der Kölner Magistrat für die der Stadt zugedachten Kunstschätze kein Gebäude hergeben wollte. Vgl. 297, 8.

239, 10. Karl Wilhelm Rose (1753—1835), Geolog und Besitzer einer großen Mineraliensammlung, die er Berlin überließ. Vgl. Weim. Ausg. 2. Abt., Bd. 9, S. 183 ff.

239, 15—26. Hier und ferner hat Goethe einen ausführlichen Bericht S. Boisserées benutzt, s. Weim. Ausg. Bd. 34, II, S. 36 ff.

240, 4. Goethes Wunsch wurde durch die Erbauung des Wallraf-Richartz-Museums erfüllt, zu der das Vermächtnis des Kommerzienrates Johann Heinrich Richartz (1797—1861) die Mittel gewährte.

241, 12. Maximilian Heinrich Fuchs (1767—1846) lieferte u. a. Zeichnungen zu S. Boisserées Domwerk. Vgl. 244, 3.

241, 16. Joseph Hoffmann (1764—1812) hatte sich mit Erfolg an den Preisaufgaben der Weimarischen Kunstfreunde beteiligt; vgl. Bd. 30, S. 67. 90; Bd. 33, S. 262 ff.

241, 27. Gustav v. Rauch (1774—1841), Ingenieurgeneral, Leiter der Festungsarbeiten am Rhein, später Kriegsminister. Vgl. „Boisserée" I, 249.

242, 27. Joseph Raabe (1780—1849), vgl. Bd. 30, S. 264 und das Gedicht Bd. 3, S. 136 „An Personen" Nr. 135.

242, 28. Kaspar Benedikt Beckenkamp (1747—1828).

243, 3. Dort sah Ernst Moritz Arndt die beiden „größten Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts" nebeneinander; s. seine „Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein" 1858, S. 224 ff.

243, 28. Es erschien 1822—31 bei Cotta. Vgl. Bd. 35, S. 13 f. 233, 32 ff. 334 f., auch Bd. 23, S. 208, 16 ff.

243, 30. Der Aufriß des Hauptportals und des nördlichen Turmes wurde von Oberbaurat Georg Moller (1784 bis 1852) in Darmstadt auf einem Dachboden wiedergefunden, den des südlichen Turmes fand Boisserée in Paris. Vgl. 328, 21. Moller gab den Aufriß 1818 faksimiliert heraus; vgl. „Kunst und Altertum" II, 2 (1820) 75 ff. und hier 244, 3. 299, 14. 326, 25.

244, 4. Angelo Quaglio (1778 – 1815) lieferte einige der schönsten Zeichnungen zu dem Domwerk. Vgl. „Boisserée" I, 120.

244, 9 f. Christian Friedrich Duttenhofer (1778—1846) und Johann Adolf Darnstädt (1786—1844). Des letzteren Außenansicht des Kölner Doms nach Quaglio gilt als eines seiner vorzüglichsten Blätter.

245, 30. Bernhard Kaspar Hardy (1726—1819).

246, 18. Im Wallraf-Richartz-Museum befinden sich einige dieser Arbeiten.

246, 25. Wallraf hat einen Nekrolog Hardys verfaßt und ihn in einer Ode gefeiert.

247, 29. Von 1338 bis 1800. Letzter Rektor war Wallraf.

248, 10. Gegründet 1799, in eine Sekundärschule — die französische Gelehrtenschule — umgewandelt 1805.

248, 20. Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung, da 1818 Bonn der Sitz der Hochschule wurde. Vgl. 252, 19 ff.

249, 29. In „Kunst und Altertum" I, 2 (1817), 199 f. berichtete Goethe nachträglich unter der Überschrift „Köln":

„Zu unserer großen Beruhigung erfahren wir, daß man daselbst eine ansehnliche Stiftung zu gründen beschäftigt sei, wodurch es auf lange Jahre möglich wird, den Dom wenigstens in seinem gegenwärtigen Zustande zu erhalten. Auch ist durch Vorsorge des Herrn Generalgouverneurs Grafen von Solms-Laubach die Wallrafische Sammlung in das geräumige Jesuitengebäude gebracht, und man sieht einer methodischen Aufstellung und Katalogierung derselben mit Zutrauen entgegen. Und so wären dann zwei bedeutende Wünsche aller deutschen Kunstfreunde schon in Erfüllung gegangen."

249, 31. Auf dem Remigiusplatze war der (jetzt im Provinzialmuseum befindliche) Altar der dea Victoria aufgestellt, die der Stadt vom Kanonikus Franz Pick (1751—1819) aus seiner Sammlung überlassen war. Vgl. A. W. Schlegel, „Kunst- und Antiquitätensammlung des Herrn Kanonikus Pick" im Jahrbuch der preuß. Rheinuniversität 1819, S. 94 ff.

250, 19. Nach Düntzer lautete eine solche: „Nullum grande ingenuum sine mixtura dementiae." Auf Goethes Lächeln meinte Pick: „Nulla regula sine exceptione."

253, 26 f. Dem „alten Zoll", auf dem jetzt das Denkmal Arndts steht.

254, 6 f. Von den Franzosen 1795/96 und von Cäsar.

254, 10. Die Ausgrabungen römischer Altertümer bei Neuwied begannen bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts und wurden des öfteren wieder aufgenommen. Vgl. Hoffmann, „Die Zerstörung der Römerstädte am Rhein ꝛc.“ 1820.

254, 24. Durch die Arbeiten der Reichs-Limeskommission wird diese Forschung systematisch durchgeführt.

255, 6. Benediktinerabtei in der Eifel am Laacher See, 1093 gegründet, 1802 von den Franzosen aufgehoben, jetzt wieder im Besitz des Benediktinerordens. Goethe besuchte die „verödete Abtei“ am 28. Juli von Koblenz aus.

255, 8. Die französische École de droit wurde von Preußen aufgehoben.

255, 16. Das frühere Kloster ist heute Fort.

256, 1. Goethe kehrte am 29. Juli mit Stein nach Nassau zurück, am 31. allein nach Wiesbaden, unterwegs schon „Kunstschätze am Main und Rhein“ überdenkend. Am 11. August fuhr er mit S. Boisserée nach Mainz, am 12. von dort nach Frankfurt, und zwar direkt; die Stücke 258, 7 bis 260, 8 unterbrechen den Gang der Reise. Vgl. „Boisserée“ I, 266 ff.

256, 7. Friedrich Lehné (1771—1836), Bibliothekar.

256, 10. Gedruckt in Lehnés Werken (1836—39) Bd. 3.

256, 18 f. Vgl. Bd. 28, S. 256, 9 ff. Der „künstliche Teich“ war das Reservoir der römischen Wasserleitung, die bei dem Dorfe Zahlbach am besten erhalten ist.

257, 10. Die Universität bestand 1477—1798.

257, 18. Das Tagebuch bezeichnet Gemälde und „Curiosa“ als Inhalt der Sammlung.

257, 20. Joh. Kaspar Schneider (1753—1839).

258, 10. Goethe war dort 1814/15 öfters Gast des Herzogs von Nassau. Die Lage des Lustschlosses war gefährlich durch die Nähe der Festung Mainz, deren Belagerungen es mit Zerstörung bedrohten.

258, 23. Die 1813 als öffentliche Bibliothek gegründete nassauische Landesbibliothek erhielt seit 1803 aus den aufgehobenen Klöstern reichen Zuwachs.

258, 24. Aus Eibingen, vgl. zu 198, 1 und A. von der Linde, „Die Handschriften der Kgl. Landesbibliothek in Wiesbaden“ 1877.

259, 1 ff. Helfrich Bernhard Hundeshagen (1784—1849). Vgl. Goethe-Jahrbuch VI, 125 ff. und Otto, „Goethe in Nassau“, S. 114 ff. Das Werk erschien 1819.

259, 13. Vgl. zu 187, 1.

259, 21. Der Kursaal wurde 1809/10 nach den Plänen Wilhelms v. Wolzogen (vgl. zu 67, 6) erbaut. Das schlicht harmonische Gebäude mußte 1905 einem Neubau weichen.

259, 34. Am 5. Dez. 1821 fand die seit 1812 geplante Gründung des „Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung" statt.

260, 2 ff. Gerning (vgl. zu 13, 20) überließ seine Sammlungen 1824 gegen eine Leibrente dem Herzoge von Nassau für das Wiesbadener Museum. Sein Gedicht „Die Heilquellen am Taunus" war 1813 erschienen.

260, 9 ff. In Frankfurt, bezw. auf der nahen Gerbermühle bei Willemers, weilte Goethe vom 12. August bis zum 18. September 1815.

260, 16. Jakob Guiollett (1746—1815), Maire von Frankfurt unter der Herrschaft des Fürst-Primas und Großherzogs Karl v. Dalberg, Schöpfer der Anlagen an Stelle der alten Befestigungswerke. Dort ist ihm ein Denkmal errichtet.

260, 28. Das neue Bibliotheksgebäude wurde am Obermaintor 1820—25 erbaut nach den Plänen des Stadtbaumeisters Heß, der am 21. Aug. eine Verwandte Goethes heiratete, vgl. Tagebuch.

260, 30. Die jetzige Paulskirche, vgl. zu 35, 8.

261, 9. Friedrich Christoph Schlosser (1776—1861), der Geschichtschreiber, damals Bibliothekar zu Frankfurt.

261, 16. Die feierliche Übergabe der Regierung an den Senat der freien Stadt fand am 9. Juli 1814 statt.

261, 19. Das „Museum" wurde 1814 von Niklas Vogt, Heß und Coudray gegründet.

261, 26. Johann Karl Brönner (1738—1812), Buchhändler und Senator.

261, 33. Christian Georg Schütz „der Vetter" (1758 bis 1823), Landschaftsmaler und Begründer der Bildersammlung des Museums, der auf sein Betreiben Dalberg die Gemälde aus den aufgehobenen Klöstern zuwies. Vgl. 269, 6 ff.; Bd. 30, S. 279, 20 f.

262, 4. Hans Holbein der Ältere (1460—1523) hielt sich im Beginn des 16. Jahrhunderts bei den Dominikanern zu Frankfurt als „commensalis" auf und malte eine größere Anzahl Bilder für die Klosterkirche. Auch das 1509 für Jakob Heller gemalte Altarbild Dürers befand sich dort. Vgl. „Aus dem Dominikanerkloster", Weim. Ausg. Bd. 34, II, S. 15 ff. und Koch, „Das Dominikanerkloster zu Frankfurt

am Main" 1892. Donner-v. Richter, „Jerg Ratgeb, Maler von Schwäbisch-Gmünd, seine Wandmalereien im Karmeliterkloster zu Frankfurt a. M." 1882.

262, 11. Ein eigenes Gebäude ist für diese Gemälde nicht errichtet worden. Sie wurden größtenteils in der Stadtbibliothek untergebracht und befinden sich heute in einem eigenen Saale des städtischen historischen Museums.

262, 18. Die Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Prag wurde 1796 von einem Vetter des mit Goethe befreundeten Grafen Kaspar Sternberg gegründet. Ihren Direktor, den Maler und Kupferstecher Joseph Bergler (1753—1829) nennt Goethe auch Bd. 30, S. 343, 20. Von ihr ging 1800 die Akademie der bildenden Künste aus.

263, 4. Johann Friedrich Städel (1728—1816), Handelsmann, hatte durch Testament vom 15. März 1815 das nach ihm benannte Kunstinstitut begründet. Vgl. 285, 24; Bd. 30, S. 284; Bd. 35, S. 68 f. Weim. Ausg. Bd. 34, II, S. 15; Bd. 47, S. 348 ff.

263, 18. Johann Georg Grambs (1756—1817), Rechtsanwalt, gehörte zu den von Städel ernannten ersten Administratoren des Instituts, dem er 1816 seine Sammlung gegen eine Jahresrente von 5000 Gulden überließ. Vgl. 266, 32. 269, 22. 285, 29; Bd. 30, S. 284; Bd. 35, S. 156.

263, 26. Karl Friedrich Wendelstadt (1786—1840), Maler und Radierer, Pflegesohn des Dr. Grambs, 1817 Inspektor des Städelschen Instituts. Vgl. „Kunst und Altertum" VI, 2 (1827), 411.

263, 29 ff. Diese Gemälde bildeten den wertvollsten Teil der vielseitigen Sammlungen des Hofrats Johann Melchior v. Birkenstock (1738—1809), des Vaters von Antonie Brentano. Nach seinem Tode wurden etwa 200 Gemälde und 7000 Kupferstiche von Wien nach Frankfurt überführt. Vgl. K. Rulands Katalog der Kupferstiche, der eine Geschichte der Sammlung enthält. Goethe hat die Sammlung 1814 und mit Boisserée 1815 mit regem Interesse studiert. Vgl. seine Briefe an Antonie Brentano, hrsg. von R. Jung 1896 (Schriften des freien deutschen Hochstifts VII).

264, 3. Marcantonio Raimondi (1475—1534), Begründer der berühmten Kupferstecherschule zu Rom, in der erwähnten Sammlung in seltener Vollständigkeit vertreten. Vgl. Bd. 27, S. 68, 26 ff. 172, 18; Bd. 33, S. 64 ff.

264, 19. Karl Wilhelm Becker (1771—1830), Kaufmann

und Kunsthändler, bekannt durch meisterhaft ausgeführte Münzfälschungen im großen Stile. Vgl. Bd. 30, S. 284, 26.

264, 26. Georg v. Holzhausen auf der „Öde“, dem Holzhausenschen Gute vor dem Eschenheimer Tore.

265, 1. Jakob Philipp Leerse-Sarrasin, Bankier. Seine Sammlung im Saalhof enthielt (nach Gernings „Lahn- und Maingegenden“ 1821, S. 249) hauptsächlich ein Familienstück van Dycks und einen Luther Rembrandts. — Sophia Franziska, geb. Gontard, 1767—1833, Gattin des Arztes Matthias Wilhelm de Neufville. Vgl. Tagebuch vom 10. und 13. Sept. 1815.

265, 2. Aert van der Neer (ca. 1619—83), Landschaftsmaler in Amsterdam. — Johann Jakob Ettling, Apotheker; vgl. Bd. 24, S. 140, 29.

265, 3. Heinrich Lausberg, Handelsmann.

265, 22. Johann Ludwig Ernst Morgenstern (1738 bis 1819), Maler und Restaurator; 295 seiner Kopien in kleinem Format bildeten, in drei Schränkchen geordnet, ein interessantes Kabinett. Es wurde später nach England verkauft. Vgl. Bd. 23, S. 160, 10 und Gwinner, „Kunst und Künstler in Frankfurt a. M.“ 1862, S. 389 ff.

265, 33. Vgl. Gerning a. a. O. S. 250. Gwinner S. 541.

266, 2. Anton Boy (1751—1834), Goldarbeiter und Antiquitätenhändler. Vgl. Gwinner S. 246.

266, 30. Das von G. J. Cöntgen 1779 gegründete „Zeichnungsinstitut“, von J. A. B. Reges (1772—1847) in den Jahren 1799—1832 geleitet.

267, 15—17. Sämtlich an der Dresdener Akademie.

268, 21. Simon Moritz v. Bethmann (1768—1826), Chef des Bankhauses Gebrüder Bethmann, Freund der Goethischen Familie, hatte 1812 in dem Garten seines Landhauses vor dem Friedberger Tor eine Sammlung von Gipsabgüssen, die der kaiserliche Formator Getti in Paris nach den dort zusammengebrachten Kunstwerken geformt hatte, aufgestellt und dem öffentlichen Besuche zugänglich gemacht. Vgl. [Pallmann] „S. M. v. Bethmann und seine Vorfahren“ 1898, S. 298 ff.

269, 2 f. Die Familie der Holzschneider und Drucker Feyerabendt blühte in Frankfurt im 16. Jahrh. Ihr bedeutendster Vertreter war Siegmund Feyerabendt (1527—90). Die Familie Merian zählt eine beträchtliche Anzahl hervorragender Künstler als Maler und Radierer, so Matthäus

Merian d. Ä. (1593—1650) und Matthäus Merian d. J. (1621 bis 1687). Der Begründer der Malerfamilie Roos war der berühmte Tier- und Landschaftsmaler Johann Heinrich Roos (1631—85). Der Bedeutendste der Familie Schütz war Christian Georg Schütz d. Ä. (1718—91), dessen Landschaften auch im Gemäldekabinett von Goethes Vater vertreten waren. Sein Sohn Joh. Georg (1755—1813), der Illustrator des „Römischen Karnevals", war Goethe in Rom näher getreten. Über Christian Georg Schütz den „Vetter" vgl. 261, 33.

269, 9. Hermann Sachtleben (1609—85), Maler in Utrecht, besonders in Rhein- und Maaslandschaften ausgezeichnet.

269, 22. Anton Radl (1774—1852), Radierer und Maler, vorzüglich in Aquarell und Gouachemanier.

272, 18. Heinrich Karl Remigius Brönner, Buchhändler, Neffe des 261, 26 erwähnten Senators.

272, 23. Johann Friedrich Wenner (1772—1835), Buchhändler und Kunstverleger. In seinem bedeutenden Verlage erschienen neben den Faustzeichnungen von P. Cornelius auch der Alexanderzug Thorwaldsens, das Leben der Genovefa der Gebrüder Franz (1786—1831) und Johannes (1788—1860) Riepenhausen. Friedrich Overbeck (1789—1869) malte für ihn seine „Italia und Germania".

272, 27. Die Faustzeichnungen von Peter Cornelius (1783—1867) befinden sich im Städelschen Institut. Vgl. „Boisserée" I, 112 f. und Goethe an Cornelius, 8. Mai 1811.

272, 28 ff. Ferdinand Ruschewevh, 1785—1845. Bertel Thorwaldsen, 1770—1844. Antonio Canova, 1757—1822.

272, 33. Friedrich Wilmans, Kunst- und Buchhändler, früher in Bremen. Vgl. Bd. 8, S. 363.

273, 20. Johann Georg Heinrich Düring, Organist der deutsch-reformierten Kirche.

273, 33. K. J. Schmidt, Kapellmeister der Oper.

274, 12. Johann Christian Senckenberg (1707—72), Arzt in Frankfurt, gründete durch Urkunde vom 18. Aug. 1763 die bekannte wissenschaftliche und mildtätige Stiftung. Während des Spitalbaues brachte ihm am 15. Nov. 1772 ein Sturz vom Gerüst den Tod. — Die folgende Schilderung beruht z. T. auf Berichten von Christian Schlosser, die auch sonst in den Mitteilungen über Frankfurt benutzt sind. Schlosser stützt sich seinerseits auf Ausführungen Dr. Neuburgs über das Institut. Vgl. Weim. Ausg. Bd. 34, II, S. 41 ff. und Goethe an Schlosser, 6. Nov. 1815. Neuburgs

„falsche Darstellung, welche den Schutz eines berühmten Namens erschleichen will“, wurde in der bei Wenner 1817 erschienenen Schrift „Das Senckenbergische Stift“ von der angegriffenen Seite energisch zurückgewiesen. Den von Goethe ausgesprochenen Wünschen hat die Zeit volle Erfüllung gebracht. Die 1817 erfolgte Gründung der „Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft“ brachte neues wissenschaftliches Leben, vielfache Schenkungen gewährten reiche Mittel. In den Jahren 1905 f. wurden für Museum, Bibliothek und Laboratorien umfangreiche Neubauten errichtet.

274, 33. Albrecht v. Haller (1708—77), der Naturforscher und Dichter in Bern.

276, 6. Johann Jakob Reichard (1743—82), der erste Stiftsarzt, Verfasser der Flora Moeno-Francofurtana, 1772—78, und anderer botanischer Schriften.

276, 27. Dr. med. Georg Philipp Lehr (1756—1802), der Nachfolger Reichards als Stiftsmedikus seit 1782. Vgl. 284, 4.

276, 34. Dr. med. Johann Georg Neuburg (1757—1830), seit 1782 Arzt, 1792 mit Goethes Cousine Anna Margareta Melber verheiratet. Vgl. 281, 25.

277, 11. Christian Ernst Neeff, Arzt seit 1809.

278, 5 f. Peter Salzwedel, Apotheker. Dr. Ludwig Daniel Jassoy, Advokat. Johann Kaspar Löhrl, Arzt seit 1790. Johann Friedrich Metzler, kgl. preuß. Geh. Kommerzienrat; Goethe besuchte seinen Garten am 19. Aug. 1815.

278, 23. Theodor Friedrich Arnold Kestner (1779—1847), der fünfte Sohn Lotte Kestners, seit 1812 Professor an der großherzoglichen medizinischen Schule, später Stadtphysikus zu Frankfurt. Er besuchte Goethe am 31. Aug. 1815 auf der Gerbermühle.

279, 31. Joh. Bernhard Jakob Behrends, Arzt seit 1792.

279, 32. Samuel Thomas v. Sömmerring (1755—1830), der Anatom und Physiolog, 1797—1805 Arzt in Frankfurt, zur Zeit (1805—20) in München. Goethe stand mit ihm seit 1784 in regem wissenschaftlichem Briefwechsel und freundschaftlichem Verkehr.

279, 34. Samuel Christian Lucae, seit 1809 Arzt in Frankfurt, später in Marburg Professor.

281, 23 bis 285, 31. Dieser Nachtrag erschien zuerst in „Kunst und Altertum“ I, 2 (1817), 200 ff.

281, 25. Vgl. 276, 34. Besonders um dieser auf Neu-

burgs Angaben gegründeten Darstellung des Nachtrags entgegenzutreten, wurde die zu 274, 12 erwähnte Gegenschrift in Druck gegeben. Die Hervorhebung der Verdienste Neuburgs an unserer Stelle erfolgte auf ausdrücklichen Wunsch Schlossers, vgl. Weim. Ausg. a. a. O. S. 43.

282, 13. Dr. med. et phil. Johann Jakob Kasimir Buch, 1778—1851.

282, 14 f. Abraham Gottlob Werner (1749—1817), Begründer der Geognosie, Professor in Freiberg i. S. „Werners letztes Mineralsystem" erschien nach seinem Tode 1818. Karl Cäsar v. Leonhard (1779—1862), Mineralog und Geognost, Freund Goethes, vgl. zu 286, 27. Sein System der Einteilung, das er seit 1822 in verschiedenen Schriften niederlegte, ruht auf chemischer Grundlage. Vgl. sein Werk „Aus unserer Zeit in meinem Leben" 1854; über Goethe in Hanau besonders S. 440 ff.

282, 30. Philipp Jakob Cretzschmar, seit 1808 Arzt.

283, 8. Ph. G. Gärtner, Bernhard Meyer, J. Scherbius: Ökonomisch-technische Flora der Wetterau 1799—1802.

283, 27. Karl Ferd. Becker (1775—1849), seit 1815 Arzt in Offenbach, am bekanntesten durch seine Schriften zur deutschen Grammatik.

284, 4. Vgl. 276, 27.

284, 8. Karl Theodor v. Dalberg (1744—1817), Koadjutor von Mainz, Erzbischof von Regensburg, 1806 Fürst-Primas des Rheinbundes, 1810 Großherzog von Frankfurt. Nach Napoleons Sturze zog er sich nach Regensburg zurück.

284, 9. Die medizinisch-chirurgische Spezialschule wurde 1812 vom Großherzog gestiftet und ging nach dessen Entsagung wieder ein. Vgl. 275, 18. 276, 18. 278, 19.

285, 24 und 29. Vgl. zu 263, 4 und 18.

286, 1. Goethe war 1814 am 17. Okt., 1815 am 29. Aug. in Offenbach.

286, 3. Bernhard Meyer (1768—1835), Dr. med., Apotheker. Vgl. 289, 30; Bd. 30, S. 284, 30. Die ornithologische Sammlung ging an das Senckenbergische Museum über.

286, 16 f. Meyers Hauptwerk: Taschenbuch der deutschen Vögelkunde 1809/10, mit 75 kolorierten Tafeln. 1815 erschien von ihm: Kurze Beschreibung der Vögel Liv- und Esthlands.

286, 22 f. Ambrosius Gabler, geb. 1764 zu Nürnberg, Maler und Kupferstecher. J. M. Hergenröder, Radierer. Christiane Friederike Stricker (1780—1840), Blumenmalerin.

286, 27. Goethe hielt sich in Hanau, das er 1815 nicht berührte, 1814 am 27./28. Juli und 20.—24. Okt. auf, besonders Leonhards (s. zu 282, 14 f.) wegen. Vgl. Goethes Brief an diesen vom 20. Okt. 1815 und über Leonhards Bericht, den Goethe in die folgende Darstellung mit einigen Kürzungen und stilistischen Änderungen aufnahm, Weim. Ausg. Bd. 34, II, S. 43 ff.

287, 2. Ph. Gottfr. Gärtner, Dr. med., Direktor der Wetterauischen Gesellschaft für Naturkunde. Vgl. 283, 8. 290, 18.

287, 5. Joh. Phil. Leisler, Medizinalrat, gest. 1813. Vgl. 289, 11 ff., Goethe an Knebel, 17. Okt. 1812; 11. Dez. 1813.

287, 8. Joh. Heinrich Kopp (1777—1858), Medizinalrat. Vgl. Goethe an Döbereiner, 26. Dez. 1812.

287, 11. Joh. Heinr. Schaumburg, Hofintendant.

287, 16. Karl Friedrich Merz, Pfarrer in Bruchköbel, gab mit Leonhard und Kopp 1806 die „Systematisch-tabellarische Übersicht und Charakteristik der Mineralien" heraus.

287, 20 f. Das „Taschenbuch für die gesamte Mineralogie, mit Hinsicht auf die neuesten Entdeckungen" 1807 ff., das Goethe gewidmet ist. Leonhards „Handbuch der allgemeinen topographischen Mineralogie" erschien 1805—10, seine „Propädeutik der Mineralogie", in Gemeinschaft mit Kopp und dem jüngeren Gärtner (Karl Ludwig, Apotheker in Hanau) bearbeitet, 1817. Vgl. Goethe an Leonhard, 15. Sept. 1817.

288, 2. Die Wetterauische Gesellschaft für gesamte Naturkunde wurde 1808 in Hanau von Leonhard und Kopp gegründet. Vgl. 291, 13 f.

290, 2. Wohl der im Tagebuch, 28. Juli 1814, erwähnte Schüler Leislers [Heinrich] Kuhl, der 1821 „Beiträge zur Zoologie und vergleichenden Anatomie" herausgab.

290, 16. J. Ph. Leisler, „Populäres Naturrecht", 1. Teil 1799; „Natürliches Staatsrecht" (2. Teil des Naturrechts) 1806.

291, 20. Oryktognosie: Lehre von den einfachen Mineralien; Geognosie: Lehre vom Bau der festen Erdkruste.

292, 5. Anzeigen verkäuflicher Mineralien finden sich in Leonhards „Taschenbuch".

292, 16 ff. Konrad Westermayr (1765—1834), 1790—95 und ca. 1800—1806 in Weimar, Schüler von Lips. Vermählt mit der Malerin und Kunststickerin Christiane Henriette Stötzer (1772—1830). Seit 1807 Professor und Direktor der 1772 gegründeten Zeichenakademie in Hanau.

292, 32. Peter Krafft (1780—1856), Porträt- und Historienmaler, Schüler Davids, seit 1806 dauernd in Wien.

292, 33. Friedrich Bury (1763—1855), Historienmaler, zur Zeit in Dresden, seit Rom mit Goethe befreundet.

293, 18. Die Hanauer Bijouterie-Industrie wurde durch die seit 1597 eingewanderten Niederländer und die nach der Aufhebung des Edikts von Nantes bei den Grafen von Hanau ein Asyl findenden Refugiés begründet.

293, 32. Geschnittene Samtteppiche nach der englischen Stadt Wilton, dem Fabrikationsorte, genannt.

294, 22. „Kunst und Altertum" I, 2 (1817), 209 brachte noch die folgende Notiz: „Hanau. Von dort wissen wir so viel zu melden, daß zwar Herr Geheimerat von Leonhard nach München gezogen, von wo er uns mit einer vortrefflichen akademischen Rede: über Bedeutung und Stand der Mineralogie, beschenkt hat, dagegen aber die Gesellschaft Wetterauischer Naturfreunde von landesherrlicher Seite bestätigt und ihnen die geräumigen Zimmer in dem Schlosse gesichert worden. Ferner ist die dortige schon längstens tätige Anstalt für Kunstbildung zur Akademie erhoben und Herr Hofrat Westermeyer zum Direktor derselben bestellt worden."

294, 23. In der Anzeige im Morgenblatt (s. o. S. 359) heißt es: „Daß der Reisende Aschaffenburg nur aus Erzählungen kennt und also nur oberflächlich von dortigen Gegenständen spricht, wird ihm verziehen sein wegen der guten Wünsche, die er für diesen schönen und wohlgelegenen Ort zu tun sich die Freiheit nimmt."

294, 24. Matthias Grünwald, Zeitgenosse Dürers, auch Matthias von Aschaffenburg genannt.

294, 27. München. Seit 1814 ist das früher kurmainzische Aschaffenburg, das von 1803—13 unter Dalbergs Regierung stand, bayrisch.

295, 20. In Darmstadt: 9.—11. Okt. 1814, 18.—20. September 1815. Das großherzoglich hessische Museum zu Darmstadt wurde vom Großherzog Ludwig I. zu Anfang des 19. Jahrhunderts gegründet und fand im Residenzschlosse Aufstellung. Vgl. Goethe an Christiane, 12. Okt. 1814.

297, 7. Der schaffende und ordnende Geist war Ernst Christian Friedrich Adam Schleiermacher (1755—1844), erster Direktor und Organisator des Museums, der Freund Klingers und Schlossers. Vgl. 298, 30; Bd. 30, S. 294 und Goethes Briefe an ihn vom 23. Nov. 1814, 5. April 1816.

297, 8. Vgl. 239, 7.

297, 28. Joh. Heinr. Merck (1741—91). Vgl. Bd. 24, S. 70 ff. Seine osteologische Sammlung wurde nach seinem Tode auf Schleiermachers Anregung für das Museum angekauft.

298, 30. Von Schleiermachers Söhnen starb der ältere, Ludwig, der Verfasser der „Analytischen Optik", 1844, kurz vor dem Vater; der jüngere, Andreas, Hofbibliothekar, stand dem Vater seit 1811 als zweiter Direktor zur Seite und wurde sein Nachfolger.

299, 14. Vgl. 243, 30. 244, 3. 326, 25.

299, 15 f. Das neue Darmstadt, eine Schöpfung des ersten Großherzogs, entstand nach den Befreiungskriegen.

299, 26. „Denkmäler der deutschen Baukunst" 1812—20.

299, 30. Johann Georg Primavesi, Maler und Kupferstecher aus Heidelberg, Hoftheatermaler in Darmstadt.

299, 34. „Der Rheinlauf von den verschiedenen Quellen bis zu seinem Ausflusse. Nach der Natur gezeichnet und geätzt" 1819.

300, 5. In Heidelberg: 24. Sept. bis 9. Okt. 1814, 20. Sept. bis 7. Okt. 1815.

300, 12 und 302, 17. Vgl. zu 236, 34 und 243, 28.

301, 26 ff. Vgl. Bd. 20, S. 31, 8 ff.

307, 25. San Paolo fuori le mura, vgl. Bd. 27, S. 172 f.

308, 10. Die Dioskuren auf dem Monte Cavallo zu Rom.

308, 19. Vgl. Bd. 27, S. 77, 20; Bd. 35, S. 242, 2.

308, 33. Colonia Agrippinensis, Köln, nach der Tochter, nicht nach der Gemahlin des Germanicus benannt.

309, 5 f. Die heilige Helena, gest. 326, und die byzantinische Prinzessin Theophano, gest. 991.

309, 11 f. Die Legenden von der hl. Ursula und den 11000 Jungfrauen, sowie vom hl. Gereon mit seinen 50 Gefährten werden in den verschiedensten Fassungen überliefert.

309, 27. Dieses Schauspiel hatten den Zeitgenossen die Bewegungen der französischen Emigranten und der Abfall Dumouriez' (vgl. zu 8, 28) geboten.

310, 11. Ermordung der Hugenotten, 23./24. Aug. 1572, und der gefangenen Royalisten, 2. und 3. Sept. 1792.

310, 14. Der Legende nach, weil sie sich weigerte, an den offiziellen Opfern teilzunehmen.

311, 34. Das Bild der heiligen Veronika ist dem ersten Druck in Umrißstich beigegeben. Das Original jetzt in der Alten Pinakothek zu München. In Strixners lithographi=

schem Werk (1821—40) über die Boisseréesche Sammlung als Nr. 114.

314, 5 f. Wolfram von Eschenbach im Parzival (Lachmann 158): Von Kölne noch von Mâstricht kein schiltaere entwürfe in baz.

314, 23 f. Sie waren von Konstantinopel nach Mailand gelangt. Nach dessen Zerstörung schenkte sie (1164) Friedrich I. dem Erzbischofe Rainald von Köln, seinem Kanzler, der ihnen im Kölner Dom eine Stätte bereitete.

315, 13. Wilhelm von Köln, als der erste Maler in deutschen Landen in der Limburger Chronik (Mon. Germ. hist., Deutsche Chroniken Bd. 4, Abt. 1) 1380 gerühmt. Ihm wurde das Dombild zugeschrieben. Vgl. 237, 16.

315, 21. Vgl. 316, 14. In dem genannten Taschenbuch auf das Jahr 1816, hrsg. von F. W. Carové und F. v. Groote, erschien eine übertreibend preisende Beschreibung des Dombildes, von Wallraf.

317, 2. Jan van Eyck, mit seinem Bruder Hubert Begründer der neueren Richtung der flandrischen Malerschule; gest. 1441. Vgl. das Gedicht „Modernes“ (Bd. 2, S. 113).

317, 33. Die Erfindung der Ölmalerei knüpft sich an den Namen Jan van Eycks, der um die Vervollkommnung dieser schon früher angewandten Technik sich besonderes Verdienst erwarb.

319, 31. Das Triptychon (Strixner Nr. 25, 26, 29) hängt jetzt im zweiten Saale der Alten Pinakothek und wird Roger van der Weyden zugeschrieben.

321, 24. Strixner Nr. 28. Das Bild befindet sich am gleichen Orte wie das Triptychon und wird ebenfalls Roger van der Weyden zugeschrieben.

322, 5 f. Das Strixnersche Werk macht die Bilder in vollendeter Wiedergabe, nicht nur im Umriß, anschaulich.

322, 19. Christian Köster (1786—1851), Landschaftsmaler und Restaurator.

324, 3. Ein Jahr lang, 1506.

324, 15 f. Hervorragende holländische Maler des 15. und 16. Jahrhunderts: Hans Memling, 1440—95; Israel v. Mecheln (Meckenen), dessen „Passion“ in Köln, Schüler Memlings; Lukas von Leiden, 1494—1533; Quentin Messis (Massys), 1460—1530.

324, 19. Joan Schoorl oder Schoorel (1495—1562), Schü-

ler Dürers, später in Italien unter dem Einfluß Michel Angelos, Raffaels und der Venezianer.

324, 20. Heemskerk Marten, eigentlich van Veen (1498 bis 1574), Schüler Schoorls.

325, 16 bis 326, 14. Dieser Nachtrag erschien in „Kunst und Altertum“ I, 2 (1817), 210 f.

325, 21. Michael Wohlgemuth (1434—1519), Lehrer Dürers. Albrecht Altdorfer (1480—1538), einer der bedeutendsten Nachfolger Dürers, Stadtbaumeister in Regensburg. Joachim Beuckelaer (1530—1610), niederländischer Genremaler.

325, 23. Johann von Melem, um 1530.

325, 26 ff. Martin Schön oder Schongauer, Maler und Meister der Kupferstechkunst, deren Erfindung ihm zugeschrieben wird, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Vgl. 143, 2. — Jakob Walch, geb. zu Nürnberg um 1470. Am bekanntesten ist sein Porträt Maximilians I. — Joan Gossaert, gen. Mabuse (1470—1532), bedeutender niederländischer Porträtmaler, Lehrer Schoorls. Er malte zuerst in der Weise van Eycks, später ahmte er die großen Italiener nach.

326, 4. Strixner Nr. 21.

326, 25. G. Moller, „Die Originalzeichnung des Domes zu Köln“, 9 Blätter mit Text, Darmstadt o. J. Vgl. 243, 30. 244, 3. 299, 14. 328, 11.

326, 32. Vgl. zu 235, 1.

327, 8 ff. Goethe kam später nicht mehr an den Oberrhein. 1815 war er, von Heidelberg aus, am 30. Sept. und 1. Okt. in Mannheim, 3.—5. Okt. in Karlsruhe. Schwetzingen und Erbach hat er damals nicht besucht.

327, 16. Vgl. Goethes Rezension (1805) der „Alemannischen Gedichte“ Bd. 36, S. 236 ff. Er besuchte Hebel am 4. Okt. 1815 in Karlsruhe.

327, 23 f. Die Büchersammlung der pfälzischen Kurfürsten, die Bibliotheca Palatina, wurde 1623, nach der Eroberung Heidelbergs durch Tilly, dem Papste durch Kurfürst Maximilian I. zum Geschenk gemacht. 39 Bände der Handschriften wurden von den Franzosen nach Paris gebracht und von dort, nach Napoleons Sturz, nach Heidelberg zurückgeholt. Vgl. 332, 14 ff.

327, 33. Vgl. 325, 16 bis 326, 14 und Anmerkung.

328, 21. Vgl. zu 243, 30. 326, 32.

331, 31. Johann Christian Ehrmann (1749—1827), Arzt in Frankfurt, ein Freund des Willemerschen Hauses, Stifter

des Ordens der „Verrückten Hofräte“, in den er auch Goethe aufnahm. Seine Sammlungen von Urkunden 2c. zur Geschichte der Steinmetzbrüderschaft vermachte er S. Boisserée.

332, 5 ff. Johann Gustav Gottlieb Büsching (1783 bis 1829), Germanist, Professor in Breslau. Den ersten Band seiner „Wöchentlichen Nachrichten“ (1816) widmete er Goethe. 1815 war die erste Lieferung seiner „Siegel der alten schlesischen Herzoge, Städte, Äbte 2c.“ erschienen.

332, 14 ff. Vgl. zu 327, 23 f. „Boisserée“ II, 89. 103.

332, 28. Vgl. 235, 3 f. 326, 32.

# Inhalt des neunundzwanzigsten Bandes